Landesbibliothek
Coburg

D. W. 9.

2097. 10582.

Johann Elias Schlegels

Werke.

Vierter Theil.

Herausgegeben

von

Johann Heinrich Schlegeln,

Professor der Philosophie bey der Universität Kopenhagen, und Secretär der königlich dänischen Kanzley.

Kopenhagen und Leipzig,

im Verlage der Mummischen Buchhandlung,

1766.

Landesbibliothek
Coburg

Vorrede.

Da die ersten zween Bände dieser Sammlung bloß dramatische Werke enthalten, so sind in dem gegenwärtigen alle übrige Gedichte meines Bruders zusammengenommen, die der Erhaltung würdig schienen. Der größte Theil derselben wird aus Handschriften mitgetheilt, wovon bisweilen mehrere Exemplare vorhanden gewesen, deren Abweichungen man sorgfältig verglichen hat. Dieses gilt auch von den zwey Büchern des Heldengedichts Heinrich der Löwe. Als ich schon dieses Fragment dem Drucke übergeben hatte,

war noch Hofnung übrig, einen Entwurf des ganzen Gedichtes zu erlangen, um ihn, wenigstens in der Vorrede, bekannt zu machen. Ich erfuhr nehmlich, daß ein solcher Plan vorhanden gewesen sey, und daß der Verfasser ihn, als er noch in Sachsen war, auf Verlangen eines Herrn von Behr, eines Liebhabers der Dichtkunst und Geschichte, aufgesetzt gehabt habe. Da sich weder Concept noch Abschrift davon unter den hinterlassenen Papieren fand, brachte man mich auf die Vermuthung, dieser Liebhaber würde in der Person des Königlichen und Churhanöverischen geheimden Raths und Stallmeisters Herrn von Behr zu Londen anzutreffen seyn; und ich nahm mir die Freyheit, mich deswegen an ihn selbst zu wenden. Seine Excellenz haben bey dieser Gelegenheit den lebhaftesten Antheil an einem Werke bezeigt, welches den heldenmüthigen Stammvater des hohen Braunschweigischen Hauses angeht; Sie wünschen auf das eifrigste, daß der gesuchte Plan gefun-

gefunden werden und zugleich Hofnung geben möchte, nach Anleitung desselben dereinst das Gedichte, so wie auch die historische Arbeit meines seligen Bruders von Heinrich dem Löwen völlig ausgeführt zu sehen. Seine Excellenz muthmaßen, daß der vor einiger Zeit verstorbene Herr Hofrath von Behr aus dem Hause Häuslingen derjenige gewesen sey, der diesen Plan ehemals empfangen. Vielleicht ist es vermittelst dieser Anzeige möglich, daß man diese Handschrift mit der Zeit finden und also in den Stand kommen kann, die ganze Anlage des Gedichtes nach dem Vorhaben des Verfassers zu übersehen, die sich aus den ersten beyden Büchern nicht hinlänglich beurtheilen läßt.

Von den übrigen Stücken, die diesen Band ausmachen, wird in den Vorberichten das nöthige erinnert. Es ist in einigen Gattungen, als den Eklogen, den Elegien, so wenig vorhanden, daß man es lieber Anhangsweise bey andern Gat-

tungen setzen, als unter besondere Titel bringen wollen. Der fünfte und letzte Theil dieser Werke wird, nebst der Lebensbeschreibung, den Fremden enthalten. Weil derselbe in Kopenhagen, und eigentlich für Dänemark geschrieben ist, werden hier mehr als anderwärts Erläuterungen des Herausgebers vonnöthen seyn, um dieses Wochenblatt für deutsche Leser verständlicher und interessanter zu machen.

Vom dritten Theile müssen hier noch einige Druckfehler nachgeholet werden:

Seite 14. Lin. 15 von den Zuschauern lies vor
74. Lin. 7 nach: daß man saget: setze; es sey unwahrscheinlich
226. Lin. 4 nimmer lies, immer
464. Lin. 15 so oft zu lies, so oft er zu.

Inhalt.

I. Heinrich der Löwe erstes und zweytes Buch.

II. Bemühungen Irenens und der Liebe.

III. Briefe und vermischte Gedichte.

dem Herrn Krause.
dem Herrn Geyer.
an seinen Vater beym Anfange eines Jahres.
an seinen Vater.
an seinen Vater.
über des Grafen von Holzendorf Erhebung zum geheimen Rath, und die Vermählung seiner Tochter.
an den Grafen von Holzendorf.
Uebersetzung des siebenten Briefes aus dem ersten Buche des Horaz.
an den Professor Gottsched über Mauvillons zehnten Brief in den lettres sur les François & les Allemands. 1740.
Krieg der Schönheit und des Verstandes auf die Hochzeit des Oberpostcommissarius Gellert. 1741.
Vortheile eines verschwiegenen Liebhabers. 1742.
Die verschiedene Art zu lieben. 1743.
an den Professor Kästner, daß die Mathematik einem Dichter nützlich sey. 1742.
an den Herrn von Hagedorn. 1743.
über die Liebe des Vaterlandes. 1744.
von der Verschiedenheit der menschlichen Begriffe an den Professor Schmidt. 1746.
die wahre Würde eines Herrn bey der Huldigung eines Ritterguts.
das Glück, Mitbürgern zu gehorchen.
die mühsame Weisheit.
auf die Geburt des Kronprinzen von Dänemark den 29 Jan. 1749.
an den Churprinzen von Sachsen nach Vollendung seiner Reisen.
auf den Tod des Generals Walther, zu Kopenhagen. 1749.
Anrede an das Parterre beym Schlusse der Schönemannischen Schauspiele zu Leipzig, um 1740.
die Kunst, glücklich zu seyn.
an seine Großeltern auf ihre Jubelhochzeit den 11. Febr. 1745.
dramatisches Gedicht auf die zweyte Eheverbindung eines Wittwers 1741.

Scherz-

Inhalt.

Scherzgedicht an einen Vater, der zwo Töchter zugleich verheirathete.
Uebersetzung der ersten Ekloge des Virgil. 1740.
Corinna und Sylvius, eine Ekloge.
Elegie.
Elegie auf den Tod einer Schwiegermutter.

IV. Erzählungen.

Der Ehestand.
Der junge Citronenbaum.
Jeannette.
Der eingebildete Baumeister.

V. Oden.

Misbrauch der Dichtkunst.
satyrische Ode auf den Geburtstag eines Schauspielers.
der Tempel des Glücks.
das Glück aus dem Rousseau.
auf den Tod des Hofraths Schlegel.
auf den Tod des D. Schütze.
an die Frau von Spener an ihrem ersten Geburtstage nach ihrer Vermählung.
an den Professor Gellert.
an ein zärtliches Ehepaar bey einer Widerwärtigkeit.
an Chloris.
an Chloris.

VI. Cantaten.

Phyllis und Thyrsis.
Pygmalion.
Prokris und Cephalus.
Amymone aus dem Rousseau.
aufs Geburtsfest der Kronprinzeßinn von Dänemark.
der Triumph der Ehre aus dem Metastasio.
der Weibertausch.

VII. Anakreontische Oden.

VIII. Kleinigkeiten.

IX. Historische Abhandlungen.

Gedanken über die Achtserklärung Heinrichs des Löwen.
Ueber die vorgegebene Ausschließung der Prinzeßin Blanca von der Thronfolge in Castilien.

Zwey

Zwey Bücher
des
Heldengedichts
Heinrich der Löwe.

Sprecht, wer von beiden mehr nach wahrer Größe strebte;
Da Cato standhaft starb, und Heinrich standhaft lebte!

Vorbericht.

Da mein seliger Bruder in seinen akademischen Jahren die deutsche Reichshistorie studierte, vergaß er nicht, sie auch als Dichter zu betrachten, und machte dabey Charaktere merkwürdiger Personen, und Entwürfe zu Tragödien und Heldengedichten. So fand er unter andern, daß **Otto von Wittelsbach** ein gutes tragisches Sujet abgeben könnte. Nichts aber rührte ihn lebhafter als die Geschichte des großen Herzogs von Sachsen und Beyern, **Heinrich des Löwen**. Er fand sie zu einer Epopöe vortreflich, und ward dadurch so in Glut gesetzt, daß er wenige Tage, nachdem er sie gelesen, schon darüber arbeitete, und die Arbeit ihm von statten zu gehen schien. Diesen Anfang machte er zu Leipzig 1742, und als er am Ende des Jahres Sachsen verließ, war er in der Hälfte des zweyten Buches, welches er in den ersten Zeiten seines Aufenthalts in Dänemark zu Ende gebracht. Weiter ist er nicht gekommen. Er schickte die zwey Bücher nach Zürich zur Beurtheilung des Herrn Bodmer. Dieser überließ es dem Herausgeber seiner gereimten Gedichte, dem Herrn Schultheiß, eine Kritik darüber zu entwerfen. Sein Tadel betraf hauptsächlich die besondere Gattung von Maschinen, die in Heinrich dem Löwen angebracht worden. In den neuen kritischen Briefen Zürich 1749 ist der dreyßigste Brief, von den Tugenden, die in dem epischen Gedichte für Maschinen eingeführt werden wollen, eben in dieser Absicht von dem Herrn Schultheiß geschrieben, und einem Briefe entgegen gesetzt, den mein Bruder an ihn abgelassen hatte, um seine Maschinen zu vertheidigen.

Er kannte und bewunderte Glovers Leonidas, und stand also nicht in der Meynung, als ob das eigentlich so genannte **Wunderbare** in der Epopöe ganz unentbehrlich

wäre. Aber er glaubte auch, das fast durchgängig angenommene Vorurtheil, als ob man auch hierinn Homeren und Virgilen auf dem Fuße folgen müße, sey zu tief gewurzelt, als daß man hoffen dürfe, mit Glück demselben Troß zu bieten.

Die Maschinen der Alten werden bey uns, denen ihre Religion nichts ehrwürdiges darstellt, im ernsthaften epischen Gedichte mit Rechte für unbrauchbar angesehen. Die wirklichen guten und bösen Geister, die wir durch unsre Religion kennen, würden nach der herrschenden Denkungsart nirgends anders als in geistlichen Heldengedichten, gebilligt werden. Die Allegorie war also die einzige übrige Quelle des Wunderbaren. Und was bietet sie wohl besseres, reizenderes und faßlicheres an, als die unmittelbare Verwandelung der Tugenden und Laster in Personen. Diese Art von Allegorie ist für alle Sprachen und Zeiten gewesen. Aber sie hat bey der Anwendung in einem Heldengedichte ihre Unbequemlichkeiten. Eine davon ist mit gutem Grunde in dem erwähnten Briefe gezeigt. Der Held muß selbst handeln, wo er anders Held seyn soll. Die mitwirkenden Maschinen billigen nur und unterstützen seine Handlungen, und regieren eigentlich in den Dingen, die vom Willen des Helden unabhängig sind, und doch sein Schicksal bestimmen. Wenn nun die Maschinen nichts anders als eben diejenigen Tugenden sind, welche den Charakter des Helden ausmachen; wie leicht müssen nicht seine Handlungen, und die Wirkungen dieser idealischen Wesen in einander laufen, so daß kein Theil seine volle Ehre bekömmt, und daß sie, anstatt sich wechselsweise zu heben, sich nur verdunkeln! Der Dichter kann schwerlich vermeiden, auf der einen Seite von der Großmuth zu reden, die in Heinrichs Seele ist, und auf der andern Seite von der in eine Person verwandelten Großmuth, die vom Himmel herab über sein Haupt wacht. Hierzu kömmt eine nicht ganz gering zu schätzende grammatikalische Unbequemlichkeit. Die Großmuth ist ein Geist geworden. Man sagt also: Er erschien, er, der Geist der Großmuth, wenn es diese Verbin-

dung

dung mit sich bringt; und an einer andern Stelle muß man gleich so wohl, wie es die Sprache erfodert, sie, die Großmuth sagen.

Diese und andre Erinnerungen mögen theils dem Verfasser selbst während der Arbeit beygefallen seyn, theils sind sie ihm durch den Tadel derer, die seine Handschrift gelesen, in den Sinn gekommen. Und sein Eifer ist hierdurch erkaltet. Er fühlte es, daß eine Epopöe zu viel Fleiß, und Zeit, und Anstrengung erfodere, als daß man Lust haben könnte, wissentlich sich der Gefahr auszusetzen, eine undankbare Arbeit zu übernehmen. Zudem erschienen eben damals die ersten Gesänge des Meßias, und ob er schon, gleich vielen andern gegen die ungewohnten Hexameters eingenommen war, so konnte doch auch dieß etwas darzu beytragen, ihn in seiner Arbeit laulichter zu machen. Denn er war der Meynung, daß viel bey einem Heldengedichte darauf ankomme, der erste in seiner Nation zu seyn; und daß sonst der Grad der zu erwartenden Achtung mit dem Grade der aufgewandten Mühe in keinem gnugsamen Verhältnisse stünde. Glover schien ihm dadurch verloren zu haben, weil Milton ihm zuvorgekommen. Die letzten Verse im folgenden zweyten Buche, da er von einem ämsigen Maler sagt:

„Und zornig, daß er sich so lang umsonst befleißet,
„Zuletzt den feuchten Schwamm in sein Gemälde schmeißet.

scheinen in gewisser Maße ein Bild seiner damaligen Gesinnungen zu seyn.

Was er indessen bey einem längern Leben gethan haben würde, weis ich nicht. Denn den Trieb, ein epischer Dichter zu seyn, hat er von seiner frühen Jugend an, und noch vor dem Zeitpuncte gefühlt, da er sich Heinrich den Löwen wählte.

Die Unternehmung des Heldengedichts hatte ihn zu mühsamen historischen Nachforschungen über die Begebenheiten Heinrich des Löwen, über das Genie seiner Zeiten und den Charakter seiner Zeitgenossen angetrieben. Es war ihm also etwas leichtes, zumal da er in den letzten

Jahren seines Lebens der Historie sich eifriger ergab, von der poetischen Arbeit zu einer historischen überzugehen. Er arbeitete an der Geschichte dieses Helden, die etwa zween Octavbände betragen sollte, und er hatte schon ein ansehnliches Stück davon der Presse bestimmt, als der Tod dazwischen kam. Da dieser Handschrift in der gegenwärtigen Sammlung keine Stelle gehört, und da sie noch in allen Betrachtungen unvollendet ist, so wünschte ich, daß Zeit und Kräfte für mich hinreichend seyn möchten, sie dereinst mit der nöthigen Ausbesserung und Vollführung ans Licht zu stellen. Gewiß, die Historie zeigt sich fast mehr in ihrer ganzen Schönheit und in ihrem vielfachen Nutzen, wenn sie irgend einen großen Mann, einen sehr denkwürdigen Zeitpunct auswählt, und ein ausgeführtes Gemälde darstellt, als selbst in den besten Miniaturschilderungen, oder den Inbegriffen der Geschichte ganzer Reiche. Heinrich der Löwe, ein deutscher Fürst, dessen Macht nur mit des Kaisers seiner verglichen werden konnte, der Stammvater des großen Hauses Braunschweig Lüneburg, der Ueberwinder und Bekehrer der Wenden; durch den, theils bey seiner Regierung, theils bey seinem Falle, die Fürstenthümer Holstein, Meklenburg und Pommern, die Städte Lübeck und Hamburg, und andre Landschaften und Städte mehr, das geworden sind was sie sind; ein Herr von großen persönlichen Eigenschaften, von sonderbaren und rührenden Schicksalen, verdient die Aufmerksamkeit eines Deutschen, und eines jeden Liebhabers der Geschichte.

Doch ich muß noch auf das Gedichte zurückkommen. Es ist ein Fragment, dem sein Urheber abgestorben. Es hat seine Schwächen, in der Poesie der Gedanken sowohl als des Ausdrucks. Ich glaube aber, es würde unverantwortlich gewesen seyn, es um dieser Schwächen willen zu unterdrücken. Und es wird, wenigstens des Inhalts wegen, für Deutsche schätzbar seyn, wenn es auch Ausländer nicht genug interessiren sollte.

Heinrich

Heinrich der Löwe.

Erstes Buch.

Belebe mich, du Kraft, die den Homer beseelt!
Und lehre mich ein Lied, das Heinrichs Muth erzehlt;
Des großen Löwen Muth, den sein Geschick nicht beugte,
Der, als ihn dieß verfolgt, sich erst recht groß bezeugte;
Als Friedrichs strenger Zorn das große Sachsenland
Und Beyers Regiment ihm durch die Acht entwandt.
Zeig an, wie ihn der Haß ergrimmter Fürsten quälte,
Und ihm drey Uebel wies, woraus er Elend wählte;
Bis er, als man ihm auch sein eignes Erbgut nahm,
Nach kurzer Tage Frist mit Rache wiederkam;
Und endlich, was man ihm im Frieden stets versagte,
Versöhnlichkeit und Ruh, durch Schwerdt und Krieg erjagte.
So heftig dringt der Neid auf große Seelen ein;
So muß mit Hoheit Fall fast stets verbunden seyn.
In Goslar, dessen Stolz, den Macht und Freyheit schützte,
In Heinrichs Gränzen selbst oft Heinrichs Feinde stützte;

Wo vormals über ihn der harte Spruch geschehn,
Durch den er sich beraubt und dann verbannt gesehn;
War itzt auf Friedrichs Ruf das deutsche Reich zugegen,
Der Länder innre Ruh vereinigt zu erwägen;
Eh Friedrich, dessen Muth was Grosses unterfieng,
Zum Schrecken Saladins nach Palästina gieng.
Auf diesen grossen Tag war Heinrich auch beschieden,
Und eilte nun hieher, zu Unruh, oder Frieden.
Drey Grafen folgten ihm, statt aller jener Pracht,
Die sonst sein Ansehn groß und fürchterlich gemacht;
Wenn vormals hinter ihm des Adels Heere zogen,
Wenn Federn ohne Zahl auf güldnen Helmen flogen,
Da Beyerns Blüthe sich mit Sachsens Kern vermengt,
Da Helden um ihn her geschäftig sich gedrängt;
So wohl, wenn er sich wies, für Friedrichs Recht zu kämpfen,
Roms frechen Uebermuth und Welschlands Stolz zu dämpfen;
Als wenn er auf sein Wort zum Rath erschienen war,
Dem Reichstag Ehr und Kraft, sich aber Neid gebahr.
Itzt hatte theils das Glück ihm dieß Gefolg entrissen,
Theils wollt er das Geräusch der stolzen Hoheit missen.
Itzt kömmt er nicht als Fürst, er kömmt als Unterthan,
Und zeigt, wie groß er ist, blos durch sich selber an.

Nunmehr begonnte sich die stolze Stadt zu zeigen,
Man sah der Thürme Haupt den Nebel übersteigen,
Der, da der Abend itzt die Schatten länger streckt,
Der Häuser höchstes Dach in dichten Rauch versteckt.

Indessen kam sein Sohn, der älteste von vieren,
Den er vorausgeschickt, des Kaisers Herz zu rühren;
Prinz Heinrich, welcher leicht durch reizenden Verstand
Und edle Schmeicheley der Herzen Eingang fand,
Von Friedrichs Sinn und Huld ein Zeugniß abzulegen;
Er eilet hofnungsvoll ihm aus der Stadt entgegen.
Kaum hinterließ sein Roß der Festung ehrnes Thor,
So kam ihm dieser Zug fünf edler Männer vor,
Die nicht der Kleidung Pracht, nicht Pracht der Waffen schmückte,
Und deren Adel blos aus ihnen selber blickte.

Des Vaters freyen Ernst, des Rosses wilden Schritt,
Das, kühner Unruh voll, sein Bruder Otto ritt,
Erkannt er schon von fern, und sah zugleich von weiten
Den Ratzburg, den Schwerin und den von Welze reiten.
Er naht dem Vater sich mit frölichem Gesicht;
Denn alles macht ihn froh, nur Heinrichs Aufzug nicht.
Mein Vater, hub er an, was braucheſt du zu trauern?
Zeuch lieber im Triumph durch Goslars stolze Mauern!
Der Mangel deiner Pracht stimmt nicht zu deinem Glück.
Zeuch prächtiger einher! so will es dein Geschick.
Beschäme durch den Glanz, den man dir noch gelassen,
Die, die dein Fall erhub, die Fürsten, die dich hassen.
Der Kaiser nahm mich auf, mit Lust umarmt er mich.
Sein Blick sprach, wie sein Mund; er sprach, er liebte dich.
Er sprach von deiner Treu, er sprach von deinen Thaten,
Wie tapfer du gedient, wie weislich du gerathen.
Ja, meine Jugend selbst wies er auf deine Bahn;
Und kurz, er rühmte blos, und klagte dich nicht an.
Kann er bey solcher Huld noch stillen Groll verhelen?
Er denkt an dein Verdienst; was kann dir weiter fehlen?
Sein Herz ist nicht ein Herz, dem andrer Fall gefällt,
Er haßt die Helden nicht, denn er ist selbst ein Held.
Sein Geist ist allzuklug, von steter Wut zu brennen,
Sein Auge sieht zu scharf, die Tugend nicht zu kennen.
Itzt ist ein edler Trieb in seiner Brust erwacht;
Ihm weicht der alte Zorn, und Misgunst und Verdacht.
Er freut sich, dich zu sehn, er wartet mit Verlangen.
Dich soll des Kaisers Burg als seinen Gast empfangen.
Dieß laß dir Glück, und Gunst, und Ehre prophezeyhn!
Noch heute fängst du an, des Kaisers Freund zu seyn.
So freute sich der Prinz, von Friedrichs Huld zu sprechen,
Und durch den süssen Trost des Vaters Leid zu brechen;
Und überlegte nicht, daß, wer den Zepter trägt,
Oft gnädig sieht und straft, oft lächelt und doch schlägt.
Der Herzog, den der Schein des Aeussern nie verleitet,
Und dem ein Blick voll Gunst oft grössre Noth bedeutet,

Sprach: Friedrichs edles Herz ist zwar auch mir bekannt,
Doch Blick und Worte sind ein trüglich Unterpfand.
Auch Helden hassen oft, wie niedre Menschen hassen.
Wer spate Reue sieht, darf sich auf nichts verlassen.
Von blödem Mistraun frey, und doch nicht hofnungsvoll,
Erwart ich, ob ich Ruh, ob Unruh finden soll.
Hier schickt sich kein Triumph, und auch kein knechtisch Beugen,
Ich will mich ohne Stolz, und ohne Kleinmuth zeigen.
Ich will, daß man an mir die alte Pracht vermißt.
Was hälf ein schwacher Glanz, der mir noch übrig ist?
Die Feinde sollens sehn, und sollen schamroth glauben,
Daß ich entbehren kann, was sie so eifrig rauben.
So spricht er, und sein Blick erhitzt und trübt sich nicht,
Da eine Zähr indeß aus Ottos Auge bricht,
Die der verhaltne Zorn aus ihren Quellen schickte,
Doch Scham und Tapferkeit gleich wieder unterdrückte.
Er sprach: Empfiehl nur mir, mein Vater, was dich kränkt!
Die Rache, die man spart, ist darum nicht geschenkt.
Zwar Beyern, Sachsenland und alles ist genommen.
Laß diese Zeit vergehn! es können andre kommen,
Auch ich kann einmal seyn, was itzo Friedrich ist,
Da ich ein Welfe bin, da du mein Vater bist.
Zur Krone sind auch wir, so wohl als er, gebohren,
Viel Länder sind für uns, doch nicht der Ruhm, verloren.
Und einst sollst du es sehn, verrätherische Stadt!
Daß, wer verfolget wird, auch seine Rächer hat!
So sprach er, und sein Blick, der nach den Mauern blitzte,
Dadurch sich Goslars Stolz und kühne Freyheit schützte,
War ihnen ein Prophet, der Flamm und Plündrung droht,
Die er mit spätem Grimm, als Deutschlands Herr, gebot.
Doch Heinrichs Auge sah mit viel gelaßnern Blicke
In die Beleidigung der alten Zeit zurücke.
Er schüttelt großmuthsvoll sein silberfarbnes Haupt,
Und spricht: dergleichen Zorn hat mir mein Land geraubt!
Mein Elend siehst du zwar, doch die bewährten Lehren,
Die dir mein Elend giebt, auch diese sollst du hören.

Die Herrschaft reizt nicht mehr so den geprüften Geist,
Daß ich den strafen will, der mir sie kühn entreißt.
Zwar wünscht ich mir noch stets die allzusüsse Bürde,
Daß ich ein Fürst, ein Heil für viele Völker würde.
Ich wünschte noch einmal die Lust, die man mir nahm,
Daß von mir Beyerns Glück und Sachsens Segen kam.
Doch zum beglückten Recht, der Länder Wohl zu suchen,
Sich durch Gewalt erhöhn, der ihre Bürger fluchen;
Die Städte mit dem Schwerdt, mit Flammen überziehn,
Damit sie blos durch uns, und nicht durch andre, blühn;
Die Ehrsucht nennet zwar dieß ein gerechtes Streiten,
Die Großmuth widerspricht, und nennt es Grausamkeiten.
Erobern macht nicht groß, und Rache macht nur klein,
Nur, wer verschonen kann, verdient ein Fürst zu seyn.
Verdiensten giebt er Lohn, und den Verbrechern Gnade,
Und schadet Feinden blos, damit er sich nicht schade.
So störte Heinrichs Mund in Ottos junger Brust
Der Rachgier schmeichelnd Gift und schadenfrohe Lust;
Und widerstand zugleich durch Beyspiel und durch Lehre
Der süssen Raserey nach selbst erdachter Ehre.
Im Otto pflanzte dieß ein heimlich Feuer fort.
Sein Ehrgeiz stritt in ihm mit seines Vaters Wort.
Indessen senket er die muntern Augenlieder
Und den beherzten Blick verwirrt und traurig nieder.
Er spornt sein schäumend Roß, und straft es ohne Schuld,
Und wünscht den Weg vollbracht und schweigt voll Ungeduld.
Indeß versammelte der Himmel reine Schaaren,
Die auf uns niedersehn, die Tugend zu bewahren.
Sie freun sich, wenn ihr Reiz der Menschen Herz gewinnt,
Und stehn den Seelen bey, wenn sie bekämpfet sind.
Ein jeder von der Zahl, die hier zusammen kamen,
Steht einer Tugend vor, und führet ihren Namen.
Die Großmuth, und die Huld, und Frömmigkeit, und Treu,
Gelassenheit und Muth, und eine lange Reyh
Von Geistern, die man oft blos aus der Wirkung kennet,
Die oft kein Ausdruck faßt und keine Sprache nennet,

Stand um den hohen Thron des Geists der Majestät,
Durch den der Himmel schützt und stärkt, wen er erhöht,
Und auf der Fürsten Haupt, für die er sorgsam wachet,
Das Diadem erhält, und unverletzlich machet.
Sein Blick ist hell wie Licht und, wenn er reden will,
Schweigt alles um ihn her in tiefer Ehrfurcht still.
Sagt, spricht er, die ihr stets auf große Thaten merket,
Sagt an, die ihr nebst mir der Fürsten Herzen stärket,
Die kühner Frevel schmerzt, und blinde Thorheit kränkt,
Beseelte Tugenden! entdeckt mir, was ihr denkt!
Euch will ich meinen Zorn zu richten überlassen.
Soll ich besänftigt seyn? soll ich noch länger hassen?
Den Heinrich kennet ihr; oft habt ihr ihn regiert;
Doch dieß ist eine That, da ihr ihn nicht geführt.
Als Glied des deutschen Reichs, des Inbegriffs von Reichen,
Das hohe Bürger hat, die den Gekrönten gleichen,
Schlug er dem Reiche selbst, das ihm sein Ansehn gab,
Zum Schutze seines Rechts verlangten Beystand ab.
Und sein bedrohtes Land nicht in Gefahr zu wagen,
Ließ er die deutsche Macht in Welschlands Feldern schlagen;
Er hat, was auf der Welt nur einmal wird geschehn,
Den größten Kaiser sich fußfällig werden sehn.
Und ließ, als wollt er sich an seiner Schmach vergnügen,
Ihn lang und unerhört vor seinen Füßen liegen.
Dieß hat mich aufgebracht. Er fühlet meine Hand,
Er ist durch mich verjagt, und ich nahm ihm sein Land.
Acht Jahre sind dahin, daß sich mein Ohr verschließet,
Wie er sein Ohr verschloß. Mich dünkt, er hat gebüßet.
So sprach die Majestät, und schoß den Blick umher,
Ob ein Unsterblicher zu sprechen fertig wär.
Es steht ein ernster Geist zunächst an seinem Throne.
Er heißt Gerechtigkeit, und wirkt in Straf und Lohne.
Sie hat das erste Wort, man ehrt das, was sie will,
Und wenn sie spricht: Es muß! so schweigen alle still.
Dann darf die Großmuth nicht, auch nicht das Mitleid sprechen,
Dann ruht verdienter Haß, und Zorn ist ein Verbrechen.

Die

Die Wage, die sie trug, hieng frey in ihrer Hand.
Sie wog das Unrecht ab, und sieh! die Wage stand.
In einer Schale lag des Kaisers Zorn und Hassen,
Die andre hielt den Stolz, den Heinrich blicken laßen,
Und keine sank, noch stieg. Drauf sprach sie: Majestät!
Hier steh ich keinem bey, weil beyde mich verschmäht.
Zwar nie kann Recht, und ich, für beyde Theile streiten,
Doch Ungerechtigkeit kämpft oft zu beyden Seiten.
Kein Theil ist ohne Schuld. Der, den ich erst gelenkt,
Ist wohl am Ende der, der mich am schwersten kränkt.
So klagt sie, ohne doch den Heinrich zu verdammen.
Gleich tritt von Tugenden ein göttlich Heer zusammen,
Für Heinrichs Wohl zu flehn; Huld, Großmuth, Frömmigkeit,
Treu, Tapferkeit, Geduld, Ernst, Fleiß, Gelaßenheit
Vereinten sich für ihn. Wagts, laßt für ihn uns reden!
So rief die Tapferkeit, und drang ins Herz der Blöden.
Sie schritt zum Thron und sprach: O Majestät, verzeyh!
Denn der, der dich erzürnt, stand dir noch öfter bey.
Dir kann ich Bürge seyn, dem Heinrich Zeugniß geben;
Für dich vergoß er Blut, für dich wagt er das Leben.
Ist solch ein tapfrer Mann nicht der Verzeyhung werth,
Die oft, zu unverdient, Verzagten wiederfährt?
Sie schwieg; doch jener Herz ward ohne Frucht bestritten.
Denn bey ihr durfte man nicht fodern, sondern bitten.
Es gab die Majestät nur einen ernsten Blick
Der kühnen Tapferkeit an Antworts statt zurück.
Doch unerschrocken blieb vor ihr die Großmuth stehen,
Nichts beugte den Entschluß, für Heinrichs Wohl zu flehen;
Ob andern gleich der Blick, den jener Auge schoß,
Aus Scham, umsonst zu flehn, die stillen Lippen schloß.
Sie stand, sie neigte sich, doch ohne knechtisch Bücken,
Und ließ ihr edles Wort sich nur mit Freyheit schmücken,
Wie schön ists, hub sie an, wie schön ists zu verzeihn!
Zum Strafen langsam gehn, zum Wohlthun schnell zu seyn;
Was man nicht sich vergiebt, an andern zu vergeßen,
Und die Vergeltung nicht nach andrer Schuld zu meßen!

Zwar

Zwar Heinrichs Härtigkeit hat deinen Glanz geschwächt,
Und zürnest du auf ihn, so zürnest du mit Recht.
Ich selber, die ich ihn und seine Thaten liebte,
Ich, die ich Zeuge war, wenn er was großes übte,
Ich selber floh bestürzt, es war den ganzen Tag
Mein Angesicht verhüllt, als Friedrich vor ihm lag.
Doch, große Majestät! was Heinrichs That vertheidigt,
Was dich vergeben heißt, ist dieß; er war beleidigt.
Du weißt, wie schnell er sonst zu Friedrichs Hülfe flog,
Wie oft er für das Reich ins stolze Welschland zog,
Und da, was wider dich die kühnen Waffen regte,
Pabst, Fürsten, Städte, Volk zu deinen Füßen legte.
Den Eifer, der so oft für Friedrichs Wohl gekämpft,
Den Muth, den nichts geschwächt, hat Friedrich selbst gedämpft.
Er scheute dieses Schwerdt, das man für ihn gezücket.
Der Arm, der ihn gestützt, ward hart von ihm gedrücket.
Dem Heinrich, ward von ihm ein schon gewißes Land,
Die Erbschaft Tusciens, durch List und Geld entwandt.
Noch stärkte Heinrich stets des Kaisers Macht und Heere,
Und nahm, statt allen Lohns, den größten Lohn, die Ehre.
Die Andacht trieb ihn drauf nach Palästina hin.
Doch dieß Entfernen wies ihm Friedrichs ganzen Sinn.
Der Kaiser zieht umher, und nimmt in Heinrichs Lande
Der Bürger hohen Eyd zum frühen Unterpfande,
Daß wo dießmal ihr Fürst auf ewig sich getrennt,
Man Friedrichs Herrschaft ehrt, und keine sonst erkennt.
Der Herzog kömmt, und sieht in seinem Helden-Leben,
Den Freund, dem er gedient, nach seinem Erbe streben;
Bestürzt kömmt er zurück, und sieht zu gleicher Zeit
Auf sein umringtes Land den stärksten Sturm bereit;
Bischöffe voller Haß, die Wenden in den Waffen,
Den Adel aufgehetzt, sich Freyheit zu verschaffen.
Und Goslar machte noch der Feinde Kühnheit groß,
Und ward ihr Waffenplatz in seiner Länder Schoos.
Da so viel Wut und Haß, so viel bewehrte Schaaren
Auf ihn allein gereizt, auf ihn gerüstet waren,

Heißt Friedrich ihn hinweg ins ferne Welschland ziehn.
Der seinen Untergang so froh zu hoffen schien,
Der heißt ihn voll Vertraun für ihn das Leben wagen.
Aus Zwang, nicht aus Verdruß, mußt er es ihm versagen.
Zu seiner Sicherheit mehr, als zu seinem Lohn,
Verlangt er erst die Stadt, aus der die Feinde drohn.
Dann wollt er ohne Furcht vor ihrem schwachen Hassen,
Dem Kaiser beyzustehn, sein Land in Unruh lassen.
Der Kaiser schlug ihm dieß, und er den Beystand ab.
Er gab dem kein Gehör, der ihm auch keines gab.
Sein Herz verachtete des Kaisers kniend Bitten;
Und dieß ist das Vergehn, für welches er gelitten.
So manches Lands Verlust, Acht, Unruh, Krieg und Flucht,
Der Fall von seinem Glück ist dieses Stolzes Frucht.
Ohn Ehrfurcht für den Arm, der alles zwang zu beben,
Ward er dem Uebermuth der Feinde preis gegeben.
Von allen ließ man ihm nichts als sein erblich Land,
Und aus dem Eigenthum hat man ihn noch verbannt.
Dieß Goslar, das er schon bereit war zu vernichten,
Dieß hört ihn freudenvoll in seinen Mauern richten.
Der Ausspruch ist vollstreckt, der über ihn geschehn.
Drey Jahr hat England ihn im Elend leben sehn.
Drey Jahr umfaßet ihn in allzuengen Gränzen
Sein Braunschweig, das ihn sonst sah, gleich dem Kaiser, glänzen.
Die ihn beneidet, sind von seiner Beute reich,
Und er ist denen kaum, die er verachtet, gleich.
Die Strafe wäge nun, und mit ihr das Vergehen!
Und richte; ziemt mirs nicht, für Heinrichs Wohl zu flehen?
Gnug hast du dich gerächt. Er hat die Majestät,
Zwar seinen Fall zu fliehn, doch sich zum Fall verschmäht.
Der Blitz hat dich verklärt, durch den du ihn getroffen.
Nur du hast ihn gefällt; so laß auch du ihn hoffen!
Durch Zürnen wird dein Glanz mehr, als durch Huld, geschwächt.
Begnadigen, dieß ist der Hoheit schönstes Recht.
So viele Tugenden, die seinen Geist bewohnen,
Und die die Erde kennt, die heißen dich verschonen.

Erwirb dir noch einmal den, der dich sonst bewacht!
Demüthig' ihn durch Gunst, die stärker siegt, als Macht!
Und willst du, daß er sich zu deinen Füßen werfe;
So thu ers nur aus Dank, nicht wegen deiner Schärfe!
Sie sprachs. Beynahe war die Majestät gerührt.
In ihrem Antlitz ward mehr Huld als Zorn verspürt.
Ihr Herz empfand schon itzt das reizende Vergnügen,
Was die Gewalt nicht beugt, durch Güte zu besiegen.
Jedoch die Klugheit sah die Regung ihrer Brust.
Denn was im Herzen ist, macht ihr die Stirn bewußt.
Itzt, sprach sie, will ich nicht von Recht und Unrecht sagen.
Von dem, was schon geschehn, ist es zu spät zu fragen.
Was Friedrichs Geist regiert: ob Klugheit, oder List;
Ob man zu preisen sey, wenn man den Zorn vergißt,
Dieß weißt du selber wohl, von allem will ich schweigen.
Du kannst die Schuld verzeihn, du kannst dich groß bezeigen;
Ich widerstrebe nicht. Doch hörst du meinen Rath;
So schließest du noch nichts, und siehst erst auf den Staat.
Der Fürst, auf den du zürnst, kann nicht begnadigt heißen,
Wenn du nicht andern willst, was du ihm giebst, entreißen.
Wenn ihm dein gütger Spruch sein Land von neuen schenkt,
Geschieht zwar ihm genug; doch andre sind gekränkt.
Die, so sein Fall erhub, wird seine Hoheit fällen,
Und deiner Treusten Schaar mit Haß und Wut vergällen.
Viel Feinde machst du dir an Eines Freundes statt,
Indem du Einen hebst, der dich beleidigt hat,
Und viele niederschlägst, die du nach langen Proben
Ergebner Dankbarkeit zu größrer Macht erhoben.
Gesetzt, daß du den Haß des ganzen Reichs verhöhnst;
Ist Heinrich drum versöhnt, wenn du dich gleich versöhnst? —
Doch fasse selbst den Schluß, mir ziemt es nur zu rathen.
So sprach sie, und ihr Wort, die Richtschnur großer Thaten
Gefiel der Majestät. Sie dachte nach, und schwieg.
Doch als der Rath sich schloß, und sie vom Throne stieg,
Sprach sie zur Großmuth: Geh, dem, den du liebst, zu sagen,
Daß er mich ehren soll, und meinen Zorn ertragen.

Die

Die Großmuth hört es an, und sprach: Ich will es thun.
Doch ließ sie noch den Schwung der güldnen Flügel ruhn,
Um bey der Klugheit selbst, die Heinrichs Schmerz befohlen,
Zuerst noch Rath und Trost für Heinrichs Schmerz zu holen.
O Klugheit, sagte sie, du willst zwar Heinrichs Leid,
Du unterdrückst ihn mehr, als die Gerechtigkeit;
Doch glaub ich, willst du nicht, daß man ihn niederschlage,
Bis daß er meinen Rath aus seinem Herzen jage.
O laß mich doch für ihn ein Heilungsmittel sehn!
Sprich; was wird noch mit ihm in ferner Zeit geschehn?
Kann ihm kein künftig Glück in dem bedrängten Leben
Für gegenwärtig Leid entfernte Hofnung geben?
Ist denn sein Haus mit ihm zu stetem Fall verdammt?
Wird niemand sich erfreun, der von den Welfen stammt?
Damit ich, wenn ich itzt zur Erde niedersteige,
Dem Sohne Wittekinds nur etwas frohes zeige.
Die Klugheit hatte längst, was künftig ist, durchzählt,
Des Schöpfers Rath gehört, als er die Welt gewählt,
Und aus der kleinsten That die Folgen hergeschloßen,
Die wie ein breiter Strom aus engen Quellen floßen.
Ein unberühmtes Werk, das kaum bemerkt geschah,
Ein Zufall, den die Welt erst als verächtlich sah,
Entdeckten ihr vorher den Grund von großen Dingen,
Die theils durchs Glück entstehn, und theils durch sie gelingen.
Ihr schloß sich stets das Haus der Möglichkeiten auf.
Der Wesen lange Reih und festverschlungner Lauf,
Die Welten, die theils sind, theils nie entstehen sollen,
Eröfneten sich ihr auf ihres Schöpfers Wollen.
Sie rührt mit sanftem Druck der Großmuth starke Hand,
Und sagt: Mein Herz ist stets vom Hassen abgewandt.
Ja, glaube, daß ich nie nach jemands Elend strebe.
Nur sich zu schützen, ist der Anschlag, den ich gebe.
Doch dem zu widerstehn, was uns zu fällen droht,
Das rath ich niemals selbst, daß räth durch mich die Noth.
Drum komm; ich führe dich, was fern ist, zu betrachten.
Oft lehrt ein künftig Glück ein itzig Leid verachten.

Im Himmel ist voll Pracht ein göttlich Haus erbaut,
Und sein verschloßnes Thor der Weisheit anvertraut.
Hierinnen zeigt ein Bild voll großer Seltenheiten
Die ungezählte Zahl verknüpfter Möglichkeiten.
Wie jener kühne Bau, von Steinen aufgehäuft,
Aegyptens Wunderwerk, in eine Spitze läuft,
Und unter seinem Fuß so manche Hufe decket,
Und immer schmäler wird, je höher er sich strecket;
So daß die Nachwelt noch der Vorwelt Fleiß erkennt,
Und ohn Erstaunen nie die Pyramiden nennt:
So häufen sich allhier die aufgethürmten Welten,
Die vormals ohne Zahl sich vor den Schöpfer stellten;
Als er, was möglich ist, sich vor ihm sammeln ließ,
Und dann das Meisterstück der Welten werden hieß.
Dich, die du worden bist, du Inbegriff des Schönen!
Sieht man der Säule Haupt und hohe Spitze krönen.
Du stehest oben an, der Dinge schönste Reih!
Und keine ward als du, denn keine kam dir bey.
Dann sieht man unter dir unzählge Möglichkeiten
Sich bis zum tiefen Fuß der Pyramide breiten.
Je niedriger an Werth, je größer an der Zahl,
Und fern von deinem Rang und von des Schöpfers Wahl;
Bis daß ein tiefes Meer der Säule Grund verstecket,
Und den verborgnen Fuß mit seinen Fluthen decket;
Weil blos des Schöpfers Blick, dem sich kein Staub entzieht,
Und dem das dunkle weicht, ihr tiefes Ende sieht.
Hier kam die Großmuth her, weil sie die Klugheit führte,
Die oft hier nach der Bahn des großen Schöpfers spürte.
Die Weisheit öfnete des Tempels güldnes Thor.
Der Großmuth stellte sich die Pyramide vor,
Und ließ ihr, was geschieht, und was noch wird geschehen,
Der höchsten Allmacht Rath, an ihrer Spitze sehen.
O wie viel sah sie Schmerz in Heinrichs nahem Leid!
O wie viel sah sie Trost in der entfernten Zeit!

Dann regte sie vergnügt der Schultern starke Schwingen,
Dem Heinrich Stärke, Lust, Muth und Geduld zu bringen.
Ein Gothisches Gebäu zeigt Goslars weite Stadt,
An dem das Alterthum die Pracht verschwendet hat;
Ein Werk, das von dem Fleiß des großen Königs rührte,
Der Heinrichs Ahnherr war, deß Namen Heinrich führte,
Dem man am Vogelheerd das Zepter überbracht,
Der Deutschland reich und groß, von Hunnen frey gemacht.
Es schmücken in der Luft zahlreicher Thürme Spitzen
Dieß **Pfalzhaus**, wo der Rath der Fürsten pflegt zu sitzen;
Wenn das gesalbte Haupt des größten Reichs der Welt,
Gehör zu geben, kam, und der gekrönte Held,
Der seine Gegenwart in alle Länder theilte,
Mit Hofstatt und Gericht in Sachsen sich verweilte.
Mit seinen Söhnen kam der Herzog in dieß Schloß.
Voll Anstand schwang er sich von dem beschäumten Roß,
Und in der Dämmrung selbst entdeckten ihn geschwinde
Des Kaisers treues Volk und erstes Hofgesinde.
Wie, wenn nach viel Verzug ein gerngesehner Freund,
Den man am Schritte kennt, in einem Haus erscheint,
Und alles frölich macht; so eilten hier die Schaaren,
Die noch von Alters her dem Herzog günstig waren.
Der hielt des Pferdes Zaum; der that mit frohem Mund
Die angenehme Post dem großen Friedrich kund;
Der nahte sich hinzu, sein rauchend Roß zu streicheln,
Und ließ die leichte Hand dem feuchten Halse schmeicheln;
Wenn dort ein Haufe sich um die Gefährten stellt,
Nach Heinrichs Wohlseyn fragt, sich ihnen zugesellt;
Und hier ein edler Volk den Herzog selbst umringet,
Ihn freudenvoll begrüßt, und nach den Zimmern bringet.
Hier kam die **Großmuth** auch noch eh, als Heinrich, an.
Indessen daß der Mensch an sich kaum denken kann,
Ist bey Unsterblichen schon hoher Rath gepflogen,
Bedacht, geprüft, gewählt, geschloßen und vollzogen.
In eines Ritters Kleid, Gestalt und Gang verhüllt,
Der Friedrichs Hofstatt folgt und sein Gebot erfüllt,

Spricht sie den Herzog an, und stellt sich ihm zur Seiten,
Als wäre sie gesandt, ihn durch das Schloß zu leiten.
Itzt, spricht sie, gönne dir vom Reisen keine Ruh,
Und eile nur getrost nach Friedrichs Zimmern zu.
Des Kaisers ganzer Sinn wird sich dir bald entdecken.
Du bist geprüft genug, um mehr nicht zu erschrecken.
So viel nur sagt sie ihm, weil die vermengte Schaar,
Die ihn begleitete, zu hören wachsam war.
Er soll erst in der Nacht einsamen Finsternissen
Den Trost, den sie ihm bringt, den Schluß des Himmels wissen.
Sie füllt indeß sein Herz mit dreister Zuversicht.
Aus seinem Auge stralt ihr unverändert Licht.
Der Kaiser siehet ihn den Fuß behender regen,
Als er ihm näher tritt; er lächelt ihm entgegen,
Und streckt den holden Arm, als zum Umfangen, aus,
Und seine Hofnung bricht in frohen Worten aus:
Willkommen, tapfrer Mann, du Freund von langen Jahren,
Du Löwe bey dem Streit, und Held in den Gefahren!
Sprich, läßt dein Alter dir die Kraft noch unverletzt?
Sprich, ob dich noch, wie sonst, ein blutig Schwerdt ergötzt?
Hast du noch Lust und Muth, der Waffen Last zu tragen,
Und den besiegten Feind durchs weite Feld zu jagen?
Ist langer Reisen Müh dir immer noch ein Spiel,
Und ist der Ruhm noch stets dein vorgestecktes Ziel?
Hat deinen Geist geschwächt, was dich bisher betrübet?
Werd ich nach solchem Leid auch noch von dir geliebet?
Der Saracenen Fürst, der wilde Saladin,
Zwingt mich, den fernen Weg ins Morgenland zu ziehn.
Ich muß Jerusalem aus seinen Händen retten.
Der König Lüsignan trägt der Barbaren Ketten.
Die gottgeweihte Stadt ist unter ihm verheert,
Und Gottes Kreuz entführt, und Gottes Grab entehrt.
Drum hab ich, eh ich geh, des Höchsten Schimpf zu rächen,
Mich einmal noch gesehnt, mit dir als Freund zu sprechen.
So sagt er, und sein Geist sann in ihm selber nach,
Und wog die Freundlichkeit der Worte, die er sprach,

Nach dem Verlangen ab, den heiligen Panieren
Und der geweihten Schaar den Herzog zuzuführen,
Die aus des Saladin von Blut befleckter Hand
Des großen Heilands Grab zu retten fertig stand.
Doch Heinrich neigte sich, und gab zur Antwort wieder:
Der Himmel und Geduld erhalten meine Glieder.
Mein Kaiser, dieser Gram, der mich bisher gedrückt,
Hat mich im Alter nicht zum ersten mal gebückt.
Das Schicksal, welches mich nach kurzer Gunst bestreitet,
Hat auf den schweren Kampf schon jung mich zubereitet.
Beraubt und elend seyn, ist bey mir ein Gebrauch;
Denn was mein Alter sieht, sah meine Jugend auch.
Die Arbeit, die Gefahr, die Last, die ich erlitten,
Litt ich im Glücke selbst, wenn ich für dich gestritten.
Und kurz, mein Herz erblickt in allem, was mich kränkt,
Nichts neues, als den Zorn, den du auf mich gelenkt.
Der Himmel laße nur, voll Gunst zu deinen Werken,
Bey ungleich größerm Glück, dich gleiche Kräfte stärken;
Damit du, wenn du itzt zu Gottes Grabe ziehst,
Der Feinde stolze Macht durch dich gestürzet siehst;
Damit von Feßeln du den Lüsignan befreyest,
Und ihm Jerusalems geheiligt Reich erneuest;
Daß Lieb und Andacht stets in der geweihten Stadt
Des Gottes Tempel sieht, der dort gelitten hat,
Daß, wenn du Heer auf Heer im Osten überwindest,
Du dann dein treues Reich in Frieden wiederfindest.
Hier schwieg der Herzog still. Doch Friedrichs schlauer Sinn
Gieng auf was wichtigers, als Gruß und Antwort hin.
Ein Landmann decket so sein ämsiges Verlangen,
Der einen tapfern Hahn zum Streit sucht einzufangen,
Und mit gelaßnem Schritt auf krummen Wegen schleicht,
Und ihm bedachtsam naht, daß er ihn nicht verscheucht;
Ihn in die Enge treibt, ihn überall umschließet,
Und dann mit schneller Hand nach seinen Flügeln schießet:
Wie Friedrich eifrig war, durch listiges Bemühn
Den Herzog in den Krieg der Christenheit zu ziehn,

Mit rednerischer List nach Heinrichs Herzen stellte,
Damit er ihn dem Heer des Kreuzes zugesellte.
Man schmückt mit Ueberfluß den hohen Speisesaal.
Die langen Tafeln deckt ein prächtig Abendmahl,
Zu dem auf Friedrichs Ruf die edeln Helden kommen,
Die zum geweihten Schmuck ein heilig Kreuz genommen,
Den eignen Schmuck des Volks, das blinder Andacht Zug,
Mit Ehrbegier vermischt, zum fernen Morgen trug.
Hier sah man Englands Kern bey Deutschlands großen Fürsten,
Und Frankreichs muntres Volk, die stets nach Siegen dürsten.
Selbst Philip Frankreichs Herr, der Muth im Auge wies,
Und den der Enkel Dank noch den Erobrer hieß,
War hier, als Friedrichs Gast dem Lauf der frommen Waffen
Gemeinschaftlichen Rath und sichres Ziel zu schaffen.
Indeßen machte schon sein rothbekreuztes Heer
Auf der Tyrrhener See die stolze Flotte schwer.
Auch Richard, Englands Prinz, der oft im Reich der Britten,
Von Frankreich unterstützt, den Vater selbst bestritten,
Ließ Ehrgeiz, Lieb und Haß, die ihn erhitzet, ruhn,
Der Zwietracht zum Verdruß, ein beßres Werk zu thun;
Eilt aus des Vaters Arm mit zärtlichen Versöhnen,
Und kehrt sein blutig Schwerdt auf wilde Saracenen.
Hier war auch Flanderns Graf, des Bundes drittes Glied,
Den von des Kaisers Volk ein grünes Zeichen schied;
Und Berthold von Meran, und Herrmann Graf von Baden,
Und Adolf Holsteins Graf war hier als Gast geladen;
Und Friedrich, Schwabens Fürst, des Kaisers zweyter Sohn;
Die alle sah man hier, die alle wünschten schon,
Des Sultans Heer und Stolz und Herrschaft zu zertreten.
Auch Priester faßten Glut; Nicht blos um Sieg zu beten,
Gieng mancher Bischof mit, das Schwerd in seiner Hand,
Und ein gewirktes Kreuz hieng über sein Gewand.
Die lud man, und noch mehr, zum großen Kriegesfeste.
Und Friedrich führte selbst zur Zahl der tapfern Gäste
Den Herzog, der allein von dieser ganzen Schaar
Mit dem geweihten Kreuz noch unbezeichnet war.

Zwar war er freudenvoll, hier Englands Prinz zu finden,
Und Frankreichs König sich noch enger zu verbinden.
Doch da er überall geweihte Kreuze sah,
Erkannt er Friedrichs Sinn, warum der Ruf geschah,
Den Zweck der Freundlichkeit, die er ihm itzt erzeiget,
Sein Herz wird kummervoll, er sieht umher, und schweiget.
Doch sammelte sich bald des Herzogs reger Geist,
Und der Verdruß erlischt, der sich im Auge weist.
Er redet Philip an, umarmet Englands Helden,
Und läßt sich viel vom Wohl des großen Vaters melden,
Viel von des Hauses Wohl; denn ein geheiligt Band
Verschwägerte sie längst durch der Mathildis Hand.
Dann eilt er nach der Reih, mit höflichem Bestreben
Den Helden seines Volks die treue Hand zu geben.
Des Hungers stärkster Trieb war durch die Kost gestillt,
Der Becher oft erschöpft, und wieder neu erfüllt.
Man trank den edeln Wein aus prächtigen Geschirren,
Und ließ sie rings umher mit frohen Wünschen irren.
Ein Sänger, welcher oft mit kriegerischem Klang
Ein muntres Rolands-Lied vor Friedrichs Heeren sang;
Durch dessen Mund schon oft bey Carls besungnen Thaten
Der Enkel klopfend Herz in gleiche Glut gerathen,
Stimmt auf des Kaisers Wink ein feurig Loblied an,
Und ließ nicht unberührt, was Heinrich einst gethan.
Er sang auf sein Geheiß den letztern Zug der Christen,
Als Pabst und Andacht hieß, vereinte Völker rüsten,
Als Conrads harten Sinn ein frommer Abt gerührt,
Daß er das halbe Reich nach Canaan geführt;
Als damals Noradin Edeßens Wall erstiegen,
Und seinen Roßschweif ließ in Christenstädten fliegen,
Wie eifrig jeder gieng, und Wunden, Kampf und Tod
Für Gottes Vaterland zu suchen sich erbot;
Wie, da in jeder Brust schon Muth und Andacht lodern,
Derselbe Heinrich kam, sein Erbtheil erst zu fodern;
Doch, als ihm Friedrichs Mund des Himmels Ehre wies,
Sein väterliches Gut in fremden Händen ließ;

Wie Heinrich neuen Ruhm für seinen Arm ersonnen,
Wie er dem Himmelreich ein heidnisch Volk gewonnen,
Wie sein gefürchtet Schwerdt die Slaven aus der Nacht
Zu Gottes wahrem Dienst, zum hellsten Licht gebracht.
Denselben Augenblick ließ Friedrich nicht verstreichen.
Er ließ sich ein Gefäß von lauterm Golde reichen.
Der eingestürzte Wein wirft Perlen um den Rand.
Er hebt den Becher auf, und hält ihn in der Hand,
Und ruft dem Herzog zu: Gedenkst du noch der Zeiten,
Als alles eifrig war, für Gottes Grab zu streiten?
Als sich der muntre Sohn von seinem Vater stahl,
Der Mann sein liebes Haus dem Himmel anbefahl,
Der Weiber schwache Brust von Tapferkeit entbrennte,
Und oft sich aus des Manns verzagten Armen trennte,
Um durch Gefahr und Tod nach Solyma zu gehn,
Und der bestrittnen Stadt, als Retter, beyzustehn?
Ich aber wünsche nicht viel schwaches Volk zu zählen.
Erfahrung lehret mich, mehr Muth als Menge wählen.
Dieß aber soll mein Wunsch bey diesem Becher seyn;
(Ihr Helden, sprecht es nach, und wünscht es bey dem Wein!)
Daß die geweihte Zahl der schon vereinten Heere
Noch manche tapfre Faust geprüfter Führer mehre!
So sprach er hofnungsvoll. Sein wunscherfüllter Mund
Erschöpfte das Gefäß bis auf den tiefsten Grund.
Drauf füllte man es neu mit starkem Saft der Reben,
Das schwere Trinkgeschirr in Heinrichs Hand zu geben.
Er nahm den süssen Trunk bedachtsam in die Hand.
Des Kaisers starrer Blick blieb fest auf ihn gewandt.
Der Herzog aber sprach, nicht ohne zu erröthen:
Mein Kaiser, dieser Wunsch scheint itzt dir nicht vonnöthen.
Der Helden große Zahl und größre Tapferkeit,
Die schon ihr theures Blut dem heilgen Krieg geweyht,
Macht, daß mir dieß vielmehr zu wünschen nöthig scheinet;
Daß Wind und Himmel sich zu deinem Dienst vereinet;
Daß nicht der Griechen Haß und überlarvte List
Der tapfern Männer Kern auf deinem Zuge frißt;

Daß stets die Einigkeit der Helden Herz verbindet,
Und fürs gemeine Wohl sich gleicher Eifer findet;
Daß nicht ihr müder Fuß, mit fast zerschlagnem Muth
Auf ungebähnten Sand vergebne Schritte thut;
Daß Durst und Mangel nicht der Krieger Kraft bezwinget,
Noch sie mit welker Faust vor deine Feinde bringet;
Daß nicht in fremder Luft der Hauch der trägen Pest
Die Helden ungeehrt im Zelt erstarren läßt;
Und daß die Feinde nicht nach deinem Wiederkehren,
Was du mit Müh gethan, bald ohne Müh zerstören.
Doch was du wünschen willst, das gehet mich nicht an.
Ich thu auf dein Geheiß den Wunsch, den du gethan;
Daß die geweihte Zahl der schon vereinten Heere
Noch manches tapfre Herz geprüfter Führer mehre!

Der Kaiser sah hieraus den Grund von Heinrichs Brust.
Des Herzogs kalter Wunsch verstörte seine Lust.
Und Friedrichs treue Stirn, die stets sein Herz verschwiegen,
Verbarg zwar den Verdruß, doch wies sie kein Vergnügen.
Der Herzog eilet bald dem goldnen Zimmer zu.
Sein Geist sucht Einsamkeit, der müde Leib die Ruh.

Heinrich der Löwe.

Zweytes Buch.

Schon war der Schlaf bereit auf ihn herabzusinken;
Er nahet sich; umsonst! Von Augen, die ihm winken,
Scheucht ihn die Sorge weg, sie, die im Heinrich wacht,
Verschmäht des Schlafes Recht und das Gesetz der Nacht.
Er liegt und wiederholt, durch keinen Laut gestöret,
Das was er diesen Tag geredt, gesehn, gehöret;
Sein Geist wägt alles ab, und überdenket still,
Wie man ihn schon gedrückt, und ferner drücken will.
Die Mauern um ihn her, die er im dunkeln schauet,
Erinnern ihn an den, der sie vordem erbauet.
Du Ahnherr des Geschlechts, von dem mein Ursprung rührt,
Du König, rief er aus, deß Nam und Blut mich ziert!
Erbauer dieser Burg, und Vater dieser Gränzen!
Hier, wo dein Ruhm noch lebt, wo deine Siege glänzen,
Hier, selbst in deiner Burg, hier selbst beschimpft man dich!
Hier hat man mich verdammt, hier unterdrückt man mich!
So lange bin ich still, und zeige schon dem Neide,
Wie auch ein tapfres Herz geduldig Unrecht leide.
Nun, dacht ich, ist einmal des Unglücks Ende nah;
So saget man: zieh hin, und rette Solyma!
Ich soll, mein eignes Land dem Raube preis zu laßen,
Aus blindem Andachtstrieb bey Gottes Grab erblaßen.
Daß ich verderben soll, dieß fodert man von mir.
Mit Feinden zög ich fort, und Feinde ließ' ich hier.
Ich würde, kaum entfernt, in meinen letzten Tagen
Durst, Hunger, Hitz und Pest für fremden Nutzen tragen.

So

So raubte hier indeß der trägsten Feinde Hand
Mir ohne Gegenwehr mein überbliebnes Land.
Und wenn ich dort den Feind, und auch die List, bezwungen,
Und mich durch Netze, Gift und Meuchelmord gerungen;
So käm ich dann, zum Lohn für alles, was geschehn,
Durch meines Glückes Rest die Feinde reich zu sehn,
Und ohne Macht, und Schwerdt, und Beystand, und Erbarmen,
Gemahlinn, Söhn und Freund im Elend zu umarmen.
Ist denn der Andachtstrieb so schlau, so bosheitsvoll?
Ist dieß nun Gottes Ruhm, für den ich streiten soll?
Nein, nein! nun ist es Zeit, nun muß man endlich wissen,
Daß meine Waffen nicht aus Ohnmacht ruhen müssen,
Daß ich aus Großmuth blos, und nicht aus Zagheit wich,
Aus Großmuth flüchtig ward. Aus Großmuth zwang ich mich,
Aus Ehrfurcht duldet' ich die Hand, die mich beraubte,
Weil durch mein Dulden ich sie zu versöhnen glaubte.
Nun werde meines Falls, und ihrer Härte Grund,
List, Undank, Geiz und Neid, dem ganzen Reiche kund!
Laßt sehn, ob man mich hört; und wird man mich nicht hören,
Mag meiner Waffen Glück ihr Unrecht sie belehren!

So sprach er in sich selbst. Es hört, ihm unbewußt,
Der Großmuth göttlich Ohr die Unruh seiner Brust.
Sie hatte sich genaht, um seinen Geist zu leiten,
Ihn wider Glück und Haß zum Kampfe zu bereiten.
Denn den erzürnten Schluß, der Heinrichs Herz entbrannt,
Den hatte sie gehört, und nicht für gut erkannt.
Ihr Blick durchdrang die Nacht, vor ihrem Glanz entwichen
Die Sorgen, die umher um Heinrichs Lager schlichen.
So wie der helle Ball, der Licht und Tag gebiert,
Das klägliche Geschrey, das in der Nacht regiert,
Durch einen Blick vertreibt, und wenn der Morgen taget,
Der Eulen traurig Heer nach ihren Klüften jaget;
So zwang ihr Augenstral, in dem die Gottheit schien,
Der Sorgen schwärmend Heer zum Schweigen und Entfliehn.
Sie legt den wilden Zorn gefangen an die Kette,
Und führt mit eigner Hand den Schlaf zu Heinrichs Bette.

Drauf ahmt sie die Gestalt des großen Ahnherrn nach,
Zu welchem er geseufzt. Sie zeigte sich und sprach;
Du Enkel, der mein Haus soll bey der Nachwelt schmücken!
Was zürnest du so sehr, daß dich die Feinde drücken?
Kann deine Größe denn in fremden Händen stehn?
Nur du kannst dich allein erniedern und erhöhn.
Die machen dich nicht klein, die dich zu stürzen trachten.
Du bleibst noch groß genug; kannst du sie nur verachten.
Gesetzt, daß man den Rest von deinem Glück begehrt!
Kein äußerliches Glück ist Heldenseufzer werth.
Ich heiße dich drum nicht nach Gottes Grabe reisen,
Und dein gestürztes Glück dem fernen Osten weisen.
Auch nicht, daß selbst dein Arm Beleidigung erlaubt,
Und unbewafnet schläft, indem man dich beraubt.
Nur laß dir mit dem Glück nicht auch die Großmuth nehmen!
Dich muß nicht Sklaverey, doch auch kein Gram beschämen.
Ja, kämpfe für dein Land! doch hüte dich dabey,
Daß nie die Majestät durch dich erzürnet sey.
Du pflegest sonst für sie dein wichtig Schwerdt zu wetzen.
Das Recht, das du geschützt, mußt du itzt nicht verletzen.
Gieb deinem Kaiser nach! ist deines Ahnherrn Rath.
Gehorchen, dieß ist oft die größte Heldenthat.
Das Schicksal, das dich schlägt, wird dich nicht ewig schlagen.
Du wirst, was du erträgst, nicht unbelohnt ertragen.
Verehre nur gebückt die kaiserliche Macht!
Sie ist einst deinem Sohn vom Himmel zugedacht.
Dann wird sich dein Geschlecht, mit ihm dein Land erhöhen,
Und unter Deutschlands Schmuck und größten Stützen stehen.
Dein Braunschweig und das Reich vereint ein festes Band.
Dein Stamm nimmt Fahn und Schwerdt von seiner Kaiser Hand,
Bis ihn Verdienst und Ruhm zu jenen Fürsten zählet,
Für die zum Königsglanz nichts als die Krone fehlet,
Von deren Stimm und Wahl der Kaiser Würde rührt,
Und deren neunfach Chor das Heft des Reiches führt.
Dann wird das reiche Land der freygesinnten Britten,
Die Zuflucht deiner Noth, das Volk von hohen Sitten,

Wo du das Elend sahst, dir einen Thron erbaun,
Und deinen Enkeln einst drey Kronen anvertraun.
Es wird Mathildens Stamm Europens Schicksal leucken,
Wird, wohin er sich neigt, die Wageschale senken.
Drum zähm itzt Mund und Arm, daß keines sich vergeht!
Sey stark! Beherrsche dich, und ehr die Majestät!
So sprach sie, und erschien im wahren Angesichte.
Ihr Auge blendte nicht, und strahlte doch vom Lichte.
Ihr festgestützter Arm, den eine Säule trägt,
Ihr Helm, an dem der Neid sein schlangicht Schwerdt zerschlägt,
Ihr Harnisch, unter dem der Hofnung Farbe grünet,
Ihr Schwerdt, das nie zum Tod, nur zum Entwafnen dienet;
Ein überfließend Horn, von edeln Früchten voll,
Woraus Versöhnlichkeit, Geduld und Wohlthun quoll:
Die Flügel, die sie stets hoch von der Erde tragen,
Die mußten Heinrichen der Großmuth Namen sagen.
Er rief sie; — sie verschwand. — Erquickungsvolle Ruh
Druckt drauf die ganze Nacht des Herzogs Augen zu.
Die Großmuth aber geht, und eilet noch im Stillen,
Die Herzen, die sie kennt, durch ihren Trieb zu füllen.
Ihr Glanz verbarg sich nicht in finstrer Nächte Schutz,
Ihn sieht die Rachbegier, ihn sieht der Eigennutz;
Zween Geister, die die Kluft, in der die Laster thronen,
Aus ihrem Schoose ließ, dem Reichstag beyzuwohnen;
Die man, eh noch ihr Stolz sie aus dem Himmel stieß,
Die Liebe seiner selbst und die Vergeltung hieß.
Die Rachgier folgte sonst der Majestät Gesetzen.
Wen diese schon verdammt, den durfte sie verletzen.
Dann gab der Blutdurst ihr den eiteln Hochmuth ein,
Nicht blos ein blöder Arm des Richteramts zu seyn,
Das ungehemmte Schwerdt nach eigner Lust zu brauchen,
Und es in jedes Blut, das sie erzürnt, zu tauchen.
Der Eigennutz war sonst vor längst vergeßner Zeit
Ein friedlicher Gefährt von der Geselligkeit.
Zuletzt schien ihm kein Raum zur Größe zuzureichen.
Stets sprach er: Dieß ist mein! und alles sollt ihm weichen.

Bis beyder kühner Stolz den jähen Fall erlitt,
Dem Himmel fremde ward, und für die Hölle stritt.
Der Höchste gab darauf, die Tugend zu erhalten,
Ihr erst geführtes Amt Gerechtern zu verwalten.
Die Rachgier sieht zuerst die Feindin ihrer Wut.
Ihr Angesicht wird roth, ihr Blick voll Zorn und Glut.
Der Großmuth Auge läßt gelinde Stralen fließen;
Die Rachgier scheinet Blitz aus düstrer Stirn zu schießen.
Sie ruft zum Eigennutz: Ach daß ich mit Verdruß
Dort meine Feindin sehn und doch verschonen muß!
Hat mich der Himmel denn zu meinem Spott geschaffen?
Er bindet mir den Arm, und schenket mir doch Waffen.
Dort kömmt die Großmuth her, und hat mein Werk zerstört.
Ohnfehlbar hat ihr Mund des Kaisers Herz bethört,
Ohnfehlbar lehrt sie ihn, durch niedriges Vergeben
Sich um die schlechte Gunst der Seinen zu bestreben.
Ja, ja! sie hat sein Herz nach einem Ruhm entflammt,
Der ohne Schwerdt entsteht, und aus der Trägheit stammt. —
Weswegen kann sie sonst so frölich wiederkehren? —
Und ich, ich soll sie nicht von meiner Macht belehren! —
Erlaube mir den Kampf! — Was hältst du mich zurück?
Wo nicht; vernichte mich, feindseliges Geschick!
So bald die Rachbegier den Argwohn hören laßen,
Entfärbt den Eigennutz ein furchtsames Erblaßen.
Ach! sprach er, ist es wahr? Der Kaiser höret sie! —
Verloren ist mein Glück, verloren meine Müh.
Was ich erlangt, gehofft, kurz, alles ist verloren. —
O Hölle! — Sie gewinnt! ihr öfnet man die Ohren.
Die Großmuth, die sich selbst mit Freuden ärmer sieht,
Die findet noch ein Herz, das sie ins Netze zieht.
Wird Heinrichen verziehn; o wie viel wird auf Erden
Den Meinigen geraubt, und ihm verschwendet werden! —
Erbarm dich meiner Angst! Was thu ich, Rachbegier? —
Verhindre meinen Fall, und deinen! Rathe mir!
So spricht der Eigennutz, und schlägt sich mit den Händen,
Und zittert vor der Noth, und weis sie nicht zu wenden.

Sein unentschloßner Fuß, sein zweifelhafter Sinn
Lenkt oft sich bebend um, und weis doch nicht, wohin.
Die Rachgier schweigt, und knirscht, und suchet Rath zu finden,
Und zieht den Odem an, und spricht: Sie solls empfinden!
Die Großmuth decke nur ihr Werk mit stiller Nacht;
Sie kriegt mit List; und ich zugleich mit List und Macht.
Drum, auf nur, Eigennutz; wir müßen uns vertheilen.
Ich will zum Otto gehn, du sollst zum Philip eilen.
Geh, scheue nicht den Stab, den er als Bischof trägt.
Erzähl ihm, wie dein Herz von bangem Schrecken schlägt!
Bitt ihn bey seinem Haß und gierigem Verlangen,
Daß er sein Werk vollführt, wie er es angefangen!
Drauf trennt sie sich von ihm, und eilt im kühnen Lauf,
Mit blosen Waffen fort, und suchet Otton auf;
Und legt, damit sie sich dem Muthe gleicher stellet,
Ihr magers Antlitz ab, das Zorn und Gift vergället,
Und führt, dem Muthe gleich, von keinem Erze schwer,
Nichts als ein leichtes Schwerdt zum Schild und zum Gewehr.
Sie trift den Otto an. Er schläft. Sie ruft: Erwache!
Ich rufe dich zum Kampf, und zwar für Gottes Sache.
Es soll nach Solyma dein tapfrer Vater ziehn.
Dein Vater weigert sich. Drum auf! zieh du für ihn!
Dem Heinrich ists erlaubt, den Feldzug auszuschlagen.
Er hat schon Ruhm genug. Du mußt ihn erst erjagen!
Es wird, giebst du dich nur zu Gottes Streiter an,
Dem Kaiser, Heinrichen und mir genug gethan.
Der Kaiser wird dadurch in dir den Heinrich finden,
Und Heinrich seine Treu mit seiner Ruh verbinden;
Und du kannst auf einmal, Vertilger seiner Pein,
Vertreter seines Ruhms, und auch sein Rächer seyn.
Auf, eil, und brauch die Zeit des Vaters Schimpf zu rächen!
Solls ein Verbrechen seyn; der Kreuzzug tilgt Verbrechen.

Bestraf das Unrecht erst, das man dem Vater thut!
Besprenge dich getrost mit ungerechtem Blut!
Und weil Jerusalem des Himmels Zorn versühnet,
So wende dich dahin, wenn du ihn ja verdienet.
So spricht sie; und ihm dünkt, eh sie von ihm entweicht,
Als würde seiner Hand ein blinkend Schwerdt gereicht.
Er springt vom Lager auf, und schwört, zur Wut getrieben,
Was ihm der Traum befahl, im Wachen auszuüben.
So wie ein schnaubend Wild aus seinem Lager fährt,
Wenn es ein jäher Knall im ersten Schlafe stöhrt,
Und auf den nächsten Feind, den ihm der Zufall bietet,
Mit tobenden Geheul und scharfen Klauen wütet;
So irrt er in der Nacht, und sehnt sich Blut zu sehn,
Und suchet einen Feind, und sucht, und weis nicht, wen.
Hier führt der Eigennutz auf unverhoften Wegen
Den sorgenvollen Schritt des Philips ihm entgegen.
Ihm schien das reiche Cöln, sein fürstlich Bischofthum,
Ein vielzuenger Ort für seinen Geist und Ruhm.
Er hatte Friedrichs Zorn durch Klagen angeflammet,
Und Heinrich war durch ihn verfolget und verdammet.
So reizend schien es ihm, nach Heinrichs Fall, allein
Des Kaisers stärkster Arm und klügster Mund zu seyn;
Und von des Herzogs Raub war Engern seine Beute,
Damit so wie sein Stolz, sich auch sein Geiz erfreute.
Itzt gieng er sorgenvoll, vom Eigennutz erschreckt,
Und durch ein ängstlich Bild von Heinrichs Glück erweckt;
Die donnernde Gefahr, zum Rath gemeiner Sachen,
Der Sachsen neuem Hanpt, dem Bernhard kund zu machen.
Doch Otto, dem der Mond zu seiner Rache scheint,
Erkennt aus Philips Gang, und seinem Zorn, den Feind.
Des Bischofs weltlich Kleid will ihn umsonst belügen.
Die Wut sieht ihren Raub, und läßt sich nicht betrügen.
Sein nahgelegnes Haus, sein Weg, sein Schritt, die Nacht,
Sein Hassen, seine List vermehren den Verdacht.
Der Prinz reißt ungesäumt den Degen aus der Scheide,
Und ruft: zu rechter Zeit kömmst du in diesem Kleide!

Du bist nicht unbewehrt; und dieß vergnüget mich.
Sprich, ob du Philip seyst! Red, oder wehre dich!
So ruft er, und sein Schwerdt droht schon ihn zu erreichen.
Doch Philip schweiget erst, und schützet sich durch Weichen.
So täuscht der schnelle Hirsch des Hundes scharfen Zahn,
Der ihn zu fangen glaubt, und nicht erhaschen kann;
Wie er dem Schwerdt entweicht, das hitzig nach ihm zielet,
Und stets um seine Brust mit naher Spitze spielet.
Doch endlich, als er sieht, daß Otto kühner stößt,
Kein sichrer Ausgang ist, kein Beystand ihn erlöst;
So schreyt er: Ja, ich bins! Ja, wiße, wen du schlägest!
Weißt du, daß du die Hand an den Gesalbten legest?
Ich bin der, den du suchst, des großen Gottes Knecht;
Ein Mann, der heilig ist, und den der Himmel rächt;
Der Philip, deßen Blut, wornach du durstig trachtest,
Gott für sein eigen schätzt, doch du wie Waßer achtest.
Nimm nur mein Leben hin! Ich sterbe freudenvoll,
Wenn ich als Märtyrer durchs Schwerdt erblaßen soll.
Ich will, wenn ich dadurch des Himmels Kron erstritten,
Noch als ein Märtyrer für meinen Mörder bitten,
Daß nicht des Kaisers Zorn, der meine Treu erkennt,
Den Arm bestrafen mag, der mich von ihm getrennt,
Und ihn des Raths beraubt, den ich bey meinem Leben,
Ihm oft vom Himmel selbst erbetet, und gegeben.
Ich seh; dich rühret nichts, dein Hertz verhärtet sich;
Nun weißt du, wer ich bin; und nun ermorde mich!
Indeßen sprang sein Fuß bey jedem Wort zurücke.
Im Munde trug er Muth, und Furcht in seinem Blicke.
Zur Seite zeiget sich zuletzt ein offnes Thor,
Wo er in Finsterniß und Schatten sich verlor;
Und frey von der Gefahr, die ihn erzittern machte,
Des Prinzen eiteln Zorn und wütend Schwerdt verlachte.
Doch Otto stößt nach ihm in dicke Finsterniß,
Trift aber nichts als Nacht, die ihm den Raub entriß.
Wie einer, der im Traum, wenn ihn die Schatten trügen,
Und eitle Bilder ihn bald schrecken, bald vergnügen,

Die Arme hitzig lenkt, und den verfolgten Feind
Itzt zu verwunden glaubt, itzt zu ertödten meynt;
Doch wenn des bangen Schlafs betrügrisch Bild verschwindet,
In leere Lüfte schlägt, und seinen Feind nicht findet;
So ficht der Prinz und ruft: Du wirst mir nicht entfliehn
Und sollt ich bis zur Flucht der Finsterniß verziehn!
Dieß sieht der Eigennutz, er ruft mit heiser Stimme:
(Denn er folgt Philips Schritt) Von eines Mörders Grimme
Errettet Gottes Knecht! Beschützet einen Mann,
Der reich und mächtig ist, und euch belohnen kann.
Des Eigennutzes Ruf zwingt alles zum Erwachen.
Und rings um Otto her ertönt ein dumpfes Krachen:
Wie, wenn der Himmel schon von Schloßen dunkel sieht,
Ein ungestümer Wind das offne Haus durchzieht,
Die leichten Thüren faßt und hin und wieder reißet,
Und tobend mit Getös an ihre Pfosten schmeißet.
Drum eilet Otto fort, von Rach und Zorne roth,
Dem Sturme zu entgehn, den ihm dieß Krachen droht.
Ich muß, spricht er, ich muß die schönste That verschieben.
Doch was verschoben ist, ist drum nicht unterblieben.
Ach daß ein tapfrer Mann nicht wider viele gilt!
Die Menge, leider, ist verzagter Herzen Schild.
Ich weich, und muß den Arm, dadurch du sollst erkalten,
Itzt durch gezwungne Flucht, doch dir zum Tod erhalten.
Ja, glaub, Unseeliger, daß es darum geschehe,
Damit der helle Tag gewißre Rache seh!
Indem er also schnaubt, und sich vor Wut nicht kennet,
Die Gaßen ohne Zweck und doch in Eil durchrennet,
Erblickt er ungefähr ein spät und schwaches Licht,
Das dunkel durch das Glaß verhangner Fenster bricht.
Der unverhofte Stral weckt die betäubten Sinnen,
Und sein erholter Geist wird Wichmanns Wohnung innen.
Gleich eilet er hinzu, und klopft mit Ungestüm;
Und das verschloßne Haus eröfnet sich vor ihm.
Man darf nicht, wer er ist, nicht, wen er suchet, fragen;
Weil Gang und Angesicht von seinem Stande sagen,

Und

Und weil sein stolzer Blick, der noch den Zorn entdeckt,
Den, der es wagen will, mit stummen Drohen schreckt.
Sein Vorsatz, den der Wut mislungner Ausbruch stärket,
Treibt ihn zum Zimmer hin, in dem er Licht vermerket.
Er folgt den Biegungen gefühlter Wände nach,
Durchschleicht das stille Haus, und öfnet das Gemach.

Der Bischof Magdeburgs saß ohne Schlaf hierinnen,
Und widmete die Nacht, der Weisheit nachzusinnen,
Und wog der Gründe Macht und starker Worte Kraft,
Dadurch man Reu und Scham in wilden Herzen schafft;
Das oft entzweyte Reich, das gegen Deutsche Fahnen
Mit Deutschen Fahnen zog, zur Eintracht zu vermahnen;
Und rührend kund zu thun, daß Eigennutz und Zwist
Weit mehr, als Mahomed, des Höchsten Erbfeind ist.
Er sieht verwundrungsvoll den Prinzen näher schreiten,
Und kömmt ihm selbst zuvor mit ernsten Höflichkeiten.

Prinz, spricht er, hat vielleicht noch mitten in der Nacht
Ein dringendes Geschäft dich in mein Haus gebracht?
Hat dich des Vaters Leid, das mich schon längst gerühret:
Hat dich dein eignes Wohl, nach Rath hieher geführet?
Nimst du vielleicht zu mir vor Mördern deine Flucht,
Die deinen Fuß verfolgt, da du dein Haus gesucht?
Die Rachgier irret oft mit Schwerdtern auf den Gaßen,
Und suchet ihre Wut im dunkeln auszulaßen;
Da man itzt ungestraft mit seinen Bürgern kriegt;
Und eines jeden Recht in seinem Degen liegt.

So sprach er. Ottos Blut stieg feurig auf die Wangen,
Da er den Vorwurf fühlt von dem, was er begangen.
Doch dießmal macht die Scham den regen Unmuth still.
Er spricht: Ein heilig Kreuz ist alles, was ich will.
Du, dem dein Amt und Rom das heilge Recht verleihen,
Zum ehrenvollen Kampf die Helden einzuweihen!
Ich suche weder Trost, noch Rath noch Zuflucht hier;
Wenn du sie nöthig hast, so suche sie bey mir!

Die Lust zu Reis' und Streit hat mich hieher getrieben;
Und wenn man diese fühlt, wie kann man sie verschieben?

Hilf meiner Ehrbegier, gieb mir noch diese Nacht
Das Zeichen, welches mich zu Gottes Streiter macht.
Du weißt schon, da ich mich der Welfen Enkel nenne,
Daß ich es ohne Ruhm gewiß nicht tragen könne.
Der Bischof geht hinaus, und holt ein güldnes Band,
Und heftet an sein Kleid das Kreuz mit eigner Hand,
Und spricht: Den edlen Trieb will ich nicht unterbrechen;
Es müß ihn weder Kampf, noch Schweiß, noch Mangel schwächen!
Prinz! hiemit weih ich dich zum Schutz der Christen ein!
Doch denke, was du thust, muß nicht um Ehre seyn.
Du weißt, was Solyma für Helden schon begraben.
Der Ehrgeiz war der Gott, dem sie gestritten haben.
Der hat sie oft getrennt und ihren Zweck gestört,
Und ihre Siege selbst oft wider sie gekehrt.
Sie hatten, statt des Ruhms, nur Schande, Pest und Sterben.
Der Stolz, dem sie gedient, der war auch ihr Verderben.
Dieß merke, wenn dein Arm bey Gottes Grabe ficht;
Und, an der Ehre statt, gedenk an deine Pflicht!

So spricht der ernste Greis, und von des Pabstes wegen
Bewehrt er Ottos Arm mit einem goldnen Degen;
Dergleichen zum Geschenk für Deutscher Krieger Hand
In nicht geringer Zahl Roms Bischof ihm gesandt.
Das künstliche Gefäß trug eines Kreuzes Zeichen,
Das festgegründet schien auf Saracenen Leichen.
Der Prinz ergreift vergnügt das ihm gereichte Schwerdt,
Und prüft der Klinge Stahl, und rühmet ihren Werth;
Und süßer Träume voll, von Rache, Ruhm und Glücke,
Begiebt er sich zum Schlaf in sein Gemach zurücke.

Doch Philip streckt indeß sein schüchtern Haupt hervor,
Und zitternd schleichet er sich aus dem sichern Thor.
So wie der Reiher bebt, der gegen Habichts-klauen
Nicht darf der Gegenwehr des scharfen Schnabels trauen;

Die

Die Furcht versteckt ihn in ein verwahrtes Nest,
Das er mit Zittern sucht, und zitternd noch verläßt;
Bis er, da Feind und Furcht ihn weiter nicht umschließet,
Mit neuem Uebermuth nach seiner Beute schießet;
So bebte Philip noch bey schwindender Gefahr,
Bis Otto längst entfernt und er gesichert war:
Dann wies ein neuer Trieb, der ihn zum Haß entbrennte,
Im Heinrich ihm den Raub, der nicht entgehen könnte.
Ja, segne die Gefahr, die dich verfolget hat!
Vermiednes Unglück dient hernach an Glückes statt.
O daß Gefahr und Angst stets so gerufen kämen!
(So ließ der Eigennutz sich freudenvoll vernehmen.)
Nun hast du, was du suchst; dein Glück und meine Lust,
Und Waffen wider den, den du verderben mußt!
Die Noth, die dich betraf, soll ihm ans Herze dringen.
Dir machte sie nur Angst; den Fall soll sie ihm bringen.
Die Großmuth flöße sich nur Friedrichs Herzen ein!
Wenn sie um Gnade ruft, kannst du um Rache schreyn.
Dein hart verfolgtes Blut, dein fast geraubtes Leben,
Dein priesterlicher Fluch muß uns den Vorzug geben.
Verfolge nur den Weg! Zeig es dem Bernhard an!
Ein Thor ist, wer nicht auch sein Unglück nutzen kann.

Der tapfre Bernhard lag auf harten Betten nieder,
Und blos ein kühles Tuch bedeckte seine Glieder.
Er übte sich zum Krieg bey träger Friedenszeit,
Und seine Härte selbst war ihm Beqvemlichkeit.
Sein unverwöhnter Leib dient einem strengern Geiste.
Der Freyheit altes Recht gilt stets bey ihm das meiste.
Selbst was verjährter Wahn willkührlich aufgebracht,
Gebrauch bestätigt hat, und Alter heilig macht,
Schien in der jungen Welt ihn strafbar zu verletzen;
Und wenn er unrecht that, so that ers nach Gesetzen.
Sein unverfälschtes Herz hegt Vorsicht ohne List,
Die nichts verwegen sucht, und Zweck und Mittel mißt.
Er ist der schwächern Freund, den Mächtigern zuwider,
Und schützt im Deutschen Reich die Gleichheit aller Glieder.

Es nimt sein leises Ohr, das selbst im Schlummer wacht,
Philippens sachten Schritt schon in der Fern in Acht.
Sein Fuß springt munter auf, sein Aug ist unverdroßen,
Und läugnet schon den Schlaf, der neulich es geschloßen.
Ein wiederholter Schlag zwingt Glut aus Stahl und Stein.
Er sieht, wer näher kommt; und Philip tritt herein.
Bald wäre nicht dein Freund, spricht er, zu dir gekommen,
Und morgen hättest du den ärgsten Mord vernommen.
Den Degen, der entblößt auf meinem Herzen stand,
Hat blos der Mächtige des Himmels abgewandt.
Mein Fuß, der kaum zur Flucht ein ofnes Thor gewonnen,
Bebt vor dem Unglück noch, dem er mit Angst entronnen.
Doch hat mich, da mein Blick den Mörder selbst entdeckt,
Die Bosheit mehr betrübt, als die Gefahr erschreckt.
Der Heinrich, den bisher die Strafe nicht gebessert,
Hat seinen Frevel noch durch Meuchelmord vergrößert.
Da ich voll Mitleid bin, daß man ihn unterdrückt;
Hat er nach meinem Blut den Otto ausgeschickt.
Ich eilte her zu dir mit unbesorgten Schritten.
Die Nacht hielt mich nicht ab. Ich wollte für ihn bitten.
Ich weis, du gäbst zum Trost für sein verfallnes Glück
Die Hälfte seiner Macht ihm wiederum zurück.
Dann hätt er, um als Held für seinen Fehl zu büßen,
Nach Gottes Ruhestatt zum Streite ziehen müssen.
Doch ich war gegen ihn zur Unzeit mitleidsvoll.
Der muß gebessert seyn, den man bedauern soll.
Umsonst erscheinet er mit Bitten und mit Zähren.
Weil noch sein Frevel währt, muß auch die Strafe währen.
Drum auf, und steh mit mir der Kirche Gottes bey!
Die fodert Rach an ihm, wenn ich ihm gleich verzeih.
Erinnre Dich, wie hoch Gott seine Diener schätzet.
Der Kirche Majestät hat er in mir verletzet.
Er ist beglückt genug, wenn durch den kleinen Rest
Der Güter, die er hat, sie sich versöhnen läßt,
Und Braunschweigs enges Land von so verruchten Händen
Zum Lösegelde nimt, den Fluch von ihm zu wenden.

Wenn dann kein zeitlich Gut sein eitles Herz beschwert,
So laß uns endlich sehn, ob er sich nicht bekehrt.

Der Herzog hört in Ruh des Bischofs Eifer sprechen,
Er sagt: Was du erzählst, ist nicht ein klein Verbrechen.
Wenn du Beweise hast, wenn Otto es gesteht,
Daß seines Vaters Wink sein Schwerdt nach dir gedreht;
So ist, nach solcher That, der kleinste Platz der Erden
Ein viel zu edles Gut, von ihm regiert zu werden.
Wer Frevler insgeheim zu Fürstenmord erhitzt,
Verdient nicht, daß das Land ihn trägt, das er besitzt.
Doch, Philip, er und wir stehn unter den Gesetzen.
Auch gegen seinen Feind muß man sie nicht verletzen.
Wer einmal ihre Macht aus bittrer Rache schwächt,
Verlangt hernach umsonst von ihnen Schutz und Recht.
Du magst mir seine Schuld, als unauslöschlich, zeigen;
Was du ihm rauben willst, bleibt immer doch sein eigen.
Dieß Braunschweig, welches du der Kirche schon bestimmt,
Ist kein geschenktes Lehn, das man Verbrechern nimt.
Man mag es Lösegeld, man mag es Strafe heißen;
Das was ihm niemand gab, kann niemand ihm entreißen.
Sein Erbe bleibet sein. Hier gilt nicht Bann, noch Acht;
Hier hat das Reich kein Recht, der Kaiser keine Macht.
Wer größre Straf ersinnt, als die Gesetz' erlauben,
Der zeigt den Kaisern selbst den Weg, uns zu berauben.
Ist Gott in dir beschimpft; was braucht es Fluch und Bann?
Gott selbst ist stark genug, daß er sich rächen kann.
Doch wenn der Morgen kömmt, so soll der Kaiser hören,
Wie frech man sich erkühnt, die Sicherheit zu stören.
Er hör, und sey erstaunt, wie boshaft man den Tod
Im Angesicht des Reichs belehnten Fürsten droht!
Im Angesicht des Reichs soll man den Heinrich fragen,
Ob er den frechsten Mord dem Otto aufgetragen.
Und läugnet er die That, und zeugt nichts wider ihn,
So soll er seinen Sohn zur strengsten Strafe ziehn.

So spricht er, und in Ruh erwartet er den Morgen.
Philippens Seele trübt das schwarze Heer der Sorgen;
Der, da ihm Ottos Schwerdt noch stets vor Augen schwebt,
Die bangen Füße nicht aus Bernhards Wohnung hebt,
Stillschweigend bey ihm sitzt und, weil der Tag verweilet,
Im Herzen Heinrichs Land auf tausend Arten theilet.
Er spüret Mittel aus, die er mit List versteckt,
Mit Treu und Eifer schminkt, mit Großmuth überdeckt.
Bald faßt er einen Schluß, und ändert bald ihn wieder.
Den ersten Einfall reißt ein beßrer Einfall nieder.
Und endlich, wenn er längst verworfen, und gewählt;
So zürnet er mit sich, daß seine Klugheit fehlt;

Wie theils aus Eifersucht, theils Schätze zu erjagen,
Ein Maler sich erhitzt ein Meisterstück zu wagen,
Den Strich oft selbst zerstört, den er mit Kunst gethan,
Und neue Wege sucht, sich der Natur zu nahn;
Und zornig, daß er sich so lang umsonst befleißet,
Zuletzt den feuchten Schwamm in sein Gemälde schmeißet.

Bemühungen

Frenens und der Liebe.

Bey dem Beylager

Carls

Königs beider Sicilien

und der

Kön. Pohl. und Churf. Sächs. Prinzeßinn

Amalia.

Dresden den 9ten May 1738.

Vorbericht.

Dieses kleine epische Gedicht wird, ob es gleich vollständig ist, seinem Verdienste nach, dem Fragmente von Heinrich dem Löwen nachgesetzt. Es handelt von einer Vermählung, die besonders wegen der glücklichen Folgen, die sich damals Europa davon versprach, würdig war, episch besungen zu werden. Der Verfasser war 1738, als er dieses Gedichte verfertigte, 21 Jahr alt; Die Liebe zu seinem Vaterlande und Könige setzte ihn in Bewegung, und er hat damals Neigung gehabt, seine Arbeit dem Drucke zu übergeben. Da aber durch gewisse Hindernisse die bequemste Zeit darzu verstrichen war, sind hernach andre Betrachtungen darzwischen gekommen, so daß er nicht dieses Stück, wie andre sonst eben so früh aufgesetzte Schriften, in die Belustigungen oder eine andre Sammlung hat einrücken laßen. Die ganze Erfindung beruht auf der damals wahrscheinlichen Vermuthung, daß diese Vermählung die Ruhe von Europa dauerhaft machen würde. Aber nicht lange hernach, mit Kaiser Carl VI Tode brach ein noch heftigerer Krieg aus, als derjenige gewesen war, der vor dieser Begebenheit hergieng; und der Dichter würde sich bey einer Be-

kannt-

kanntmachung nach 1740 nicht als einen wahren Propheten gezeigt haben.

Itzt könnte keine andre Betrachtung die Ausgabe dieses Gedichtes hindern, als seine innern Mängel. Die Composition ist freylich nicht reich und mannichfaltig; und es hätte sich wohl etwas mehr anbringen laßen, um den Charakter des jungen Königs interessant zu machen, als seine Zuneigung zur Jagd. Aber wie könnte man von einem so jungen Dichter, der damals die Welt nur nach seinen Büchern, und die Höfe nach dem Gerüchte zu beurtheilen Gelegenheit hatte, eine tiefere Kenntniß des menschlichen Herzens und des Hofes erwarten?

Indessen hat auch die Erfindung so wohl als die Ausführung ihre Schönheiten. Epische Gedichte, auch von dieser kleinen Gattung, sind etwas seltnes. Die Maschinen sind hier so simpel, als es möglich ist, und die Alten sind hin und wieder gut nachgeahmt.

Beimi-

Bemühungen
Irenens und der Liebe.

Carl liebt Amalien. Amalia zieht hin,
Und küsset Philips Sohn als Braut und Königin.
O Dichtkunst, sage mir den Ursprung ihrer Triebe;
Entdecke das Bemühn Irenens und der Liebe!
Wie sie in Carols Brust die erste Glut erregt,
Was zu der Völker Wohl Augustens Herz bewegt,
Daß sein bereites Ja dem Bande Kraft gegeben,
Durch welches Ost und West in fester Freundschaft leben.
Kaum sah man, wie der Krieg vom blutgefärbten Po
Der Longobarden Sitz mit wilden Roßen floh;
Von Christenblute satt, mußt ihn sein stolzer Wagen
An der erschreckten Sau durch Türkenleichen tragen;
So zeigt Irene schon ihr liebreich Angesicht
Von Hofnung zwar erfüllt, doch ohne Sorgen nicht.
Und sah im sichern Reich der ruhbeflißnen Britten,
Wie Völker, die voll Zorn schon Jahre lang gestritten,
Nicht mehr der Haß beherscht. — Wie vor dem trocknen Nest
Die Taube nach und nach sich wieder blicken läßt,
Wenn der erschöpfte Quell der Wolken fast versogen.
Sie wagt sich schüchtern aus, kömmt bald zurückgeflogen,

Und

Und traut dem Himmel nicht, bis jede Wolke weicht,
Da sie gesichert erst die heitre Luft durchstreicht:
So ruht Irene hier, schwang dreymal ihr Gefieder,
Zum Fliegen schon bereit, und ließ sich dreymal nieder;
Bis Hofnung doch zuletzt den Zweifel überwog,
Und freudig sie zum Haupt der steilen Alpen flog.
Hier stand sie, das Bemühn der noch bewehrten Machten, *
Die Absicht jedes Volks und Königs zu betrachten.
Sie sah, wie hier ein Feld von frischem Blute schmaucht,
Dort der gelöschte Krieg noch in der Asche raucht,
Die Völker rüstig sind, die Segel fertig stehen,
Und man die Waffen schwingt, statt Frieden einzugehen.
Irene siehts erstaunt, und denket sorgenvoll,
Wie lang Europa noch mistrauend wancken soll.
Wie wenn ein Schiffer, der den hohen Mast bestiegen,
Und da ein fremdes Schif durch ferne Wellen fliegen
Und auf ihn eilen sieht; ein ängstender Verdacht,
Der nahenden Gefahr in seiner Brust erwacht;
So steht Irene da, und ein gerechtes Kränken
Heißt sie mit banger Furcht bald da, bald dorthin denken.
Von da an, wo das Feld, durch das der Po sich gießt,
Sich an den rauhen Fuß besteinter Alpen schließt;
Bis wo die wilde Fluth in hole Klüfte spühlet,
Durch die der rege Wind Neapels Grund zerwühlet;
War ihr fast jeder Ort ein Denkmal alter Wut.
Wo Fluren nur gedüngt durch feistes Menschen Blut,
Und Bäume, die voll Pracht in stetem Sommer grünen,
Von wilder Mordsucht nur so schön und fruchtbar schienen.
Der Schauplatz ihres Leids bewegt ihr zärtlich Herz.
Der alten Wunden Pein vermehrt den neuen Schmerz.
Ja, sprach sie, es ist wahr; durch Krieg, durch Wuth und Morden,
Bist du, Italien, der Völker Grab geworden.
Wie oft hab ich gesehn, von Kummer halb entseelt,
Daß fremder Heere Grimm zum Kampfplatz dich gewählt!

Ich

* Man sagt Seemachten.

Ich laße, was die Zeit mich einst vergeßen heißet,
Und neurer Jammer mir aus dem Gedächtniß reißet.
Ich klage nicht die Fluth der wilden Gothen an.
Denn jedes Alter hat mir tausend Leid gethan,
Seit der erschöpfte Nord kein Volk mehr ausgespien,
Die unterdrückte Welt mit Krieg zu überziehen.
Ich klage dich auch nicht, wenn du, durch Stolz verstockt,
Krieg und Verwüstung selbst bis in dein Herz gelockt.
Doch soll ich darum auch der Gvelfen Wut vergeßen?
Der Zwietracht Schlangengift, so dir das Mark durchfreßen?
Und alles, was so bald, eh sie die Zeit verzehrt,
Die Wunder alter Kunst in Asch und Staub verkehrt?
Hast du, Neapolis, nicht Elend gnug erlitten,
Als Fürsten voller Wut um deine Krone stritten?
Wie lang hat nicht der Krieg um jenen Thron geblitzt,
Den Frankreichs kühner Sohn mit Prinzenblut bespritzt?
Hat Mayland nicht gesehn, die Mächtigsten der Erden
Um seinetwillen blos fast unversöhnlich werden?
Wer zählt, wie oft es sey, daß die so kühne Stadt
Um ihren Wall den Feind mit Angst erblicket hat?
Ich sage nichts als das, was alle Ruh zerstöret,
Und einen kleinern Schmerz mich nicht mehr achten lehret.
Umsonst hat die Natur die Alpen aufgeschanzt.
Ein neuer Hannibal hat Fahnen drauf gepflanzt.
Der Berge Rücken trug, und fühlte mit Erstaunen,
Die ungewohnte Last von Mörsern und Kartaunen.
Und itzt = = = Hier schließt der Schmerz den Mund, den er gelöst;
Bis daß er neue Kraft in ihre Zunge flößt,
Das Leiden, das sie drückt, mit wiederholten Klagen,
Zu Lindrung ihrer Pein der tauben Luft zu sagen.
Wohin, rief sie zuletzt, wohin will diese Wut?
So ist man noch nicht satt? Noch lechzet man nach Blut?
Vergebens hoff ich Ruh. Der Stücke rauhes Knallen
Wird bald mit neuem Graus in meinen Ohren schallen.
Was thu ich? — Schweig ich wohl, bis daß der freche Krieg
Mit neuentbrannter Wut durch einen blut'gern Sieg

Mich wiederum verjagt? — Soll ich nach Westen fliehen,
Und in der neuen Welt entlegne Gränzen ziehen?
Auch hier vertreibt man mich. — Entflieh ich auf die See?
Auch dort werd ich verletzt. Soll mich des Himmels Höh,
Der Gottheit heller Sitz hinfort allein umfaßen?
Soll die gestrafte Welt, den Waffen überlaßen,
Ein Raub des Mächtigern, des Siegers Beute seyn?
Nein! thue, was du kannst. Noch, Erde seyst du mein!
Sie sprichts; und Unmuth färbt der Göttin schöne Wangen,
Die sonst mit Sittsamkeit und heiterm Lächeln prangen.

Dort, in des Himmels Höh, wo über alle Welt
Der Allmacht weise Hand den ewgen Zepter hält,
Der Sonne Stralen giebt, der Himmel Kreise drehet,
Und macht, daß jeder Stern auf seiner Straße gehet;
Da ist der Liebe Sitz. Von dar macht ihre Hand
Sich durch den süßen Trieb, dem alles folgt, bekannt;
Von dannen siehet sie die Bürger aller Erden,
Von ihrer Glut entflammt, ihr unterthänig werden.

Dort kömmt Irene hin, es thut ihr sanfter Mund
Das, was ihr Herz bedrängt, der treuen Schwester kund.
O Liebe, hab ich ie dein weites Reich beschützet,
Ja deinen holden Trieb durch Eintracht unterstützet,
Daß überall dein Reich durch mich verschönert blüht,
Und dein Altar durch mich von tausend Opfern glüht;
Ist es die Lust des Kriegs, mit schadenfrohen Waffen
Die Blüthe deines Reichs unmenschlich hinzuraffen;
So höre mich anitzt! Der größre Theil der Welt
Ist noch von Mistraun voll. Kaum daß man sich enthält,
Und nicht die kurze Ruh durch neue Wut zerstöret,
Durch Glut, Geschütz und Stahl manch schönes Land verheeret,
Und aus der Mütter Arm die süßen Pfänder reißt,
Um die manch glücklich Weib dein mächtig Feuer preist.
Jüngst ist ein muthger Prinz, von dem Iber gekommen;
Es hat sein siegreich Schwerdt Neapel eingenommen.

Sieh,

Sieh, er beherscht sein Reich, von deinen Banden frey,
Und übt den Kriegesgeist in Wald und Jägerey!
O Schwester! schütze mich bey ihm durch deine Triebe!
Versiegle du mein Werk durch dieses Königs Liebe?
Ein würdiges Gemahl sey durch dein süßes Band
Die Bürgin fester Treu, der Eintracht sichres Pfand.

Dieß spricht sie, und bewegt der Schwester zärtlich Herze.
Die Liebe sieht den Grund von so gerechtem Schmerze.
Sie sieht, wohin die Wut des Krieges reichen kann;
Irenen redet sie mit holdem Lächeln an:

Ich weis es, Schwester, ja; in deinem sichern Schatten
Seh ich manch glücklich Paar vergnügter Ehegatten.
Ich sehe, wie mein Reich, wo Wut und Morden flieht,
Noch eins so angenehm bey deinem Oelzweig blüht.
Dein Sorgen ist gerecht. Ich kenne selbst das Schrecken,
Das der gedämpfte Krieg noch suchet zu erwecken.
Ihm ist es nicht genug, daß ihm die Barbarey
Und Bosniens Gefild ein blutger Schauplatz sey;
Und daß vor Rußlands Macht, wenn er von ferne wittert,
Wie vor des Deutschen Schwerdt, das freche Stambol zittert.
Drum höre meinen Rath! Dort wo der Held August
Sein rühmlich Zepter führt, da seh ich meine Lust,
Wenn nach Amalien sich meine Blicke wenden.
Augustens Tochter soll dir Carols Herz verpfänden.
Die soll durch Lieb und Eh der Eintracht Siegel seyn.
Sie wird ihr zärtlich Herz ihm stets zu eigen weihn;
Und bey der Völker Ruh und freundlichem Vertrauen,
Soll er durch sie sein Haus voll junger Helden schauen.
Doch brauch ich auch hierbey, o Schwester, deinen Fleiß.
Wer ist, der den August mehr zu bewegen weis,
Als du, Irene, selbst? Sieht ihn nicht jeden Morgen
Die frühste Sonne schon für deine Ruhe sorgen?
Ists nicht sein Werk allein, daß dir der Pole dient?
Daß sein gestilltes Reich in deinem Schatten grünt,

Kein Säbel Säbeln dräut, der Bürger Bürger schonet,
Und jeder ohne Furcht bey seiner Heerde wohnet?
Drum scheinet es allein dir, Schwester, zuzustehn,
Den Helden, der dich liebt, mit Bitten anzugehn.

Dieß spricht sie, und ihr Fuß betritt den güldnen Wagen,
Den durch die tiefe Luft die stolzen Schwäne tragen,
Der Allmacht hoher Sitz weicht nach und nach zurück.
Sie kömmt der Erde nah. Der Augen holder Blick
Stralt Segen auf die Welt, und macht zu ihren Füßen
Das Erdreich sich erfreun, die Ströme schneller fliessen.

Wo das Tyrrhener Meer sich in den Busen schlingt,
Der bis zum Marmorbau des reichen Napels dringt,
Und wo bey Puzzuoli, das mancher Quell befeuchtet,
Misens erhabner Berg bey Nacht den Schiffern leuchtet;
Hat vormals einen Ort, den man Procita nennt,
Erdbeben, oder Flut, von Ischia getrennt.
Hier wars, hier suchte Carl nach beygelegten Kriegen,
Sich durch des Krieges Bild in Wäldern zu vergnügen.
Erfreut, wenn er durch List ein schlaues Wild betrügt,
Wenn durch gewißen Schuß ein flatternd Rebhun liegt;
Wenn dorten ein Fasan, durchs Rohr zu spät erschrecket,
Noch flieht, indem er fällt, und sich aufs Erdreich strecket.
Ein königliches Schloß sieht nach der freyen See,
Und nach dem nahen Strand des alten Capreä.
O wie viel glücklicher als dieses, das vom Morden
Des wütenden Tibers der Welt zum Abscheu worden!
Die auf der Bürger Treu gestützte Sicherheit
Wacht um Procitens Schloß und Carols Einsamkeit.
Vergnügen wohnte da, und war zu seiner Seiten,
Und edle Munterkeit gieng stets ihn zu begleiten;
So wohl wenn auf der Jagd ihn das verfolgte Wild,
So schnell es vor ihm floh, stets hinter sich behielt;
Als wenn der Klugheit Rath und seiner Bürger Liebe
Ihn für des Reiches Wohl zu früher Sorge triebe.

Die Liebe kam hier an, in Carols Aufenthalt,
Und zwar bey düstrer Nacht. Den Wagen deckt der Wald,
Ein dichter Nebel sie, von welchem sie umringet
In Carols Schlafgemach durch Wacht und Thüren dringet.
Sie sieht, wie sorgenfrey und müde von der Jagd
Carl in des Schlafes Arm erwartet, bis es tagt;
Am frühen Morgen sich von neuem zu ergötzen,
Und den verfolgten Hirsch durch Forst und Feld zu hetzen.
Die Liebe kleidet sich, um ihm verdeckt zu seyn,
In Ansehn und Gestalt der hohen Mutter ein.

Prinz, sprach sie, ich bin froh, daß dieses Landes Krone
Auf deiner Scheitel glänzt, daß du vom Königsthrone
Das dir erfochtne Reich mit sanfter Hand regierst,
Und als Neapels Herr Bourbons Geschlechte zierst.
Umsonst schien das Geschick die Hofnung zu versagen,
Als würdest du, mein Sohn! einst eine Krone tragen.
Wir haben mehr erlangt, als jemand ie gedacht.
Was man für Träume hielt, das ist nun wahr gemacht.
Denn Tapferkeit und Rath besiegte das Geschicke.
Ein Wunsch ist übrig noch; daß Liebe dich beglücke!
Ich will, Amalien, der Prinzeßinnen Zier,
Verknüpfe nun ein Band der ewgen Treu mit dir!
Beglücke dich und sie! Die Nachwelt wird dich preisen,
Und dein und ihr Geschlecht sich thronenwerth erweisen!

Dieß sprach sie, und verschwand. Und, Carl, du weißt es nicht,
Daß itzt mit dir im Schlaf ein höhres Wesen spricht,
Die Liebe selbst; da schnell dein Herz von ihr entzündet
Ganz ihre Flammen fühlt, ganz ihre Macht empfindet.
Das Zimmer füllt indeß ein angenehmer Duft,
Der wie ein süßer Dampf von Specerey die Luft
Mit Lieblichkeit durchdringt. So wie die Tuberose
In dem Gemache blüht: wie aus der Erden Schoose

Ein fruchtbarer Geruch, nachdem zur Sommerszeit
Ein holder Regenguß das durstge Land erfreut,
Den Kreis der Luft durchzieht; und wie des Weinstocks Blüthen
Sich pflegen weit und breit den Bienen anzubieten.

Carl wachet unruhvoll. Es nährt sein reges Herz
Den Zunder seiner Glut, der ersten Liebe Schmerz.
Umsonst denkt er den Traum sich aus dem Sinn zu schlagen,
Er sucht umsonst durch Schlaf die Unruh zu verjagen.
Denn selbst da er es sucht, schleicht sie sich tiefer ein;
Nur durch Amalien kann er beruhigt seyn.

Kaum war der Sterne Heer in hoher Luft verblichen,
Die Finsterniß der Nacht war noch nicht ganz gewichen,
Das frühe Morgenroth verkündigte noch nicht
Vom Gipfel des Misens das frohe Tages Licht.
Und schon erhebt sich Carl, und rüstet sich zum Jagen;
Unschlüßig kehrt er um, und denkt es aufzusagen.
Der Tag erscheint indeß, die Sonne steigt hervor;
Der muntre Jagdhund billt, und drängt sich durch das Thor,
Und zerrt den Führer nach. Ein Heer beherzter Pferde
Bedeckt den ganzen Hof, scharrt trotzig in die Erde,
Und kaut Gebiß und Stahl, das von dem Geifer schäumt.
Es wiehrt der freche Hengst, und stampft, und schlägt und
bäumt,
Und steht, und giebt sich kaum, wenn ihn der Führer streichelt
Und mit der leichten Hand dem glatten Halse schmeichelt.
Des Erzes Ruf ertönt. Nur Carl säumt noch allein.
Er kömmt. Von seiner Brust scheint Unruh fern zu seyn.
Doch bald kehrt sie zurück, verlöscht sein muntres Wesen,
Und läßt der Liebe Sieg aus seinen Augen lesen.

Gleich als ein junges Roß, das erst den Sattel merkt,
Und abzuwerfen strebt, durch Kraft und Muth gestärkt;
Versucht, was es nur weis, sich wendet, schüttelt, sträubet;
Doch, wenn die feste Last auf seinem Rücken bleibet,

Dann

Dann muthlos seinen Kopf zur Erde sinken läßt,
Und traurig sein Gesicht mit großen Tropfen näßt:
So sucht er oftmals auch die Liebe zu bekriegen,
Oft durch ein frohes Wort die Unruh zu betrügen,
Die ihm im Herzen liegt. Doch merkt er, daß der Glut
Bey wachsender Gewalt kein Zwang mehr Einhalt thut.
Drum giebt er alles auf, und läßt dem starken Triebe
Sein überwundnes Herz zum festen Sitz der Liebe.

Dem aufgetriebnen Hirsch thut schon des Erzes Mund
Die dräuende Gefahr mit lautem Schalle kund.
Sein schneller Lauf verläßt die unwegsamen Wälder,
Und setzt mit leichter Flucht durch die gebähnten Felder.
Vergebens reizt das Horn den müden Jagdhund an;
Das Wild entwischt ihm stets, und täuschet seinen Zahn.
Das Roß schnaubt Dampf und Rauch, es stäubt und kracht die Erde,
Es saust und schallt die Luft vom Springen muntrer Pferde;
Bis den entkräften Hirsch die Müdigkeit bezwingt.
Das Wild wird athemlos, es lechzt, es wankt, es sinkt.
Das Jagdhorn trägt die Post des Sieges in die Weite,
Und der erhitzte Hund billt hungrig nach der Beute.

Wie ein beherztes Heer, das nun den Feind besiegt,
Wenn das erhaltne Feld voll reicher Beute liegt,
Des Führers Zeichen hoft, das es nach Kampf und Schweiße
Des Siegs verdiente Frucht mit Freuden sammeln heiße;
So steht der Hunde Kreis auf jeden Wink gericht;
Er schmachtet nach dem Raub, und er berührt ihn nicht.

Carl war noch nicht geheilt. Doch wissen große Seelen
Die Wunden ihrer Brust vor andern zu verhelen.
Er selber tritt hinzu, das Jagdschwerdt in der Hand.
Das Wild schlägt um sich her, und kämpft noch auf dem Sand;

Bis Carols scharfer Stahl die Kraft der Füße zähmet,
Und durch den blutgen Fang die starken Nerven lähmet.

Nur Barwik sah, wie oft der unterdrückte Gram
In Carls bestürmter Brust die Oberhand bekam.
Ihn kann die Heiterkeit der Mienen nicht berücken.
Durch ihren äußern Schein sieht er die Unruh blicken,
Die tief ihn in das Herz des Königs dringen ließ.

Als nun das Jägerhorn der Rückkehr Zeichen blies,
Und theils der müde Zug der Jäger sich verweilet,
Theils Carls und Barwiks Roß den andern vorgeeilet,
Sprach Barwik, Carols Freund, und würdig seiner Huld:

Woher, mein König, kömmts? und wessen ist die Schuld,
Daß du, wie sehr du auch dem innern Unmuth wehrest,
Doch heute nicht so froh als sonst zurücke kehrest?
So sprach er. Carl ließ nun den Schmerzen freyen Lauf,
Schloß seines Herzens Grund mit tiefen Seufzern auf,
Erzehlte, was geschehn, und sagt ihm unverholen,
Was ihm im süßen Traum die Mutter anbefohlen.
Du seyst, sprach er, ein Wahn, der meinen Geist bethört,
Du seyst ein eitles Bild, das meinen Schlaf gestört;
Du seyst der Vorsicht Wink, des Himmels wahre Stimme;
Ich weis nicht, welche Glut in meinem Herzen glimme.
Umsonst bekämpf ich nur durch Freundschaft, Scherz und Lust
Der Regungen Gewalt. Ich fühl in meiner Brust
Die ungewohnte Macht der oft geflohnen Triebe,
Ich fühle mich besiegt durch Zärtlichkeit und Liebe.

Beschämt schwieg hier der Held. Der treue Barwik sprach:
Herr, warum giebst du nicht vielmehr den Trieben nach,
Die deinen Geist gerührt? Willst du denn immer kriegen?
Nach hohen Sorgen, dich nur kriegerisch vergnügen?
Ja lieb! und sorge nun, daß dein befestigt Reich
Bald einen Prinz empfängt, der, dir am Muthe gleich,

Nach

Nach dir des Regiments verlaßnen Zügel faße,
Und deiner Siege Frucht den Enkeln überlaße!
Der Himmel, glaub ich, selbst hat dirs ins Herz gelegt,
Ein gütiges Geschick hat dir es eingeprägt,
Und will, Neapel soll durch das entlegne Sachsen
An Helden fruchtbar seyn, an Ruhm und Glanze wachsen!

So nähret Barwiks Rath die angewachsne Glut,
Und macht, da Carl noch schwankt, ihm selbst zum Lieben Muth.

Die Liebe sieht entzückt von ihres Thrones Höhe,
Daß Carl, der freye Held, nicht ihrer Macht entgehe.
Sie ruft der Dienerin, die schnelle Flügel regt,
Und durch der Erde Kreis der Vorsicht Schlüße trägt.
Sie, die Geschwindigkeit, fliegt alsobald hernieder,
Und rudert durch die Luft mit dreyfachem Gefieder.
So sagt man, daß vordem Merkur die lange Bahn,
An Schulter, Haupt und Fuß mit Flügeln angethan,
Von Jupiters Palast bis zu des Tartars Hölen
Oft auf- und abgeeilt, und bald die leichten Seelen
Dem Pluto zugeführt, bald durch die weite Welt
Des Donnergotts Befehl, des Schicksals Schlüß bestellt.

Sie trat als ein Curir in des Palastes Pforte.
Carl kömmt indeß zurück nach dem geliebten Orte,
Da, wenn die schnelle Jagd den Leib genug bewegt,
Ein wohlbereitet Mahl ihn zu erquicken pflegt.

Wie wenn der Bienen Fürst den neuen Stock bezogen,
Ihr Schwarm zum Flugloch dringt; die kömmt allein geflogen,
Und eilt den andern nach; dort irret eine Schaar,
Die durch verweilten Flug zurückgeblieben war;
Ein laut erregter Ton, gleich schmetternden Trompeten
Erweckt die langsamen, und strafet ihr Verspäten:
So eilt der Jäger Zug durchs Thor in den Palast,
Und der erhitzte Leib verlangt nach Dach und Rast.

Es sahe Barwik da des Himmels Botin stehen,
Und glaubte den Curier des Königes zu sehen,
Den immer ohne Rast der schnellsten Roße Flug
Mit Carls Befehl versehn in ferne Gränzen trug.
Er eilt dem König nach. Herr, sprach er, was verhindert,
Daß nicht dein edler Schluß alsbald die Unruh lindert,
Die deine Freuden stört? bereit siehst du ihn stehn,
Nach Deutschland, das dich ehrt, auf deinen Wink zu gehn.
Dort laß den Fuenclar, der für dein Wohl beflissen
Bey Wiens Beherscher wacht, von deiner Liebe wissen!
Er spricht. Carl hört und thuts. Der Liebe Botin eilt
Schnell, wie der Fluthen Reich ein leichtes Schif zertheilt.

Auch du, Irene, thatst der Liebe hold Verlangen;
Du endest, was mit Glück die Schwester angefangen.
Du giengst von Hofnung voll, zu Fördrung deiner Ruh,
Auf deinen edeln Freund, auf Polens August zu.
Den Oelzweig in der Hand, der nie die Blätter neiget,
Der ohne Wurzel blüht, und ewig Früchte zeuget,
Flog sie nach dir herab, du segensvolles Land!
Das in erwünschter Ruh stets ihre milde Hand
Mit Ueberfluß beschenkt! Euch, Sachsens reiche Gränzen,
Sah sie von oben her. Sie sah ihr Dresden glänzen.
Sie sah den breiten Strom, auf ihm die Schiffe gehn,
Die, mühsam fortgeschleppt, den Wellen widerstehn,
Die beider Indien, und die Europens Waaren
Vom ämsgen Hamburg her dem Strom entgegen fahren.
Dort deckt den ganzen Weg der Karren lange Reih,
Führt Leipzigs reicher Stadt die schwere Fracht herbey,
Und macht den Handel blühn. Dort speyt mit schwarzem Munde
Ein Ofen Dampf und Rauch aus ungeheurem Schlunde,
Und härtet ein Geschirr, deß Pracht dem Golde gleicht,
Dem selbst das Porcelan des reichen Japans weicht.
Dort quillt ein fließend Salz in tiefgetriebnen Solen;
Dort kann man Serpentin, dort edles Silber holen.

Dort

Dort gräbt man Marmorstein, und brennt und sucht Alaun.
Sie sieht des Winzers Fleiß, den Weinstock anzubaun,
Der annoch freudenvoll, daß die dankbaren Reben
Im letzten Herbst ihm reich des Schweißes Frucht gegeben,
Den kahlen Stock getrost den Grüften wieder leyht.
Wie dort im fetten Feld der Landmann Saamen streut,
Sieht sie; denn Berg und Thal, die Felder, Flüß und Auen,
Und alles gab sich ihr auf Einmal anzuschauen.

Wie uns die Malerey ganz einen Welttheil weist,
Daß man im Augenblick vom Nord bis Süden reist,
Und das beeiste Land, das uns den Zobel schicket,
Und Maylands Paradies auf Einem Blatt erblicket;
So schaut sie aus der Luft, und Sachsen stellt sich ihr
Mit aller seiner Pracht und seinem Segen für.
Hier Meißen reich an Wein, der Churcreis an Getreide,
Dort das Gebirg an Erz, Thüringens fette Weide.
Sie kennet ihren Sitz, und wird hier manch Altar,
Wo Kunst und Handelschaft ihr Weihrauch streut, gewahr.

Sie dringt in Dresdens Schloß, aus dem auf seine Staten,
Um ihrer aller Flor mit Weisheit zu berathen,
August mit gleicher Treu sein Vaterauge lenkt,
Und Sachsen nie versäumt, wenn er auf Polen denkt.
Sie sah die weise Müh, den drohenden Barbaren *
Ihr kochend Blut, und auch der Deutschen Blut zu sparen;
August ermüdet nicht, verließ der Türke gleich,
Zu Fried und Eintracht taub, Gesandtschaft, Stadt und Reich.
Und du, leutselger Brühl, theilst deines Königs Sorgen!

Irene, die bisher sich jedem Blick verborgen,
Löst froh den Nebel auf, sie stellt sich sichtbar dar,
Und sagt, zu welchem Werk sie hergekommen war:

* Der Krieg der Türken mit Rußland und Oestreich, der 1737, bald nach Endigung des Kriegs über die Polnische Königswahl ausbrach.

O König, welchem nie ein unter Blut und Leichen
Mit kriegerischer Faust gepflanztes Siegeszeichen
So sehr ergötzet hat, als wenn der Landmann sieht,
Wie auf der sichern Flur der Wein voll Hofnung blüht;
Das unversehrte Feld mit vollen Aehren lachet,
Und keiner Stücke Knall die Heerden schüchtern machet!
Du stillest einen Krieg, der in der Ferne tönt,
Da doch Europa sich nicht mit sich selbst versöhnt,
Noch immer stillen Groll in ihrem Busen brütet,
Der bald vielleicht in Krieg und hellen Flammen wütet!
Zwar hat man neulich erst umher, von Land zu Land,
Die Friedensbotschaft froh auf meinen Wink gesandt.
Man sucht durch klugen Rath in heiligen Verträgen
Den ewig festen Grund zu meiner Ruh zu legen.
Doch wohnt auch in der Brust der Fürsten ächt Vertraun?
Sollt ich wohl auf die Pracht der eiteln Worte baun?
Sollt ich, wenn Zwist und Krieg noch in der Asche dräuen,
Für Zukunft unbesorgt, mich meiner Ruhe freuen?
Wahr ists, dein sichres Reich hat hieran keinen Theil.
Doch aller Völker Wohl, der ganzen Erde Heil
Ist, nebst des Unterthans Ruh, Freude, Gut und Leben
In jedes Fürsten Hand und Sorgfalt übergeben.
Was hilft es mich, August; hat an der Weichsel gleich
Dein väterlich Bemühn der Zwietracht kriegrisch Reich
Und ihren Blutaltar durch Glimpf und Ernst zerstöret?
Was hilfts, daß mich das Reich der Polen ruhig ehret?
Daß mich in deinem Schutz des Kaufmanns steter Fleiß
Der reichgewordnen Welt erst werth zu machen weis?
Daß Sachsen, unter dir durch Wißenschaft erhöhet,
Bey deinem Regiment durch mich in Segen stehet?
Daß nun der Zwietracht Kind, die ungerechte List
Nicht mehr vor Themis Thron der Unschuld Güter frißt;
Und du, trotz des Geschreys raubsüchtger Advocaten,
Der Wittwen Schmerz geheilt, der Waisen Noth gerathen?
Wenn doch, so viel du auch mir hier Altäre weihst,
Mir anderwärts der Krieg so viele niederreißt.

Dich,

Dich, König, fleh ich an, es steht in deinen Händen,
Der Völker wankend Herz auf sichre Ruh zu wenden.
Es sey Amalia der Freundschaft sichres Pfand,
Und Carl, Neapels Fürst, sey durch ein enges Band
Als Eidam dir verknüpft! So wird auf festen Gründen
Europens Ruhe sich hinfort gestützet finden.
Es sehe froh die Welt Carls ruhigs Regiment!
Es herrsche das Vertraun vom fernen Occident
Bis durch der Polen Reich und Rußlands kalte Gränzen;
Und laße nur zur Pracht des Krieges Waffen glänzen!
Carl lieb Amalien; und sehe dann vergnügt,
Wie deiner Enkel Ruhm bis zu den Sternen fliegt!

Dieß sprach sie. Doch August, erstaunt sie zu erblicken,
Sah erst sie schweigend an, mit freudigem Entzücken.
Wie wenn ein Freund, der längst fern über Meer gereist,
Dem überraschten Freund sich unvermuthet weist,
Sich dieser selbst nicht traut, die Augen zehnmal fraget,
Und doch kaum glauben will, was ihm ihr Urtheil saget;
Bis ihm der Stimme Ton bestätigt, daß ers ist;
Vor Freuden dann bestürzt, mit Küßen ihn begrüßt,
Ihn anblickt, spricht, verstummt, antwortet, fragt, erzehlet,
Und durch Umarmen sagt, was ihm an Worten fehlet;
So war = = = = Nein, sage selbst, August, was du gefühlt!
Wie dein Entzücken erst den Mund gefeßelt hielt,
Wie in Vertraulichkeit du dich mit ihr besprochen,
Und wie dein Wort in ihr des Kummers Macht gebrochen!
Die Leyer stocket hier, der Mund schweigt schüchtern still,
Da mein verwegnes Lied auch dich besingen will. *

* Folgende Verse machten in der Handschrift den Schluß dieses Gedichtes aus, die mir keinen Platz im Texte zu verdienen scheinen, weil sie nur von der jugendlichen Schüchternheit des Verfassers herrühren, und weil die Beschreibung eines harangvirenden Bürgemeisters, der von seinem Concepte kömmt, kein Bild von der heroischen Gattung ist. Weil es indeßen bekannt ist, daß der hochselige

lige König von einem so majestätischen Ansehen war, daß mehr als ein Bürgemeister vor ihm mag stecken geblieben seyn, und weil diese Beschreibung an sich nicht übel gerathen ist, wird man ihr wohl die gegenwärtige Stelle nicht misgönnen.

So pflegt sich, wenn dein Glanz einst einen Ort beglücket,
Der dich nur selten sieht, dich nur als Gast erblicket,
Indem die rege Stadt mit Jauchzen dich empfäht,
Und ehrfurchtsvoll der Rath in ihrem Thore steht,
Oft ein beherzter Mund vor dein Gesicht zu wagen,
Die Lust, die jeder fühlt, in Worten vorzutragen.
Er kömmt, hebt an, und spricht. Doch nimt er kaum in Acht,
Daß du auf ihn geblickt; ist er in Furcht gebracht.
Er strebt umsonst aufs neu in Worten auszubrechen.
Es blendet ihn dein Glanz, und er vergißt zu sprechen.

Briefe

und

vermischte Gedichte.

Vorbericht.

Poetische Briefe in dem Geschmacke des Horaz sind eine sehr anmuthige und lehrreiche Gattung von Gedichten. Sie haben etwas anziehendes für einen jeden, und manche, die nicht Geist genug haben, dem Horaz in seinen Oden zu folgen, lesen ihn doch gern in seinen Briefen und Satyren. Im Deutschen sind sie noch nicht häufig, sie sind auch so leicht nicht, als sie bey ihrem prosaischen Tone, bey ihrem herablassenden gesprächigen Wesen, scheinen möchten.

Die meisten folgenden Gedichte lassen sich unter diese Gattung rechnen, und es ist die Uebersetzung eines Briefes aus dem Horaz mitten drunter gesetzt worden, um die Vergleichung zu erleichtern. Viele davon könnte man freylich auch Gelegenheitsgedichte nennen. Aber eine Poesie verliert von ihrem Werthe nichts, dadurch daß der Dichter seine wahren Empfindungen ausgedrückt hat, und durch Ehrerbietung gegen seinen Vater, durch Liebe gegen seine Freunde, und durch eine zärtliche Theil-

neh-

nehmung an den Vorfällen ihres Lebens in Bewegung gesetzt worden ist. Viele Oden des Horaz, und einige Eklogen des Virgil sind in diesem Verstande auch Gelegenheitsgedichte.

Um die Abtheilungen in diesem Bande nicht mehr zu vervielfältigen, als es sich die Mühe verlohnt, habe ich neben den poetischen Briefen noch andre vermischte Gedichte von verschiedener Gattung gesetzt.

Sie sind theils noch ungedruckt, als gleich die ersten sechs von diesen Briefen, theils hat sie schon vorhin der Verfasser in gewisse Samlungen, als in die kritischen Beyträge, in die Belustigungen, und in die Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes einrücken lassen. Doch wird man in dem gegenwärtigen Abdrucke hin und wieder Veränderungen finden.

An
den Herrn Krause.

Ein Jahr lang wollt ich mich des Reimens ganz begeben,
Der Dichtkunst mich entziehn, und nur den Rechten leben.
Doch nun beschließet kaum der Mond den dritten Lauf;
So wacht der alte Trieb im Herzen wieder auf.
Die Freundschaft kömmt, und hilft dem Dichtertriebe siegen,
Und dieß bereimte Blatt straft meinen Vorsatz Lügen.

Wie manchen Vorwand zwar hab ich schon ausgedacht,
Der ganz verstohlen mich vom Joche losgemacht!
Mein Herz betrügt sich selbst, und suchet, sein Versprechen,
Das es zu halten scheint, durch kluge List zu schwächen.
So wie das schwache Fleisch, das erst der Welt entsagt,
Zwar nicht mehr offenbar die Lieblingssünde wagt;
Doch, wenn die schlaue Lust sich nur verkleidet weiset,
Mit Freuden sie verkennt, und sich noch glücklich preiset,
Daß es sich sättiget, und doch den Trost behält,
Als ob der reinen Brust die Sünde nie gefällt:

So weis der schlaue Kiel den Vorsatz zu vernichten,
Streicht aus, und schreibet hin, und glaubt doch nicht zu dichten;
Wenn nur kein neues Werk den kühnen Geist bemüht,
Und meiner Verse Zahl nicht sich vergrößert sieht.

Oft wenn ich müd und still bey dem Gravina* sitze,
Das Haupt von Grillen schwer bey Roms Gesetzen stütze,
Scheint mir die Dichtkunst selbst zur Seiten da zu stehn,
Hold, artig, angenehm, liebreizend, freundlich, schön,
Durch tausend Schmeicheleyn bemüht mich zu entzücken.
Ihr lächelnd Angesicht reizt mich mit losen Blicken.
Sie öfnet ihren Mund und zischelt mir ins Ohr:
Komm, dichte! — Nein! — Sieh an, du ziehst mir andre vor! —
Justinian befiehlts, nach dem muß ich mich richten. —
Mir folge! — Laß mich gehn! — Willst du nicht Einmal dichten?
Ich darf nicht. — Sauertopf, Verdroßner, Eigensinn!
Nun wart ein andermal, bis ich dir günstig bin!
Ich lächle. — Sanfte Glut durchfähret Geist und Glieder.
Doch das Gewißen kömmt, und schlägt den Brand darnieder.

Nun brech ich öffentlich, was ich so fest versprach.
Tribonian giebt selbst den Freundschaftstrieben nach. —
Doch wie? Itzt kömmt er schon, und runzelt Stirn und Wangen.
Du hast nun lange gnug dem Dichten nachgehangen!
Hör auf! — Ach nur Geduld, bis daß ich fertig bin!
Nur noch Ein Wort! — Hör auf, und wirf den Plunder hin!

* Ein berühmter Italiäner, Verfaßer der Origin. jur. Civil.

An

An
den Herrn Geyer.

Mein Damis, Hitz und Frost drückt nicht mehr meine Glieder.
Den muntern Wangen kömmt die runde Dicke wieder.
Zwo Wochen sind schon hin, seit nicht mehr den Verstand
Mit schwerer Schläfrigkeit die Macht des Fiebers band. —
Dieß wußtest du wohl nicht. — Wie würdst du sonst verlangen,
Mein Schreiben sollt einmal im Schmuck der Dichtkunst prangen?
Solls denn vergebens seyn, daß ich mich schon ergötzt,
Wenn mich ein Kenner liebt und lesenswürdig schätzt?
Nun kömmt dein strenger Spruch mir bald vielleicht zu Ohren:
Mein bischen Ruhm sey ganz durch meinen Brief verloren.

Freund, denke; wer, wie du, mit kaltem Ernste spricht:
Mich reizet ein mit Kunst entworfnes Schreiben nicht!
Wie der wohl fodern mag; ich soll, den Brief zu schmücken,
Ein herrlich klappend Wort an jede Zeile flicken?

Was suchst du? Meynest du, der Scherz, den oft mein Kiel
Im Schreiben eingemischt, der, wenn er dir gefiel,
Dir nur, als unstudiert, geschickt war zu gefallen,
Soll, wo, nach Kunst und Maaß, die Reime wiederschallen,
Auch dann noch artig seyn? Sprich! Meynst du, daß ein Blatt,
Von Kleinigkeiten voll, in Versen Anmuth hat?

Urtheile selbst, mein Freund. Wie prächtig wird es klingen,
Wie wird des Verses Reiz dein ganzes Herz durchdringen,
Wenn er dir Nachricht giebt, daß Cleon ehstens schreibt,
Herr Richards Haus sich mehrt, Herr Arnolf sich beweibt?
Wie endlich, wenn ein Schwall ergebner Complimente
In rauhen Versen dir ein Dutzend Namen nennte?
Jedoch du willst vielleicht, daß mein vertiefter Sinn,
Wenn ich bey müßger Zeit der Bücher müde bin,
Und zu des Trauerspiels beliebten Thränen eile,
Die Stunden zwischen Dir und dem Aeneas theile? *
Daß eben dieser Kiel, der Helden reden heißt,
Auch lehrreich manchen Satz entwickelt, schmückt, erweist?
Vielleicht willst du auch gar zu eifernden Satiren
Eh ich michs selbst versah, den muntern Geist verführen?

Freund, mein von Jugend noch erheitert Angesicht
Kleidt die bewölkte Stirn der Weltbestrafer nicht.
Du selber; glaubst du wohl, daß Sprache, Blick, Geberden
Von ernsten Weisen mir so artig lassen werden;
Als es dein Hannchen ziert, wenn sie bey Scherz und Lust
Den schlankgeschnürten Leib, und die geschwollne Brust
In Männerkleider hüllt, und schalkhaft sich ergötzet,
Daß Weiberherzen selbst ihr Blick in Glut gesetzet?

Jedoch ein Freund gebeut. Er läßt mich doch nicht ruhn;
Und sag ich zehnmal, nein! muß ichs zum eilften thun.
Geh, Dido! Ruh einmal! Denn denk ichs auszuschlagen;
So muß ich wenigstens auch dieß in Reimen sagen.
Drum höre, was zwar jetzt noch eine Fabel heißt,
Doch, da in Feldern schon des Winters Macht sich weißt,
Bald

* Diese Stelle, und die folgende Erwähnung der Dido zeigt, daß dieser Brief geschrieben worden, als der Verfasser an seinem Trauerspiele Dido arbeitete.

Bald Wahrheit werden kann, wenn die gefallnen Flocken
Einst Leipzigs lüstern Volk zur Schlittenfreude locken:

Ein Roß, zum Zug gewohnt, dem Kutscher unterthan,
Durchlief mit edlem Schritt der Gassen lange Bahn.
Stolz wegen seiner Last konnt' es im Sonntagswagen
Manch wohlgeputztes Kind zum Kaffeekränzchen tragen.
Doch als der Winter kam; fiel seinem Herrn es ein;
Dieß werd ein stattlich Pferd in einen Schlitten seyn.
Das Roß ward eingespannt. Man ließ den glatten Rücken
Ein ungewohntes Joch mit lauten Schellen drücken.
Man sah das stolze Haupt mit Federn ausgeziert.
Sein Herr bringt freudenvoll die Schöne schon geführt,
Hebt sie auf ihren Sitz, und weis mit steifen Füßen
Alsbald am Schlitten sich schulmäßig anzuschließen.
Die lange Gerte klascht. Des Rosses edler Schritt
Zieht schon den Schlitten nach. Doch als der rasche Tritt
Der Schellen Schall erregt; des Hauptes Zierrath schwanket;
Da reißt es schüchtern aus. Das goldne Fuhrwerk wanket.
Die Schöne, die er fährt, wird in den Schnee gelegt.
So wird, wenn uns ein Trieb zu etwas neuem trägt,
Die ungewohnte Bahn stets mit Gefahr beschritten;
Und wer zum Wagen taugt, taugt drum nicht in den Schlit-
ten,

An seinen Vater am Anfange eines Jahrs.

Mit langer Folge froher Stunden
In unzertrennter Reih verbunden,
Geh dir dieß Jahr im Segen auf;
Und angekettet vom Geschicke,
Mein Vater, fördre stets ein Glücke
Des ihm verwandten Glückes Lauf!

Von künftger Lust, von fernen Sorgen
Ist stets der Grund in dem verborgen,
Was itzt betrübt, was itzt erfreut.
Der Tag, der itzt der Erde scheinet,
Uns anlacht, oder mit uns weinet,
Ist schwanger von der künftgen Zeit.

Längst keimte schon durch dein Bemühen
Das Wohl, in dem wir itzo blühen,
Und deine Hofnung trog dich nicht.
So hat das Jahr, das itzt vergangen,
Die Hyacinthe schon empfangen,
Die künftges Jahr die Erde bricht.

LB Coburg

An seinen Vater.

So oft die Hofnung mich auf jene Stunde lenkt,
Mein Vater! welche mir dein Antlitz wiederschenkt,
Und die, so weit du sie auch noch hinausgeleget,
Doch deinen Sohn vergnügt nach deinen Armen träget;
So oft erwäg ich auch, was du an mir gethan,
Und was ich immer weis, seh ich als Wohlthat an;
So wohl was du versagt, als was du mir gewähret,
Was ich von dir verlangt, und was ich nicht begehret.

Mein Vater, Dank sey dir und deiner treuen Zucht!
Dieß Herz, das gern gehorcht, spürt des Gehorsams Frucht.
Es schämt sich vor sich selbst, und zürnt auf sein Versehen,
So oft ein falscher Tritt durch seine Schuld geschehen.
Es fühlt der Tugend Glanz; und die gereizte Brust
Wünscht sie an sich zu sehn, und siehet sie mit Lust,
Wo sie an andern strahlt. Die Zunge stockt und bebet,
Eh sie ein Wort gebiehrt, das nicht das Herz belebet.
Doch bin ich jung, und weis, an aller Klugheit statt,
Nur dieses, daß mein Herz noch Rath vonnöthen hat;
Und daß des Himmels Huld, zum Guten mich zu ziehen,
An meinem Vater mir den besten Freund verliehen.

Zwar muß ich es gestehn. Oft hab ich nicht erkannt,
Was deine Treue mir für Gutes zugewandt,
Wenn dein bedachter Schluß den eiteln Bau zernichtet,
Den mein Gehirne sich nach seinem Wahn erdichtet.
Wie die erfahrne Hand, die Schif und Ruder lenkt,
Sich ihres Raths bewußt, an niemands Murren denkt,

Wenn das verweilte Schif durch krumme Wege streichet,
Und dem verborgnen Dräun verdeckter Klippen weichet.

Als Pflanze, Strauch und Baum, von Nymphen noch
bestelt,
Sich, unsern Herzen gleich, erfreuet und gequält;
Hat auch der Weinstock einst die jährlich neuen Wunden,
Und seines Winzers Schnitt nicht ohne Schmerz empfunden.
Er stieß mit Ungestüm die Thränen häufig aus.
Schmerz öfnet ihm den Mund, und zwang dieß Wort heraus:
Was machst du, Freund, mit mir? Du raubst mir meine Zweige,
Durch die ich fruchtbar bin, und süße Trauben zeuge.
Laß mich mir unverletzt, und sieh, ob ich alsdann
Dir nicht weit mehr als itzt, ja doppelt nutzen kann!
Der Winzer lacht und spricht: Du denkst mit mir zu zanken;
Doch kenntest du dich selbst? so würdest du mir danken.

Zwar ein verzärtelt Herz, ein Mund voll Undank spricht:
Das, was mir bitter ist, ist keine Wohlthat nicht. —
Sag an, was deine Brust für eine Wohlthat schätzet!
Die Wohlthat ist ein Werk, das den, der nimmt,
ergötzet;
Wo durch des andern Lust, der Geber Lust genießt.
Sprich; wenn die Wohlthat sich in diese Schranken schließt,
Wenn der sich freuen muß, dem du ein Gut verschaffet;
Wars Wohlthat, als du sonst noch Puppen angegaffet,
Wenn deinen wilden Fuß, der hüpfend müßig lief,
Ein fürchterlicher Mund zum A B C Buch rief?
Sie war es. Doch du weintst, und sahst mit trübem Blicke
Auf den verlaßnen Kram des Spielwerks noch zurücke.
Warum? — Ich war ein Kind. Recht! doch gesteh
auch nun;
Man thut dir oftmals wohl, und scheint es nicht zu thun.

Der Jugend leichter Sinn, den Wahn und Neigung führet,
Betrüget oft sich selbst, durch falschen Schein gerühret.

Der

Der Jüngling will und thut, was einst den Mann gereut;
Wenn die Erfahrung erst der Sinne Macht zerstreut,
Und Schaden, Jahre, Gram und wiederholt Bemühen
Der siegenden Vernunft das Regiment verliehen.
Ists keine Wohlthat nun, wenn der geübte Geist
Des treuen Vaters ihm die rechten Wege weist,
Und wenn er lieber will, daß ihm nach späten Jahren
Der Sohn vernünftig dankt, als itzt noch unerfahren?

Doch höre nur, wie schön, wie rührend klingt es nicht,
Wenn der vergnügte Sohn zum holden Vater spricht:
„Wie? Ich bin Sohn, du bist mir an des Vaters Stelle;
„Und thust doch was ich will, als Bruder und Geselle! *

Dieß Wort entzückt mich selbst. Nur wünsch ich, daß du einst
Wenn du der Jugend Glut gedämpft zu haben meynst,
Und den geschärften Blick auf seine Nachsicht lenkest,
Noch eben dieses sagst, noch eben dieses denkest.

„Itzt, Vater, seh ich erst, wie mich der Himmel liebt,
„Indem er unverdient mir deine Hülfe giebt!
Rief Telemach, als er, noch von der Fluth bedecket,
Die größre Noth ersah, in der er erst gesteckt,
Und der Calypso Glut, sammt einem Götterthron,
Die ihm die Wollust bot, durch Mentors Rath entflohn.
Doch als er, noch verstrickt, auf ihrer Insel irrte,
Und Lieb und Eitelkeit das schwache Herz verwirrte,
Hört' er mit Ueberdruß des weisen Führers Rath,
Er floh den Mentor selbst, der ihn zu fliehen bat.
Mit Müh und Macht ward er von den vergifften Küssen
Und von dem Zauberstand der Nymphen abgerißen.

* *Terent.* Adelph. Act. IV. Sc. 5.
Quid hoc est negoti? hoc est patrem esse, aut hoc est filium esse?
Si frater aut sodalis esset, quî magis morem gereret?

„Wie aber, wenn der Sohn, von Lastern abgewandt,
„Und stets nach Ehr und Ruhm durch kühnen Trieb entbrannt,
„Nur wünscht, daß Rath und Zucht ihn nicht verweilen hießen,
„Und drum die Schranken haßt, die seine Bahn umschließen:
„Willst du, daß dieser es für eine Wohlthat schätzt,
„Wenn ihm der Vater dann gemeßne Gränzen setzt,
„Und jenen Eifer zähmt, der durch den Durst nach Ehren
„Den Jüngling schon von selbst zum Guten scheint zu kehren?

Der Ehrgeiz ist ein Roß, das herrrenlos und wild,
Umschweifend ohne Zweck, sein kühnes Feuer stillt.
Soll er uns nützlich seyn, und uns zum Zwecke führen,
So muß ein kluger Arm ihn durch den Zaum regieren.
Gesetzt, ein solcher Sohn, der sich dem Ruhme weyht,
Schied immer wahres Lob von seiner Eitelkeit;
Er prüfte stets die Kraft, die kühnen Vorsatz stützet,
Vom Scheine nie getäuscht, sucht' er nur das, was nützet;
Es hätte nie sein Geist, der immer gründlich denkt,
Der sanften Schmeicheley ein ofnes Ohr geschenkt:
Wie weis er, was ihm nützt? und wie kann er es wißen?
Wird nicht ein treuer Mund ihm früh das zeigen müßen,
Was die Erfahrung erst nach späten Zeiten lehrt? —
Dem Himmel soll der Mensch, auch wenn er nicht erhört,
Nicht minder frohen Dank für seine Güte sagen;
Dem Vater auch der Sohn, wenn er was abgeschlagen.

Mein Vater! so erwägt mein dankerfüllter Geist
Die Treu, die deine Brust für meine Wohlfarth weist,
Er segnet freudenvoll den Tag, der dir das Leben,
Und mir ein Vaterherz, das liebt und sorgt, gegeben.
Mein Herze fleht vergnügt zum Herscher dieser Welt;
Es fleht, daß seine Huld dich lange mir erhält;
Bis, was ich, unerkannt, itzt dennoch Wohlthat nenne,
Ich aufgeklärter seyn und beßer preisen könne.

An seinen Vater.

Mein Vater, meine Lust entsteht aus deinem Glück.
Die Freude meines Blicks hängt bloß an deinem Blick.
Die Weisheit, die mein Herz mit ihren Sätzen nähret,
Hat meine Zärtlichkeit auch gegen dich gemehret.

Das ist die Weisheit nicht, die träge Seelen schaft.
Wenn Weisheit lieben lehrt, dann zeigt sich ihre Kraft;
Wenn der geübte Geist, durch edle Trieb' erfüllet,
Nun sein Verlangen nur mit wahren Gütern stillet;
Wenn man mit Grunde wünscht, und sich aus Kenntniß sehnt,
Die Huld aus Kenntniß preist, der man mit Dank erwähnt,
Aus Kenntniß allezeit sich freuet und betrübet;
Wie mehr, als andre, sieht, auch mehr, als andre liebet.

Zwar meine Zärtlichkeit hebt nicht erst jetzt sich an;
Sie brennt so lange schon, als du mir wohlgethan.
Ich liebte dich sonst auch, doch mehr aus blindem Triebe.
Jetzt, Vater, seh ich erst; warum ich dich so liebe.

Ists möglich, daß in mir nicht meine Liebe steigt,
Wenn das Naturrecht mir der Väter Pflichten zeigt,
Und wenn mir dieß beweist, indem ich sie betrachte,
Wie viel du mehr gethan, als es dich schuldig machte?
Wenn eben dieß Gesetz von treuer Kinder Pflicht
Mein Herz belehren will, das dir zum Zeugniß spricht,
Daß du mich stets geliebt, auch wenn ich sie vergessen,
Und nicht erst deine Treu nach meiner Treu gemessen?

Ists möglich, daß mein Herz nicht stets dich werther schätzt,
Und stets dich stärker liebt, je höher es dich setzt?
Wenn mir des Lehrers Mund kaum eine Tugend nennet,
Die nicht mein Auge schon aus deinem Beyspiel kennet?
Wenn, da er mir von dem, was Ehre bringt, erzählt,
Und in Geschichten sucht, und sich Exempel wählt,
Bey allem, was er preist, mein Herze dieß gewinnet,
Daß es, dadurch entzückt, sich stets auf dich besinnet?

Dieß, Vater, lehret mich recht deutlich deinen Werth,
Und zeigt mir, welches Glück durch dich mir widerfährt,
Und lockt mir oft den Wunsch aus der gerührten Seele,
Daß deine Tugend noch viel frohe Jahre zähle;
Und dessen sich bewußt, wie wohl du stets gethan,
Der Kinder Liebe seh, die dir nicht fehlen kann!

Ueber des Sächsischen Consistorialpräsidenten
Grafen von Holzendorf
Erhebung zum Geheimdenrathe, und die Vermählung seiner Tochter.
1741.

Mein Vater, sage mir, wie ich den großen Mann,
Den alles itzt besingt, geschickt besingen kann;
Den Mann, den weise Huld und sein August beglücket;
Den Mann, den sein Verdienst mit höhern Würden schmücket;
Den Mann, den Sorg und Zucht, die nun den Zweck erhält,
Zu Hause zu der Zahl vergnügter Väter stellt;
Kurz, weil ihn dir mein Kiel noch nicht genug entworfen,
Mein Vater, sage mir, wie preis ich Holzendorfen?
Mein Dichten, das sein Lob zur Probe vor sich nahm,
So oft ich Muth und Stolz auf meine Kraft bekam,
Befand sich allzuschwach, sich bis an ihn zu wagen,
Eh ihn die Tugend schon noch mehr emporgetragen.
Schon damals, als er bloß, für Gott und Land bemüht,
Des Fürsten Auge hieß, das auf die Kirche sieht;
Schon eh sein König ihn des Landes größten Stützen,
Den Vätern unsers Wohls, die nah am Throne sitzen,
An Ehre gleich gemacht, war er zu groß für mich.
Mein Kiel hub oftmals an; doch oft besann er sich,
Und den zu schlechten Bau der halbentworfnen Lieder
Zerstörte Schüchternheit und Ueberlegung wieder.
Wer will nun, daß mein Lied ihm itzt vor Augen geht?
Ich bin noch immer schwach; und er ist mehr erhöht.
Wer sagt mir, ob ihn je mein matter Flug erreichet?
Ob jemals meine Kraft noch seinem Lobe gleichet?
Und, ob nicht, wenn ich ihm nun nah zu seyn geglaubt,
Mir ihn ein neuer Schwung aus meinen Augen raubt?

So folgt dort in der Zahl der stralenreichen Sterne
Des Himmels Leyer stets der Krone nur von ferne.
Sie läuft den Himmel durch, und kann sich niemals nahn.
Die Leyer eilet nach, die Krone stets voran.

Ich will mein Urtheil nicht nach Art des Pöbels fällen;
Doch schätz ich Gröss und Lob hier nach den Ehrenstellen.
Denn wo man Ehr und Lohn nach den Verdiensten mißt;
Da muß der größer seyn, der auch erhöhter ist.
Da muß der Dichter selbst mit seinem Helden steigen,
Und mit desselben Glück zunehmen, oder schweigen.
Wen Schwäch und Niedrigkeit in tiefen Thälern hält;
Den trägt sein Auge nie durch ein geraumes Feld.
Wer Helden kennen will; der muß von freyen Höhen
Die Blicke rund umher auf ihre Tugend drehen,
Die, wie ein weites Land sich in die Ferne streckt,
Nur Höhern ganz erscheint, und Niedern sich versteckt.
Kurz, daß er größer ist, das schreckt mich ab, zu singen.
Was andre reden heißt, soll mich zum Schweigen bringen.

Man saget mir vielleicht: „bleib drum nicht ganz zurück!
„Von seinem Ruhme schweig! Besinge nur sein Glück!„
Doch sollt ich wohl sein Glück von seiner Tugend trennen,
Und, was er selbst vereint, in Schriften scheiden können?
Die Wohlfahrt, die ihm blüht; der Segen, der ihm grünt,
Ist nur besingenswerth, weil er sein Glück verdient.
Wer bey der Wirkung bleibt, und nach dem Quell nicht fraget,
Sagt weniger von ihm, als was der Pöbel saget.
Er ist der Ursprung selbst, aus dem sein Glücke steigt,
Und seine Tugend hat ihm seine Gröss' erzeugt.
Von ihm stammt seines Kinds Lust, Tugend und Vermählen;
Und, wer sein Glück besingt, muß auch sein Lob erzählen.

Selbst da mein Kiel von ihm mit dir, mein Vater, spricht,
Geht schon der Vers mit Furcht und mühsam an das Licht.
Mein Vater, sage mir; soll ich noch länger schweigen?
Und meine Dankbarkeit nur in der Ehrfurcht zeigen?
Wo nicht; so sage mir, wie ich den großen Mann,
Den alles itzt besingt, geschickt besingen kann?

Antwort seines Vaters.

Erzähle, was die Wahrheit spricht:
Klug, edel, fromm, getreu, ergeben;
Das ist der Lauf von seinem Leben,
Und braucht der Dichtkunst Schminke nicht.

Das Volk, dem er so nützlich ist,
Das Tugend liebt und bald vergißt,
Vergißt vielleicht auch seine Thaten.
Vielleicht verkleistert Zeit und Neid
Auch seiner Werke Würdigkeit,
Durch die er uns so wohl gerathen.

Dann soll man erst, nach unsrer Pflicht,
Das, was von ihm anitzt geschicht,
Mit Freudigkeit des Herzens lehren;
Immittelst aber unser Fleiß,
Was man von ihm zu rühmen weis,
Nur merken, um es einst zu lehren.

* * *

An den Grafen von Holzendorf.

Herr, du erkundigst dich nach meiner Poesie.
Zwey Dinge sind ihr Zweck, und reizen Fleiß und Müh.
Theils wünscht sie werth zu seyn, sich an dein Lob zu wagen,
Theils deinen Beyfall zu erjagen.

Uebersetzung
des siebenten Briefs aus dem ersten Buch des Horaz.

An den Mäcenas.

Fünf Tage wollt ich nur auf meinem Gute seyn.
Nun schließt man den Sextil; noch stell ich mich nicht ein.
Wie schlecht hielt ich mein Wort! Doch wirst du mirs vergeben;
Wünscht anders mir dein Herz gesund und wohl zu leben.
Würdst du mir krank verzeihn; verzeih der Furchtsamkeit,
Die es zu werden glaubt. Du weißt die Feigenzeit,
Hebt itzt sich wieder an. Man sieht bey heißen Tagen
Des Marschalls ämsig Volk * die schwarzen Röcke tragen.
Ein jeder Vater sorgt für den geliebten Sohn;
Der Mutter zärtlich Herz zagt für sein Leben schon.
Die Arbeit vor Gericht, der Eifer der Clienten
Bringt manches Fieber mit. Der Tod reißt Testamenten
Die festen Siegel ab. Wenn dann die Winterszeit
Das Feld um Alba her mit Flocken überstreut;
So wird sich dein Poet hinab ans Meer begeben,
Mit Pelzen wohl verhüllt daselbst den Büchern leben,
In Ruh sich gütlich thun. Dich aber, holder Freund,
Wird mit dem Frühlingsthau, und wenn die Schwalb erscheint,
Dein Dichter wiedersehn. Zwar alles, was ich habe,
Ist, ich bekenn es gern, Mäcen, nur deine Gabe.

Doch

* Die Römer hatten bey öffentlichen Spielen, bey Leichenbegängnißen und andern Ceremonien, ihre Designatores, welche Anstalten machten und Plätze anwiesen. Im Deutschen ist kein besserer Ausdruck dafür, als Marschal. Die Träger, und andre solche Leute, die bey Leichenbegängnißen geschaftig waren, giengen schwarz, wie bey uns.

Doch weis ich, daß du mirs nicht so gegeben hast,
Wie ein Calabrier, der den gekommnen Gast
Mit grünen Birnen speist. „Da, spricht er! Laß dirs schmecken!„
Ich habe schon genug. „ Du kanst noch zu dir stecken. „
Du bist zu gütig. „O! Nimm immer! Steck es ein!
„Das wird kein schlimm Geschenk für deine Kinder seyn. „
Ich danke dir gar sehr. Ich schätze deine Güte
Mehr als der Gaben Last; ich seh auf das Gemüthe.
„Zwar mach es, wie du willst. Doch nimm, so dir beliebt,
„Da man, was übrig bleibt, sonst meinen Schweinen giebt. „

Ein Narr, ein Schlemmer giebt das, was er selbst verschmähet.

Doch Undank erndtet nur, wer solche Wohlthat säet.
Stets war dieß ihre Frucht, und wird es immer seyn.
Ein Weiser aber spricht: Dem Würdigen allein
Steht meine Wohlthat zu. Dem dienet er mit Freuden;
Doch weis er ächtes Gold vom falschen wohl zu scheiden. *

Ich will mich deiner Wahl gern werth zu seyn bemühn.
Willst du indeß, ich soll dir niemals mich entziehn;
Wohlan, so gieb mir erst die Stärke junger Glieder,
Mein schwarz und dichtes Haar, und das Vermögen wieder,
Im Reden angenehm, im Scherz beliebt zu seyn,
Daß ich mit trunknem Mund, wenn wieder einst beym Wein
Die schlaue Cynara muthwillig mir entränne,
Um die verstolne Flucht mitlachend seufzen könne.
Als eine junge Maus einst ** durch ein enges Loch,
Vom Hunger schlank gemacht, in Futterkasten kroch,
War sie, nachdem sie sich den Bauch ganz rund gefressen,
Vergeblich nur bemüht, sich wieder durchzupressen.
Ein Wiesel rief ihr zu: Von hier dich zu befreyn,
Gelingt dir nicht so leicht. Du mußt erst mager seyn;

So

* Das bekannte Sprüchwort: Quid distent aera lupinis.

** Nitedula nach Bentleys gegründeter Lesart; nicht, wie man sonst an dieser Stelle gelesen, Vulpecula.

So mager, als du warst, da du hineingekrochen!
Sagt man; es ziel auf mich, was dieses Thier gesprochen;
Wohlan, was du mir gabst, das geb ich alles hin;
Nicht weil der Niedrigkeit ich nun entwohnet bin,
Und von Kapaunen satt, des Pöbels Schlaf erhebe.
Ich zieh, wenn auch sein Gold Arabien mir gäbe,
Doch Muß und Freyheit vor. Daß ich vergnüglich sey,
Dieß Zeugniß legtest du mir sonst oft selber bey,
Dich nennt ich Vater, Fürst; mein fühlendes Gemüthe
Nennt auch entfernt dich so, und kennet deine Güte.
Nun sieh, ob ich getrost, und ohne daß michs kränkt,
Zurücke geben kann, was du mir erst geschenkt!
Ganz recht ließ Telemach dieß weise Wort einst hören: *
„Mein Land, o Menelas, kann Pferde nicht ernähren.
„Die Weid' ist allzukarg. Auch ist mein Ithaka
„Fast ganz von Ebnen leer. Darum laß ich dir da,
„Was du weit besser selbst dir wirst zu Nutze machen.
Wer schlecht und niedrig ist, dem stehn auch schlechte Sachen.
Mein weibisches Tarent, mein wüstes Tibur macht,
Mir mehr Ergötzlichkeit, als Rom und seine Pracht.
Philipp, ** der würdge Mann, der mit beredtem Munde
Oft Unterdrückten half, gieng um die achte Stunde
Vom Rednerplatz zurück, klagt über Müdigkeit,
Vom Alter schon gebeugt, und daß der Markt so weit
Von den Carinen *** liegt. Da kömmt, nach dem Berichte,
In einer Badersbud' ein Mensch ihm zu Gesichte,
Der

* Im IV Buche der Odyßee. V. 601.

** Horaz meynt den Lucius Marcius Philippus, einen der größten Redner seiner Zeit. Er war dem August verwandt. Denn er hatte Atia Augustens Mutter, und des Julius Cäsars Schwestertochter geheirathet.

*** So hieß eine Gegend von Rom, bey welcher das Haus des Philippus lag.

Der mit beschornem Haupt hier einsam und in Ruh
Die Nägel sich beschnitt. Er ruft dem Diener zu:
Demetrius! (denn der war hurtig, klug, verschlagen,
Und richtete wohl aus, was man ihm aufgetragen;)
„Geh, frag ihn: Wie er heißt, und wem er angehört?
„Woher gebürtig ist? Wo wohnet? Wie sich nährt?
„Auch wen er zum Patron, und, ist er freygeboren,
„Wen er zum Vater hat? Faß alles wohl zu Ohren!
„Dann komm und melde mirs!„ Er geht, kömmt wieder, spricht:

Vultejus Menas seys; ein Herold, * der zwar nicht
Von vielen Gütern sey. Er führ ein stilles Leben;
Zudem wiß er die Zeit, der Nahrung nachzustreben,
Und wieder auszuruhn. Er sey von großem Fleiß;
Jedoch dabey ein Mann, der auch zu brauchen weis,
Was er erworben hat. Mit seinesgleichen mache
Er sich noch manche Lust; wohn unter eignem Dache;
Geh in das Schauspiel mit; geh mit aufs Mavorsfeld,
Wenn er sein Werk vollbracht. „Gut! Wenn sichs so verhält,
„So hätt ich große Lust, es von ihm selbst zu hören.
„Wohlan! Du magst nur gleich zu ihm zurücke kehren.
„Sag ihm, daß er bey mir des Abends speisen soll.„
Kaum glaubte Menas dieß, schwieg, stund verwundrungsvoll,
Und kurz, er dankte schön. „Wie? Hat ers ausgeschlagen?„
Er schlägt es aus, der Kerl! doch weis ich nicht zu sagen,
Ob es Verachtung war, ob ers aus Scheu gethan?
Den andern Morgen drauf traf ihn Philippus an,
Daß er beschäftigt war, des Pöbels schlechtem Haufen
Manch abgesetztes Kleid mit Wucher zu verkaufen.

* Praeco, ein solcher, der auf öffentlichen Plätzen etwas ausrufen mußte. Er diente unter andern bey Auctionen. Horazens Vater war eben ein solcher Mann gewesen.

Hier grüßt er ihn zuerst. Da fieng sich Menas nun
Sehr zu entschuldgen an; er habe viel zu thun,
Sein Handel bind ihn sehr; sonst wär er früh gekommen.
Er habe vor dem Volk ihn itzt nicht wahrgenommen.
Philipp sprach: „Alles dieß will ich dir noch verzeihn,
„Wenn du nur heute nicht verschmähst mein Gast zu seyn.„
Nun, wenn du so befiehlst; war drauf die Antwort fertig.
„So bin ich deiner dann gleich um neun Uhr * gewärtig.
„Itzt geh und treib dein Werk! Sey ämsig! Löse viel!„
Der Abend kömmt. Vultej thut, wie Philippus will,
Kömmt, speiset mit, spricht frey von allem, was er wußte.
Sein ganzer Lebenslauf, selbst seine Schande mußte
Mit an den Tag heraus. Schon ist es späte Nacht,
Eh er vom Trunk zum Schlaf sich auf den Weg gemacht.
Da er so, wie ein Fisch selbst in den Angel beißet,
Sich früh, als sein Client, der Aufwartung befleißet,
Mit jedem Tag sein Gast; so kömmts, daß man einmal
Ihm aufs Lateinerfest bereit zu seyn befahl.
Den Gönner soll er dann hinaus aufs Land begleiten;
Man läßt ihn im Gefolg ein rasches Füllen reiten.
Hier war er nun nicht faul, und sein geschwätzig Lob,
Das der Sabinerflur beglückte Lag erhob,
Betäubte jedes Ohr. Philippus merkt es, lachte,
Schenkt ihm, weil er im Scherz gern eine Lust sich machte,
Gleich funfzig Gulden baar, versprach ihm auch zu leihn,
Sollt er vielleicht ein Feld zu kaufen willens seyn,
Und rieth ihm selbst dazu. Vultej wars gleich zufrieden.
Der Acker ward gekauft. Kurz, dich nicht zu ermüden;
Der glatte Städter wird in Eil ein Bauersmann,
Bestellt mit Fleiß sein Feld, pflanzt ämsig Ulmen an,
Und pralt nur immer viel, wie man die Furchen ziehen,
Den Weinstock bauen soll. Er starb fast vor Bemühen,

Sein

* Zur Mittagsmahlzeit, nach der römischen Art zu zählen; nach der unsrigen, des Nachmittags um drey Uhr.

Sein Gut vermehrt zu sehn, und ward schon zeitig alt,
Aus Sorg und Kümmerniß um seinen Unterhalt.
Doch als ihm fast kein Schaf vom Diebstal überblieben,
Der Ziegen größten Theil die Krankheit aufgerieben,
Als Saat und Hofnung ihm nun endlich auch verdarb,
Ja, als so gar der Stier ihm vor dem Pfluge starb:
Da schmerzt ihn der Verlust. Er riß voll Zorn und Galle
In später Mitternacht ein Pferd aus seinem Stalle,
Ritt spornstreichs zum Philipp. Philippus sah, daß er
Voll Unflath, ungeputzt, und unbeschoren wär.
„Du scheinst dich allzusehr der Nahrung zu befleißen;
„Du bist zu karg, sprach er.„ Unglücklich möcht ich heißen!
Rief ihm Vultejus zu. Unglücklich nenne mich!
Denn dieß heiß ich mit Recht. Herr, ich beschwöre dich
Bey deinem Genius! bey deinen Hausgottheiten,
Bey deiner rechten Hand! Laß mich zurücke schreiten
Zur ersten Lebensart. Dieß heißt; befindet man,
Man hab in seinem Tausch nicht allzuwohl gethan;
Stracks kehre man zu dem, was man verließ, zurücke!
Und jeder messe sich nach seinem Stand und Glücke!

Schreiben an den Professor Gottsched über Mauvillons zehnten Brief in den Lettres sur les François et les Allemands. 1740.

D Gottsched, selten pflegt nach billigen Gesetzen,
Wer andre richten will, der Sachen Werth zu schätzen;
Und selten zeiget noch sich ein gelaßner Geist,
Der ohne Galle schilt, und ohn Entzücken preist.
Wer eins erheben will, tritt alles andre nieder;
Wer jenes wenig schätzt, erhebet dieses wieder.
Und wie ein stolzer Berg sich zwischen Thälern bläht,
Durch ihre Tiefe wächst und noch erhabner steht;
So glaubt ein jeder sich durch andrer Schimpf erhoben,
Und einen tadeln, heißt, des andern Größe loben.
Dieß hat der Völker Herz zu stetem Zwist entbrannt.
Man schmäht ein fremdes Volk, und preist sein Vaterland.
Wer um der Erden Klump und runde Fläche klebet,
Sieht nur auf sein Zenith, glaubt, daß er oben schwebet;
Erstaunt, daß wer den Fuß auf jene Seite stellt,
Nicht in den leeren Raum der wüsten Tiefe fällt;
Und meynt, daß man allein auf seinem Hemisphäre
Das aufgereckte Haupt zum Himmel sicher kehre.
Auch der, der die Natur zu überwinden meynt,
Nie eines Advocat, stets aller Richter scheint,
Läßt durch ein Vorurtheil bisweilen sich verleiten,
Tritt von der Mitten ab, und lenkt nach einer Seiten.

„Ihr Deutschen! saget der, der sich ins Mittel schlägt,
Und gegen Frankreichs Art die deutschen Sitten wägt:

„Im

„Im Kriege lob ich euch. Gehorsam gilt für Hitze;
„Doch dieß verzeihet mir: es fehlet euch am Witze!
„Von zarter Jugend an verwöhnt sich der Verstand.
„Das Scherzen ist euch fremd, das Lächeln unbekannt.
„Ein ungesalznes Wort und grobes Lustigmachen
„Erschüttert euren Bauch mit unermeßnem Lachen.
„Dieß hat der Dichter Geist mit einem Fehl befleckt,
„Den des verwegnen Kiels geschwollne Pracht nicht deckt.
„So sehr er sich auch schwingt, so sinkt er immer wieder
„In den gewohnten Schlamm bekannter Sümpfe nieder.
„Wenn Armuth eigner Kraft euch andrer Dichter Geist
„Und fremder Völker Witz in deutsch verkleiden heißt;
„Wenn ihr den Corporal als General * beklaget,
„Und euer wünschend Lied zu jeder Hochzeit traget;
„Dann hat sich euer Fleiß das weitste Ziel gesteckt,
„Und stets hängt euch was an, das nach dem Pöbel schmeckt.
„Noch fürchtet kein Poet, daß ihn ein Kenner richtet.
„Man fragt nur; ob er reimt? man fragt nicht; ob er dichtet?
„Kein Land hab ich gesehn, das dickre Köpfe nährt,
„Den Pindus so entweiht, die Musen so entehrt.

So sprich dann, ekler Geist, weißt du in Deuschland keinen,
Der sich vom Pöbel trennt und edel schreibt? „Nicht Einen!
„Vom Günther ists bekannt, vom Neukirch dargethan.
„Auch Opitz liebt den Staub; und was vom Opitz an
„Zu dichten sich erkühnt, kriecht alles auf der Erden,
„Und kann von seiner Art nicht ganz getrennet werden.

* Der Franzose setzet Marechal ferrant und Marechal d'armée einander entgegen. Ungeachtet man dieses Wortspiel nicht in seiner völligen Schönheit übersetzen kann, weil die deutsche Sprache bey dieser Gelegenheit nicht zwey Wörter hat, die einander im Klange ähnlich sind, und doch so wenig gemeines mit einander haben, als ein Hufschmid und Feldherr; so thäte man doch unrecht, wenn man ein französisches Wortspiel nicht mit einem Deutschen geben, und dem Einfalle dadurch seine ganze Schönheit nehmen wollte.

„Wer kennt der Worte Wahl? Wo zeigt der Ausdruck Fleiß,
„Und klugen Eigensinn, der zu verwerfen weis?
„Wer merkt, womit der Geist ein edles Bild verbindet?
„Wer hat des Scherzes Recht und eigne Sprach ergründet?
„Nur selten, daß ein Spruch das Feuer mit sich führt,
„Das auch die Fremden reizt, und nicht nur Deutsche rührt!

Zum Richter redest du zu kühn und unbedächtig. —
Was andern niedrig ist, das nennst du niederträchtig.
Ich weis, daß man sich oft entbrannt vom Himmel nennt,
Obgleich der laue Vers den Menschen noch bekennt;
Und daß so manches Lied, das sich mit Wünschen endigt,
Durch unfruchtbaren Stof des Dichters Hitze bändigt.
Die Zagheit schließt oft den in enge Schranken ein,
Und schmeichelt ihm umsonst im Kleinen groß zu seyn;
Der, wenn er seinen Fuß auf weitern Bahnen wagte,
Durch Munterkeit und Muth ein beßres Reis erjagte.
Du siehst, wie mancher auch ein übereiltes Blatt,
Der Presse zum Gewinn, der Glut versaget hat;
Und wenn von ihm die Welt ein edles Lied gepriesen,
Nur dadurch kleiner wied, weil man ihn ganz gewiesen.

Dieß hat den deutschen Witz gedämpfet, nicht erstickt,
Der stärker, als du sagst, aus Scherz und Ernste blickt;
Und auch im Kleinen zeigt; zum Baue größrer Werke
Fehl oft die Kühnheit nur, und nicht des Geistes Stärke.
So trägt ein starkes Roß, das seine Macht nicht kennt,
Der Ruthe scharfe Zucht, des Zaumes Regiment,
Und führet in Geduld des schwachen Reuters Bürde
Auf Schultern, deren Kraft es leicht befreyen würde.

Gesetzt, du hättest recht, daß Deutschland keinen zeigt,
Der sich nicht in den Staub des tiefen Pöbels neigt;
Verscherzt auch der den Ruhm, der Einmal sich vergessen?
Hat, der einst thöricht spricht, drum niemals Witz besessen? —
So zeige mir alsdann der Musen wahren Sitz;
So hat nicht Griechenland, nicht Rom, nicht Frankreich Witz.

Wird niemals in Paris ein Einfall misgebohren?
Hat sich mit Türlüpin * der Pöbel ganz verloren;
Daß niemand durch ein Wort, das kriechet oder spielt,
Des schmutzgen Volkes Herz und Händeklatschen stiehlt?
Daß kein erzwungner Arzt, den Stock und Angst bedränget,
Die Possen Tabarins mit dem Terenz vermenget;
Und stets ein gleicher Witz, wie durch den Menschenfeind,
So auch durch des Scapin geschlagnen Sack erscheint? **
Wenn dort der Schauplatz knarrt von quakendem Gewäsche,
Und den verworrnen Ton, die Sprache heisrer Frösche,
Mit stärkerem Geschrey ein Bachus unterbricht,
Der als ein Gott erscheint, und als ein Sklave spricht; ***
Wenn Plautus Possen reißt; wenn sich zu geilen Schwänken
Catull und Martial, auch Flaccus niedersenken;
Wenn einst ein Wortspiel auch dem Tullius entwischt,
Und sich ein kalter Scherz in seinen Eifer mischt;
Wenn Salz und Urtheilskraft nicht jeden Einfall schärfen:
Ist darum alles stumpf und alles zu verwerfen? —
Nein! — Drum verzeih auch du, was alle Welt verzeiht.
Du sprichst: Der Fehler Zahl macht hier den Unterscheid.

Ich will für keine Reih verknüpfter Zeilen bitten,
Da Gutes einzeln steht, das Mängel überschütten;
Da, wenn ein edles Kraut bey dichten Dornen praugt,
Der schlafende Poet es seinem Glücke dankt.
Ich schütze nicht ein Lied, das nie vom Mittel weichet,
Das schüchtern, ohne Mark, auf matten Füssen schleichet:

* Ein Comödiant in Paris, der durch Wortspiele und elende Spitzfindigkeiten zu seiner Zeit belustigte, und Nachahmer, selbst am Hofe, fand. Diese Gattung Leute, deren Boileau gedenkt, erbten seinen Namen, und daher kömmt auch das Wort Türlüpinade.

** Molieres Medecin malgré lui, Misantrope, Fourberies de Scapin. Tabarin ist der französische Pikelhäring, auf den Schaugerüsten der Quakfalber. Boileau: Apollon travesti devint un *Tabarin.*

*** Geht auf das Niedrigkomische des Aristophanes.

Da, wenn die schärfste Kunst sonst nichts zu tadeln spürt,
Der größte Tadel ist, daß ihm kein Lob gebührt.

Doch willst du billig seyn, und uns als Richter strafen;
So zähl im Opitz nach, wie oft er eingeschlafen?
Gib Achtung, wenn sich Pietsch aus seiner Höhe stürzt,
Und prüf, ob reines Salz des Canitz Verse würzt?
Wäg alle, die ihr Geist und unser Lob erhoben,
Was Sachsen und die Schweiz mit Einer Stimme loben!
Vergleiche, was sie schmückt, mit dem, was sie verstellt,
Und forsche, welcher Theil die Wage niederhält.
Ja, zeige dich gerecht, und geh von Stück zu Stücke!
Durchlies, was jeder schreibt, mit richterlichem Blicke!
Trenn in der Werke Zahl, der er den Namen gab,
Den mittelmäßigen vom großen Dichter ab.
Dann denk, als ob die Zeit den schlechtern Theil begraben.
Dann wird er ächten Glanz in deinen Augen haben.
Der, den du itzt verschmähst, wird dann von Mängeln rein,
Ein Dichter voller Witz, und Deutschlands Ehre seyn.
So ist der Alten Ruhm noch höher aufgeflogen,
Weil ihm der Jahre Lauf der Fehler Last entzogen;
Was gut, doch menschlich war, in dunkle Nacht entrückt,
Und nur, was göttlich ist, der späten Welt geschickt.

Drum, der du dich erkühnst, den deutschen Witz zu richten,
Verwirf nicht unsern Geist, und schilt nicht unser Dichten!
Obgleich kein Deutscher sich bis zum Corneille schwingt,
Und unser Lied noch nicht in ferne Länder dringt;
Sprich, ist der Erde drum ein Baum zur Last erzeuget,
Der noch die Aeste nicht voll reifer Früchte beuget?

Zwar Deutschland zeiget itzt auch manchen Geist voll Kraft,
Der nicht von andern borgt, und selbst was neues schafft.

Sieh

Sieh jenen, welcher zeigt, was Aberglauben stiftet, *
Des Uebels Ursprung sucht, das unsre Welt vergiftet!
Sein Dichten ist belebt; sein Denken kühn und scharf,
So daß sich neben ihm nicht Pope schämen darf.

Indessen laß dir dieß nach deutschem Witze sagen:
Die Nachtigall hört einst sich mit Vergnügen schlagen,
Und rief der Wachtel zu: Weswegen singst du nicht?
Thu deine Stimme kund, wenn sie dir nicht gebricht.
Die Wachtel, welcher noch der Aehren dichte Schatten,
Wie jener ihr Gebüsch nicht Schutz verliehen hatten,
Sprach: Jetzo schweig ich still und gebe dir Gehör,
Wenn einst mein Lied erschallt; singst du vielleicht nicht mehr.

O Gottsched, der du brennst, durch eifriges Bemühen,
Selbst Deutschlands Ruhm zu seyn, und andre nachzuziehen!
O zürne nicht, daß dem, der deinen Opitz schilt,
Dem Canitz kriechend ist, dein Name wenig gilt!
Der Nachwelt Richteramt ist Dichtern fürchterlicher.
Doch wer auf Regeln baut, ist vor der Nachwelt sicher.
Bey der, was du gethan, und was du angeflammt,
Dereinst den kühnen Spruch des Tadlers doch verdammt.

* Herr von Haller.

Krieg der Schönheit und des Verstandes.

Auf die Hochzeit des Herrn Oberpostcommissarius Gellert.

1741.

Der du in deiner Braut Verstand und Schönheit findest,
Mein Gellert, der du liebst, und beider Macht empfindest!
Ich singe dir den Streit von Schönheit und Verstand.
Wie herschsuchtsvoller Stolz der Schönheit Brust entbrannt,
Den Thron an sich zu ziehn, den beyde sonst bestiegen;
Der Liebesgötter Kampf und bürgerliches Kriegen.

O Dichtkunst! zeige mir das waffenvolle Feld,
Wo gegen den Verstand die Schönheit sich gestellt;
Und male mir genau die göttlichen Personen,
Die selbst der Reizung Land nicht ohne Zwist bewohnen.
Du Gellert, bring dieß Lied vor Christianens Ohr,
Und lies es deiner Braut zum Siegesliede vor!
Denn laß der Schönheit Heer, laß den Verstand erliegen;
Die Braut, die beydes krönt, wird doch mit Einem siegen.

Die Schönheit trat geschmückt zum schmeichlerischen Glas,
Aus dem ihr Auge sich ein täglich Urtheil las.
Sie sah sich und ein Stral der feuervollen Blicke
Schoß von dem Spiegel ab, und ihr ins Herz zurücke.
Sie betete sich an, und ward in sich entflammt.
Wie der geperlte Thau, der aus der Erde stammt,

Zur Erde wiederkehrt, und wenn die Nacht verdrungen,
Den Boden wieder tränckt, aus dem er erst entsprungen;
So schwängerte der Blick, der aus der Schönheit gieng,
Sie selbst mit Zuversicht, die alles unterfieng.

„Ich, sprach sie, hab allein den Schlüssel aller Herzen,
„Und niemand wirkt, als ich, der Menschen süße Schmerzen.
„Warum hat der Verstand mit mir den Thron gemein?
„Ich bin Beherscherin; und er soll Sclave seyn!

Sie spricht. Die Hand indeß durchirrt, mit stolzer Freude,
Der Locken leichten Zwang und flüchtig Kunstgebäude;
Hält sich geschäftig auf, und mustert jedes Haar,
Und beßert oft mit Fleiß, wo nichts zu beßern war.
Kaum hört des Schmeichelns Gott der Stimme lieblich Tönen;
Ein Abgott und zugleich Vergöttrer eitler Schönen,
Der Schönheit größter Rath, und auch ihr größter Knecht.
So lacht er dreymal laut, und saget: Du hast recht!

Sein Lachen und sein Wort bläst ihre Glut zu Flammen.
Sie winkt. Ihr Heer gehorcht, und dränget sich zusammen.
Der schwarzen Augen Gott, der Herzen Furcht und Fall,
Ein andrer Jupiter mit Bliz, doch ohne Knall;
Der blauen Augen Schuz, ein Held mit scharfen Pfeilen,
Ließ den geraden Flug nach seiner Göttin eilen:
Auch der, den reizend Haar, der, den der Stirne Pracht,
Der, den der Lippen Roth geehrt und mächtig macht.
Das Grübchen in dem Kinn, das Grübchen in den Wangen,
Sah seinen Liebesgott den Streit mit Lust verlangen.
Der Brust erhabner Schmuck, ein listig Zwillingspaar,
Das zwar versteckt schien, und dennoch sichtbar war;
So mancher starker Reiz der Schönen Glieder zieret,
So mancher Gott erschien und ward ins Feld geführet.
Mit Werkzeug ohne Zahl kam dort ein dichtes Heer.
Der gieng von Gold und Stoff, der von Geschmeide schwer.

Der

Der Nachttisch läßt zum Streit auch seine Götter reisen.
Dem stählt die tapfre Faust ein hitzend Kräuseleisen;
Den drückt des Puders Last; der führet reiches Band;
Der Fischbein aus dem Nord; der Spitzen aus Braband;
Der hat die weise Haut mit Pflästerchen beflecket.
Man sagt, daß das Gesicht mit Larven überdecket,
Des Bleykamms falscher Gott der Schönheit letzten Troß
Zusammt des Rosentuchs gefärbtem Gotte, schloß.

O Dichtkunst, welches Heer war des Verstandes Retter?
Auch ihn krönt tapfre Macht, auch er hat Liebesgötter.
Du, feuerreicher Witz! sein Liebling und sein Herz;
Du, angenehmer Ernst! du männlichschöner Scherz;
Und du, des Lächelns Gott, sein Bruder und Begleiter!
Du, des Verdrusses Feind, und du, des Zwangs Bestreiter!
Auch eurer Götter Schaar, Gefälligkeit und Huld!
Ergebne Zärtlichkeit! Vergnügen ohne Schuld!
Du süßer Klagen Gott! du Gott beliebter Strenge!
Ihr kamt an Kräften stark, obgleich nicht stark an Menge.
Du, Tugend eiltest auch zu seiner Fahne hin!
Du Zierde seines Reichs und schönste Bürgerin;
Die nur, weil in der Brust zufriedne Demuth grünte,
Den Thron nicht selbst besaß, so sehr sie ihn verdiente.

Durch offner Ebnen Raum streckt sich ein schönes Land,
Das alte Königreich von Schönheit und Verstand;
Dem Frost und Hitze nie den frohen Schmuck entreißet,
Und das der Anblik selbst das Land der Reizung heißet.
Von dannen gehet aus, und theilt sich durch die Welt,
Was schöne Kinder schmückt, den Herzen Netze stellt.
Im Mittel stund der Thron, der kühne Zweck vom Streite.
Sonst beider hoher Sitz, und itzt des Siegers Beute.
Im Mittel stund bewehrt auch des Verstandes Heer;
Sein Führer weckt es auf, und spornt zur Gegenwehr.
„Auf, sprach er, rettet mir den Thron, den ich verliere!
„Der Krone bin ich werth, indem ich euch regiere.

„Mein

„ Mein Ansehn stammt von euch, und euer Ruhm ist mein;
„ Ihr habet Macht und Kraft; drum muß ich König seyn.
„ Kann euch dieß Erdreich nicht vom Bürgerrecht verjagen:
„ So muß der stolze Thron stets zween Regenten tragen.

So schwellt die rege Luft die schwangern Segel auf,
Und lenkt der Schiffe Bahn, trotz schneller Ströme Lauf;
Wie sich auf dieses Wort die muntern Krieger brüsten,
Der Fluth entgegen gehn, die festen Sinne rüsten.

Die Wollust sieht erfreut den angeglommnen Zwist.
Dieß Weib voll süssen Gifts und heuchlerischer List,
Von ferne göttlich schön, und häßlich in dem Rücken.
Läßt vor der Schönheit nun ihr trügend Antlitz blicken,
Itzt, glaubt sie, da der Zorn der Häupter Herzen trennt,
Ruft ein gelegner Tag auch sie zum Regiment.

„ O Schönheit, fängt sie an, nur dir gebührt die Krone!
„ Es weiche der Verstand von deinem Königsthrone.
„ Sein ekler Eigensinn, sein eingezogner Geiz
„ Vergällte dieses Land, und störte manchen Reiz.
„ Hat seine Tyranney, die selbst die Lust sich raubet,
„ Von dieser Auen Frucht dir den Genuß erlaubet?
„ Du weißt, welch Leid er mir, und was er Dir gethan.
„ Wir beide sind ihm feind; nimm mich zur Freundin an!
„ Dieß Land, das du regierst, will ich dir erst entdecken.
„ Was du bisher versäumt, sollst du gedoppelt schmecken!

Sie spricht, und regt sich oft; doch wendet sie sich nicht.
So dreht der Mond um uns sein glänzend Angesicht,
Der zwar sein schwankend Haupt oft da, oft dorthin neiget,
Doch stets das Antlitz weist, und nie den Nacken zeiget;
Wie ihr bewegter Leib, der jeden Ton beseelt,
Den weggewandten Greul des Rückens stets verhelt
Und in der Schönheit Brust, die sich vom Rath entblößet,
Und dem Verstande trotzt, vergeblich Hoffen flößet.

Die

Die Schönheit sprach: „Es sey! Dein Herz verräth der Blick,
„Und glauben muß man dir. Auf! zeige mir mein Glück!
„Sey, wo du helfen kannst, Gehülfin meiner Thaten!
„Komm mit mir in den Kampf. Ich streite; du sollst rathen.

Sie thuts, und folgt ihr nach. Die Schönheit eilt zum Streit.

Ihr Wagen fasset kaum ihr aufgespanntes Kleid,
Und zeigt schon, eh sie kämpft, ein triumphirend Prangen.
Ihr Fächer schlägt die Luft, weht Sehnsucht und Verlangen
Auf alles um sich her, und Seufzer auf sie zu.
Sie rief nur: „ Kämpft und siegt! Drauf blieb der Mund in Ruh.

Doch ihr entbrannter Blick war ihre stärkre Stimme,
Und redete zugleich von Anmuth und von Grimme.

Ein tönend Feldgeschrey verkündigte den Krieg.
Es jauchzt der Schönheit Volk. Das andre stund, und schwieg:
Doch jenes schießt von fern; dann folgt es seinen Pfeilen,
Und fördert durch die Luft der Flügel flatternd Eilen.

Man sah schon gegen sich erzürnte Waffen stehn;
Hier auf den muntern Witz der Augen Götter gehn;
Dort dräute manchem Gott, der in der Brust regieret,
Das brüderliche Paar, das sie von aussen zieret.
Dort stund der hohen Stirn, und dort der Lippen Schutz;
Der bot dem Gott der Huld und der dem Scherze Trutz:
Wenn dort in heißen Kampf des Lächelns Götter kamen,
Vom Ansehn beide gleich, und gleich in ihrem Namen.
Der geht, dem Scherz verknüpft; der einsam, nackend leer.
Der stützet den Verstand; der stärckt der Schönheit Heer.
Durch die, die auf der Pracht gewaltig Werkzeug pochten,
Sah man die Tugend selbst umringet und befochten.
Die Wollust ruft zum Kampf, und reizt mit frechem Spott
Den Gott der Zärtlichkeit, der edlen Strenge Gott.

Der

Des Anfalls erste Kraft beugt des Verstandes Krieger,
Der überlegne Feind erkennt sich für den Sieger.
Der weichende Verstand, den nicht sein Muth verläßt,
Ruft:„ Krieger, seyd beherzt! verbindet euch, steht fest!
„Laßt nur durch jener Mund ein früh Triumphlied schallen!
„Nicht immer hat gesiegt, wer kräftig angefallen.
Er schwieg. Der Schönheit Fuß besteigt im Geiste schon
Den leergelaßnen Sitz, und nun ihr eignen Thron;
Und glaubt, ihr sey gewiß die süsse Macht verschrieben,
Der Herzen Tyranney allein und frey zu üben.
Es jauchzet ihr Soldat. — Und diesen Augenblick
Wirft ihn des Waffenglücks verdrehter Wind zurück.

Wie der geschlanke Stahl die Macht, die ihn gebogen,
So weit zurücke schlägt, als sie ihn erst gezogen;
Vom Weichen Kräfte nimmt, und zitternd saust und springt,
Bis ihn sein erster Ort zur ersten Ruhe bringt;
So wehrt sich der Verstand mit tapfrer Schwerdter Streichen.
Wer erstlich wich, verfolgt; und die Verfolger weichen.

Der schwarzen Augen Gott schießt allzuschwachen Blitz;
Es kämpft mit stärkrer Glut der niemals matte Witz.
Der Schönheit wankend Volk macht sich umsonst zu schaffen;
Es schwingt ihr müder Arm nur wirkungslose Waffen.
So manches Reizes Gott erlag, und kämpfte doch.
Der Sieg war schon gewiß; der Ausgang säumte noch.

Indessen regt die Zeit der Flügel leichte Ruder;
Ihr Sohn heißt Untergang, und der Verfall ihr Bruder.
Dieß Weib, das dem Verstand vor allen günstig ist,
Und wenn es ihn verzehrt, ihn doch am letzten frißt,
Eilt, das erhitzte Volk der Schönheit zu vernichten,
Und mit bewehrter Hand den kühnen Zwist zu richten.

Die Wollust sah von fern, welch ein geschwinder Flug
Die raubgewohnte Zeit, sie zu verderben, trug.

Sie eilt zur Schönheit hin, und bebt in ihren Armen.

„Ach! sprach sie, siehst du nicht die Feindin ohn Erbarmen?
„Es freut sich der Verstand, und jene siegt für ihn.
„Doch da man fliehen muß; laß uns vereinigt fliehn.
„Entfliehn ist dein Geschick. Man misgönnt dich der Erde.
„Auf! fördre deine Flucht, daß sie dir süsser werde!
„Fleuch mit mir! „ Jene hört der Wollust feigen Rath,
Und fliehet vor der Zeit, eh sie sich ihr genaht.
Doch da sie eilt und flieht, entdeckt sich ihren Blicken
Der Wollust schlimmrer Theil und ungestalter Rücken.

Wie den gejagten Hirsch, dem alles Furcht erweckt,
Auf der verzagten Flucht ein breites Wasser schreckt;
Doch stärker noch das Horn der Jäger, die ihn hetzen:
So wirkt der Anblick ihr ein schauerndes Entsetzen;
Doch mehr bedränget sie die Macht der schnellen Zeit,
Die ihr im Rücken ist, und den Verzug verbeut.

Nun steiget der Verstand zu dem verlaßnen Throne:
Doch nimt er nicht für sich die ungetheilte Krone.
Er spricht: „Ich stürze nicht, was mich zu stürzen meynt;
„Mein und der Schönheit Reich sey, wie vorhin, vereint.
„Die Schönheit kämpfe nur, die Herzen zu erhitzen;
„Was sie erobern wird, soll meine Kraft beschützen.
Er spricht: Die Schönheit kömmt, und willigt in dieß Band,
Und neue Ruh beglückt der Reizung edles Land.

Die Vortheile eines verschwiegenen Liebhabers.

1 7 4 2.

Horaz. III B. 2 Ode.

Ein sichrer Lohn krönt treues Schweigen.
Wer der Verschwiegenheit geheiligt Siegel bricht,
Der wage sich mit mir zu Einem Dache nicht!
Mit dem will ich kein schwimmend Holz besteigen!

Mein Damon, wie ein Held, der erst sein Werk versstecket,
Und dann zu gleicher Zeit vollführet und entdecket;
So hast du deine Glut, und wen du dir erwählt,
Bis daß du glücklich warst, vor aller Welt verhelt.
Dann hast du nach Bemühn, das ämsig ist und schweiget,
Uns deine Flammen erst in vollem Licht gezeiget;
Da niemand noch davon den ersten Stral gekannt,
Als du, der ihn gefühlt, und die, die ihn entbrannt.

Der ist mit Recht geheim, der etwas schönes liebet,
Der nicht sein Herz verschenkt, nein, um was kostbars gie-
bet;
Der wählt, was Kenner reizt, und stets zu fürchten hat,
Weil jeder denkt, wie er, und er so, wie die Stadt.
Im Lieben glücklich seyn, und dennoch unverborgen,
Ist nur ein Werk für die, die keinen Neid besorgen.
Ein Stein liegt öffentlich und findet keinen Dieb:
Das Silber schließt man ein; denn es ist mehrern lieb.
Man sagt: ich habe nichts! und sieht es nur verstohlen;
Die Raubgier kann es oft auch aus dem Kasten holen.

Ein Mann, der vor sich hin, obgleich nicht allzunah,
Im Wege, da er gieng, ein Kleinod liegen sah,
Rief, eh er es erreicht, entzückt und voller Freuden:
Was find ich? welches Glück! wie bin ich zu beneiden!
Ein andrer hörte dieß, und schwieg, und sprang hinzu:
Du, sprach er, sahst es ehr, ich nehm es ehr, als du.
Ich selber war fast blind, wenn du es nicht gepriesen;
Du aber habe Dank, daß du es mir gewiesen.

So reizet, wer sein Kind nicht still verehren kann,
Durch freudiges Geschrey, oft andrer Augen an.
Er hofft und rühmt sein Glück, und läßt es tausend wissen,
Und weil ers wissen läßt, so wird es ihm entrissen.
Wer seine Schöne preist, macht, daß man sie begehrt;
Denn was geliebet wird, hält man für liebenswerth.
Ein solcher, der vielleicht sonst ungereizt geblieben,
Schließt oft der Sachen Preis aus denen, die sie lieben,
Wird durch des andern Glut auch selbst in Glut gebracht,
Und seufzet um ein Herz, das andre seufzend macht.
Auch der, der sonst geliebt, und furchtsam nichts gesaget,
Wird kühner, wenn er weis, daß es ein andrer waget.

Ist das nur, spricht Narciß, so sag ich aller Welt,
Daß Doris, nach mir selbst, vor allen mir gefällt.
Ich bin in Sicherheit. Was brauch ich mich zu hüten?
Denn daß man mir sie raubt, das wird sich wohl verbieten. —
Wer hindert es? — Mein Werth. Sie ist nicht so berauscht,
Daß sie ein solches Herz, wie meines ist, vertauscht. —
Doch glaubt man auch für sich nichts Uebels zu befahren;
Will man der Liebsten denn nicht Röth und Scham ersparen?

Ein unbedachtes Wort, das oft aus Unschuld fließt,
Ein unverwahrter Blick, der nach der Seite schießt,
Beschäftigt alles Volk, und rühret hundert Sinne,
Und öfters zum Verdruß, und selten zum Gewinne.

Die

Die Schöne, die den Held, der aus den Fluthen kam, *
In des Alcinous beglückte Wohnung nahm,
Sprach schon vor alter Zeit! Du kannst zwar mit mir gehen,
„Ulyß, des Vaters Haus wird dir zu Dienste stehen.
„In einem schone mich, und darum sey bemüht,
„Daß dich der Pöbel nicht an meiner Seite sieht!
„Mein Volk, das stille Ruh und reiches Glück ergötzen,
„Such Anlaß zum Geschrey, und Inhalt zu Geschwätzen.
„Du weißt, wie scharf es sieht, und was man dulden muß;
„Wie leicht es übels spricht, bey Muth und Ueberfluß.
„Ein jeder wird was sehn, ein jeder was erzählen;
„Wer mich im Ernst verschont, wird mich im Scherze quälen.
Wer wollte nun den Schatz, der seine Brust erhitzt,
Schon kund thun, wenn er hoft, und ihn noch nicht besitzt?

Doch gleichwohl klingt es süß, wenn man uns glücklich nennet,
Und jeder unser Glück sich lieber selbst gegönnet.
Doch wenn man ja sein Glück nach Lob und Neide schätzt;
Der Neid kömmt zeitig gnug, wenn er uns spät ergötzt.
Wer, wenn er kaum entbrennt, es gleich der Welt entdecket,
Fühlt das Vergnügen nicht, das in dem Schweigen stecket.
Auch dieß ist süß und schön, wenn man sich still vergnügt,
Das weis, was niemand weis, und tausend Augen trügt,
Und sagen kann: Nur du bist meiner Flammen Zeuge,
Geliebteste! dein Werth macht, daß ich von dir schweige!
Zwar ist mein Glück gewiß; mein Bürg' ist deine Treu.
Ich weis, daß ich geliebt, und drum es würdig sey.
Doch daß ich mich darum nicht auf mich selbst verlasse,
Dieß nimm zum Zeichen an, daß ich den Leichtsinn hasse.
Mein Herz, das brennen kann, und doch sich nicht vergißt,
Wird fast im Lieben seyn, wie es im Schweigen ist.
Es braucht zu meinem Glück nicht, daß man mich beneide.
Ich nehme nur aus dir den Ursprung meiner Freude.

* Die Unterredung zwischen dem Ulyßes, und der Nausicaa, der Tochter des Königs der Phäacier, Alcinous im VI und VII B. der Odyßee.

Was hilfts, daß mich die Welt beneidet oder preißt,
Wenn mich dein Mund geliebt, mein Herz mich glücklich heißt?
Ich weis, der Erde Lob soll uns noch Lust erwecken;
Doch wollen wir erst Lust aus unserm Schweigen schmecken.

Dieß lob ich, sagt ein Mensch, der sich vielleicht zum Schein
Als einen Abgrund * stellt, nur um ergründt zu seyn.
Und der, damit man nur voll Neugier nach ihm fraget,
Dir heimlich in das Ohr den guten Morgen saget.
Er spricht: was wichtig ist, muß ingeheim geschehn;
Die Welt ist doch so schlimm, und sucht es auszuspähn.

So ruft ein Savoyard: daß man das Licht entferne,
Eh er, durch Zauberey der magischen Laterne,
Wo ein erleuchtet Glas mit bunten Farben stralt,
Dir an die weisse Wand bewegte Bilder malt:
Wie jener Licht und Tag in sichern Wänden scheuet,
Und fleht: sey ja geheim! und oft das Flehn verneuet,
Ehr er dir einen Blick, auf den er Schlösser baut,
Den Grund von Phyllis Gunst und seinem Glück vertraut.
Bring dem Savoyer Licht; du wirst das Bild vermissen:
Nimm dem die Heimlichkeit, was würde man denn wissen?
Nein, der ist nicht geheim, der allzu heimlich scheint,
Nur der verhelet wohl, von dem es niemand meynt,
Der in den Sitten frey, und freudig bey dem Scherzen,
Nicht von sich denken läßt; Was hat er doch im Herzen?

* Den hier entworfnen Character hat der Verfasser hernach in dem Lustspiele: der Geheimnißvolle ausgeführt.

Die

Die verschiedene Art zu lieben.

1743.

Du liebst, Alcimedor und liebst, wie tapfre Seelen,
Die zwar voll Sehnsucht sind, doch ohne sich zu quälen;
Bey denen Zärtlichkeit und Muth beysammen wohnt,
Und Venus mit dem Mars in einem Herzen thront.
Ein Herz, das edel ist, das bleibt es auch im Lieben,
Und wird von seiner Art durch keinen Blick getrieben,
Der weiche Herzen schmelzt, verzagte noch mehr beugt,
Den Wütrich wütender, und Tapfre tapfer zeigt.

Der Liebe starke Macht verändert kein Gemüthe;
Sie zeiget es nur mehr, und prüfet seine Güte,
Verräth des Menschen Witz, Treu, Tugend, Einsicht, Muth.
Man liebt so, wie man ficht, scherzt, handelt, geht und ruht.
Im Lieben herschet nicht nur Ein Gott süsser Schmerzen;
Er ist so mancherley, als mancherley die Herzen.
Vergebens stellet man ihn stets mit Flügeln dar;
Bey Trägen zaudert er und kriecht, und hinkt so gar.
Er flattert hin und her bey unentschloßnen Seelen,
Und fliegt gerade zu, wenn Weise standhaft wählen;
Bey Blöden ist er stumm, bey blinden Herzen blind,
Und sieht bey denen scharf, die selber sehend sind.

Ein wandelbarer Geist, der niemals stille stehet,
Und den ein jeder Wind nach andern Zwecken drehet,

Liebt, wenn er sich einmal zu übertreffen meynt,
Und nun blos einer treu und nicht mehr wankend scheint,
Bald seiner Schönen Mund; bald rühren ihn die Wangen,
Bald wirkt ihr muntrer Blick sein feuriges Verlangen;
Bald hat es ihre Stirn, bald ihre Hand gethan;
Bald fesselt ihn der Hals, bald ihre Locken an;
Bald reizet ihn der Wuchs von dem geschlanken Leibe.
Bald sagt er: mich vergnügt nur Witz an einem Weibe!
Stets liebt er eben die, doch nicht stets einerley,
Und so vermählt er noch den Wechsel mit der Treu.
Der Finger muß der Hand, die Augenbraun den Augen
Zur Nebenbuhlerin an seiner Liebste taugen.
So liebt er nach und nach vom Fuße zum Gesicht,
Und findet alles schön, nur ihre Tugend nicht.

Ein halber Menschenfeind voll ungestümer Triebe
Will den Gehorsam fast noch eher, als die Liebe.
Eh sie noch Ja gesagt; gebietet er als Mann.
Sie ist noch nicht sein Weib, und er schon ihr Tyrann;
Und wenn er sie kaum sieht, befiehlt er ganz gelassen,
Das alles, was er haßt, das ist die Welt, zu hassen.
Die Fehler merkt er auf; erzählt sie nach der Reih,
Und Tadeln gilt bey ihm für eine Schmeicheley,
Sein Lieben ist ein Haß. Sein Bitten ist ein Streiten;
Verweise sind bey ihm die größten Zärtlichkeiten.
Und wenn sie dieß erzürnt; sagt er: Mein ander Ich!
Du bist von Fehlern voll, und dennoch lieb ich dich!

Ein andrer voll Verdacht, der sich kaum selber trauet,
Und selbst in seiner Brust sich eine Hölle bauet;
Glaubt niemals, daß man liebt, und fordert Schwur auf Schwur;
Lauscht auf der Liebsten Tritt, wie Jäger auf die Spur;
Verstellt sich kummervoll, und flicht verschlagne Schlingen,
Um ein geheimes Werk durch List herauszubringen,

Das

Das dennoch nirgends ist. Wenn sie gelassen spricht;
So sagt er: Ach, du kennst der Liebe Flammen nicht!
Bezeigt sie sich vergnügt: so schreckt ihn ihr Vergnügen;
Und wenn sie freundlich thut: so will sie ihn betrügen.

Wer Scherz in Reden sucht, und Salz in Worten liebt:
Scherzt auch, wenn er sein Herz in schöne Bande giebt.
Er redet nur von Lust; und spricht er ja von Plagen,
So wird er nur davon mit Spott und Lachen sagen;
Wenn jener, dem das Haupt nach einer Schulter fällt,
Der Freyheit ganz betrübt die Leichenrede hält,
Mit ach! den Anfang macht, und auch mit ach! beschliesset,
Und seiner Schönen Hand mit Thränen übergiesset.

Ein Weichling, dem die Furcht im tiefsten Herzen steckt,
Wird durch der Schönen Blick, und durch den Feind geschreckt.
Er bebet, wenn er spricht; er zittert, seufzt und weinet,
Wenn sie nicht hören will, und wenn sie zornig scheinet.
Ihr Weigern macht ihn krank, und tödtet ihn gewiß,
Und er verzweifelt schon bey jedem Hinderniß.

Dieß Zaghaft seyn gebahr bey Venus Unterthanen
Das seufzende Gewäsch, die Sprache der Romanen,
Als erstlich ein Scribent, den seine Glut bethört,
Die Helden, die er schrieb, ihm ähnlich seyn gelehrt.
Doch dieses feige Herz, das seufzend überwindet,
Wird kühn, so bald es nur den Gegner blöde findet;
Es fodert, was es will; nimmt mehr, als man erlaubt,
Und geht und rühmt sich dann noch mehr, als es geraubt.

So liebt ein Tapfrer nicht, der fürchtet, doch nicht zaget;
Der, wenn er klagen muß, noch immer edel klaget,

An der Verzweiflung statt auf Gegenmittel denkt,
Hoft, wo zu hoffen ist, und nicht sich selber kränkt.

Wer zweifelt, ob der Muth mit Liebe sich geselle,
Der wisse, Lieb und Muth kömmt hier aus einer Quelle.
So wie man Ehre sucht, wenn man die Feinde dämpft,
So sucht man Ruhm dadurch, wenn man ein Herz erkämpft,
Das Länder übertrifft. Dort wünscht man, von der Erden,
Und hier von Einer Brust, für groß geschätzt zu werden,
Die wahre Tugend kennt, und ihr Gesetz erfüllt,
Und deren Lob so viel als die Geschichte gilt.

So zeigt die Liebe nicht des schwachen Herzens Blöße;
Sie öffnet selbst ein Feld zur Prüfung seiner Größe,
Da, was man schönes thut, gedoppelt Lohn erhält,
Zuerst von werther Hand, und dann auch von der Welt.

An

An den

Professor Kästner,

daß die Mathematik einem Dichter nützlich sey.

1 7 4 2.

Mein Kästner, jener Geist, den England selbst verehrte,
Und der den kleinsten Theil unendlich theilen lehrte,
Selbst Leibnitz hielt für sich die Dichtkunst nicht zu klein,
Und pries den Phosphorus in prächtigem Latein,
Verließ die Algebra mit Wurzeln und Potenzen
Und fühlte Glut und Gott, und maß der Verse Gränzen.
Ja, hätte damals schon ein Geist voll Hitz und Muth
Den Opitz aufgesucht, der lange todt geruht,
Und dadurch, daß er uns sein Beyspiel angepriesen,
Manch deutsches Lied erweckt und manchen unterwiesen:
So hätte Leibnitz nicht ein deutsches Bardenlied
In rauhem Ton gewagt, und sich umsonst bemüht;
So würde Leipzig längst schon seinen Haller kennen,
Und Hallern würde Bern itzt seinen Leibnitz nennen.
Er wär im Dichten kühn, und in der Sprache rein,
Er würde Meißens Ruhm und auch sein Muster seyn;
Und niemand würde sich aus unsrer Flur entfernen,
Und mit des Dichters Kunst des Schweizers Härte lernen.
So wenig ist es wahr, was mancher denkt und spricht:
Wer die Ellipsen kennt, den kennt Apollo nicht.
Zwar wessen schweres Haupt nur troknes Wissen liebet,
Und den vertieften Witz bey düstern Ziffern übet,

Der

Der findet oft geschickt der Kugel innern Raum,
Erwägt die Kraft vom Wind, Gewicht und Hebebaum,
Braucht den Diameter der Erde zum Caliber,
Und mißt von ihr damit bis zum Saturn hinüber:
Stets flieht ihn Wort und Reim; er haßt, was witzig ist,
Und mißt den Erdkreiß eh, als er zwölf Sylben mißt.
Doch wird ein guter Artzt auch stets mit Flemming dichten?

Malt jeder so, wie Broks, der so wie Broks, kann richten?
Bewegt stets dessen Vers, der Thränen aus uns preßt,
Wenn er des Himmels Wort von Kanzeln donnern läst?
Wer spricht wohl, daß darum der Musen karge Gaben
Die Meister jeder Kunst nicht auch begeistert haben?
Daß niemals ein Verstand zwo Arten Früchte trägt?
Und daß der Witz entschläft, wenn die Vernunft sich regt?

Ists nicht nur Ein Verstand, der nach gewissen Gründen,
Kann, was versteckt ist, aus dem Bekannten finden,
Und neue Dinge sucht, und Ypsilon und Zett,
Durch Rechnung ohne Zahl, aus A und B erräth; —
Und der Begriffe wählt, und trennet, und verbindet,
Den unbekannten Reim zu dem gegebnen findet,
Der aus der Möglichkeit sich Wirklichkeiten zeugt,
Und noch erzählen kann, wenn die Geschichte schweigt?

Die Dichtkunst ist gerecht, und kann die Kunst nicht hassen,
Die ihr so manchen Schmuck und Zierrath überlassen.
Du weißt, wie vieles dem, den ihre Glut erhitzt,
Die hohe Wissenschafft verglichner Größen nützt.
Du, Kästner, weißt es zwar; — doch jener hörts, und lachet,
Der ohne Wissen reimt, und schlafend Verse machet.
Doch wenn er mir nicht glaubt, so glaub er dem Beweis.
Vielleicht bekehr ich ihn durch unverlornen Fleiß.

Die

Die Wahrheit ist ein Stamm, und theilt sich nur in Aeste,
Viel Schätze sproßen draus; doch bleibt ihr Bündniß feste.
Die Sach' ist eben die, nur anders angewandt,
Und ihren Unterschied macht bloß der Gegenstand.
Spricht einer vom Gefühl, Gehör, Geschmack, Gesichte:
Der andre nimmt es an und schließt auf das Gedichte.
Was bey der Dichtkunst gilt, gilt bey der Malerey.
Die Sach ist mannigfalt, die Regel einerley.
Nur Eine Regel lehrt, bey wohlgestallten Säulen
Am Capital und Sims den Zierrath wohl vertheilen,
Giebt Schnecken, Kragestein und Blättern Maaß und Zahl,
Macht Schafft und Pfeiler schlecht, und schmücket ein Portal,
Und giebt uns Lineal und Zirkel zu Gesetzen,
Was gothisch ist, zu fliehn, was griechisch ist, zu schätzen:
Und zeigt zu gleicher Zeit, wie ein Poet geschickt
In Theilen Ordnung hält, Gedanck und Ausdruk schmükt,
Durch Zierrath nicht verderbt, womit er will beweisen,
Verwirft den falschen Schmuck und heist den wahren preißen,
Sagt, daß nur die Vernunft der Dichtkunst Richtschnur sey,
Und macht aus Sach und Wort Ein künstliches Gebäu.

Ists nun umsonst gethan, wenn auf dergleichen Wißen,
Bey Flöt und Leyer, sich des Dichters Geist beflißen;
Ein jedes Gleichnißwort, wie ein Verhältniß prüft,
Die Schönheit rechnen lernt, und doch sich nicht vertieft?
Weswegen rühmt er sonst, daß jedes Kraut den Bienen,
Und jede Wissenschaft dem Dichter müße dienen?
Er spricht, was nützt es mir, wenn ich zu richten weis:
Ob bey der Pole Schnee und nie geschmolznem Eis
Die Erde dicker sey; ob unter jenen Zonen,
Wo beym verbrannten Mohr die bunten Tyger wohnen?
Doch auch der größte Fleiß wird für belohnt geschätzt,
Wenn uns das meiste nur mit süßer Frucht ergötzt.

Wie oftmals läßt man noch der Sonne güldnen Wagen
Durch das gewölbte Rund von Feuer-Pferden tragen?

Treibt

Treibt Phlegon, Pirois und Aethon tapfer an,
Daß sie der Titan bald im Meere baden kann?
Spricht, daß der bloße Schweif der dräuenden Kometen
Ein Schwerdt des Himmels sey, die halbe Welt zu tödten?
Und daß das Mondenlicht, das man verfinstert sieht,
Sich unsrer Sünden schämt und unsern Frevel flieht? —
Dieß liest man im Virgil, man lobts, wenns Naso schreibet;
Doch wißt, daß einerley nicht einerley verbleibet,
Wenn es ein andrer thut. Die Alten preist man zwar,
Sie folgten dem Begrif, den ihre Zeit gebahr.
Die Bilder ihres Kiels, die mit der Wahrheit streiten,
Sind Bilder von der Macht des Irrthums ihrer Zeiten.
Die Finsterniß verderbt der Sachen wahren Schein.
Dieß glaubt man fälschlich schwartz, dieß scheint uns blau zu seyn.

Der Schatten dicke Nacht verändert die Gestalten,
Und heißt oft einen Klotz für ein Gespenste halten.
Doch wälzt der Erden Rund uns, nach genoßner Ruh,
Dem angenehmen Licht der Sonne wieder zu,
Entweicht die Finsterniß zum fernen Abendmeere;
Und überdeckt den Raum der andern Hemisphäre:
So scheint uns lächerlich, was vormals furchtbar schien;
Blau sieht man nun als blau, und grün erscheint als grün.
Drum müßt ihr, Dichter, euch nach euren Zeiten richten,
Und zu dem Tage nicht der Nächte Farben dichten.

Doch wer beweist wohl recht, was er nicht weis und kennt,
Wer vom Saturnus spricht, muß wißen, was er nennt,
Und niemand denket gut und richtig von den Sternen;
Er muß die Wissenschaft der Himmelskörper lernen.
Wer, was er malen will, aus Irrthum anders malt,
Bereut es oft zu spät, daß er zu früh geprahlt.
Nur Wissenschaft kann uns aus diesem Schimpfe reißen.
Weh diesem, der nichts weis, und ein Poet will heißen!
Seht wie genau, wie schön, wie ähnlich alles sey! —
Itzt bringt er uns ein Bild von einem Weisen bey,

Der

Der durch Vernunft und Schluß den Menschen zeigt und lehret,
Was zur Zufriedenheit der kleinen Welt gehöret. —
Wen mahlt er? — Einen Mann, den Hochmuth aufgeblähet,
Der im Katheder sizt, der Worte Sinn verdreht,
Und weis beym dISAmIs * durch spizig Disputiren
Den blöden Gegenpart in Irrthum zu verführen.
Der scharfe Despreaux, der oft Paris ergözt,
Und den man dem Horaz mit Recht zur Seite sezt,
Kam unter andern drauf, nebst aller Welt Bemühen,
Der Sternenseher Fleiß und Wachen durchzuziehen,
Gab, beym Quadranten fremd, am Himmel unbekannt,
Das Astrolabium ** dem Weisen in die Hand,
Zu suchen, ob das Rund der Sonne stille stehe,
Wie? oder seine Last um seine Mitte drehe?
So wollt er beißend seyn, und ward doch selbst verlacht,
Und ward ein Spott der Zunft, die er zum Spott gemacht.
Und endlich mußt ein Weib ihm dieß zur Nachricht sagen,
Daß wir den ehrnen Kreiß nicht in den Händen tragen,
Der zwar zu messen taugt, wie ferne Venus steht,
Doch nicht entscheiden kann, ob sich die Sonne dreht.

Dieß glaubet man, und sagt, was hab ich denn vonnöthen,
Das der gelehrte Vers von Sternen und Kometen
Kalendermäßig spricht? — Die Sache kostet Fleiß.
Weit lieber schweigt der Kiel von dem, was ich nicht weis.

Wahr

* Ein bekanntes logikalisches Kunstwort, welches erfunden worden, eine besondere Art einer Schlußforme anzuzeigen.

** Boileau hat in seinem fünften Briefe folgende Zeilen:

Que, l'astrolabe en main, un autre aille chercher,
Si le soleil est fixe, on tourne sur son axe.

Die Marquisin von Sabliere hat bey diesem Ausdrucke die richtige Errinnerung gemacht, daß das Astrolabium kein solches Instrument sey, daß man bey einer Observation in den Händen zu tragen pflege, und daß es auch nicht geschickt sey, wahrzunehmen, ob die Sonne sich um ihre Achse dreht, oder nicht.

Wahr ists, wer zwinget dich, daß deine Hand beschreibet,
Was deinem Witze doch ein dunkler Schatten bleibet? —
Doch sucht dein kluger Sinn nur das was nöthig ist; —
Ists nöthig, sage mir, daß du ein Dichter bist?
Wer brauchts, daß wenn dein Geist einst für ein Gleichniß sorget,
Er es vom Maro stiehlt, und vom Homer verborget?
Daß dein verwegner Kiel, entblöst von Wissenschaft,
Der alten Dichter Fleiß in Eins zusammenraft?
Und wenn er Wort an Wort, und Reim an Reime flicket,
Sich mit dem Opitz putzt, und den Horaz zerstücket?
Ein Werkzeug, das man braucht, liest man nicht allezeit
Nur nach der Nothdurft aus; Man sucht Bequemlichkeit.
So wird ein Dichter auch, fehlt ihm dieß edle Wißen,
Zwar nicht, was er bedarf, doch was ihm nützet, mißen,
Manch Gleichniß, das ihm Maaß, Gewichte, Körper, Zahl,
Luft, Himmel, Waßerkunst, Glas, Spiegel, Farbe, Stral,
Der Säulen hohe Pracht zum Zierrath geben könnte,
Sucht er mit langer Müh im fruchtbarn Oriente,
Und fragt, ob Asien nicht eine Pflantze zieht,
Die dem, was er gesagt, in etwas ähnlich sieht.
Wenn dort ein muntrer Geist, den Wissenschaft genähret,
Uns unsrer Schwäche Bild in den Planeten lehret,
Und spricht: „ * Es ist umsonst, daß man die Erde flieht,
„Weil stets des Körpers Last den Geist hernieder zieht.
„Vergebens wirkt ein Trieb in halb bestralten Sternen,
„Der sie vom Mittelpunct ermahnt sich zu entfernen.

„Es

* Der Verfasser hat hier einige Zeilen aus Hallers Gedichte von der Falschheit menschlicher Tugenden vor Augen gehabt. So heissen sie nach der neuesten Ausgabe:

Der Mensch entflieht sich nicht. Umsonst erhebt er sich;
Des Körpers schwere Last zieht an ihm innerlich.
So, wenn der rege Trieb in halbbestralten Sternen
Von ihrem Mittelpunct sie zwingt sich zu entfernen,
Ruft sie von ihrer Flucht ein ewig starker Zug
Ins enge Gleis zurück, und hemmt den frechen Flug.

„ Es drükt ein innrer Zug sie jeden Augenblick
„ Mit ewiger Gewalt nach ihrem Gleis zurück:
So spricht ein leeres Haupt: „ So wie die Sonnenblume
„ Sich nach der Sonne lenkt, so strebt der Mensch nach Ruhme.
Dieß merkt sich Bav vielleicht. Ja, denkt er, das ist wahr.
Nun dichtet er ein Lied zum lieben neuen Jahr:
„ Der Ball der Erden hat bey seiner Bürger Beten
„ Den länglich runden Kreis von neuem angetreten,
„ Und wälzt, seit das Geschik Carls schnellen Tod befahl,
„ Sich um das Sonnenlicht nunmehr zum zweitenmal.
So fängt er prächtig an. — Doch ohne dich zu stören,
Bav, wolltest du mich wohl noch was erzählen hören?
Zum Wünschen braucheſt du so hohes Wissen nicht,
Bekömmst du nur dein Geld, und jener sein Gedicht.

Ein Meister von der Zahl, die in vergüldten Rissen
Ein künftig Bürgerhaus schön zu entwerfen wissen,
Erhielt bey einem Herrn, der reich war, das Vertraun,
Daß er ersuchet ward, ein Waschhaus anzubaun.
Hier schien er nun ein Feld für seine Kunst zu haben,
Die lange Zeit geruht, und die er fast begraben.
Korinthisch war der Sims, korinthisch war das Thor,
Und Säulen gleicher Art stellt er im Gipse vor.
Ja, hätte nur ein Mensch die Kosten hergegeben,
So sollt ein hoher Thurm das grüne Dach erheben.
Doch weß der Tempel war, verrieth bald Ruß und Rauch.
Ein Waschhaus sollt es seyn, ein Waschhaus blieb es auch.

An den Herrn von Hagedorn.

1 7 4 3.

Was meynst du, Hagedorn, wie glücklich ist ein Mann,
Der Wissenschaft besitzt und sie verleugnen kann?
Der zwar die Bücher liebt, doch nicht an ihnen klebet,
Bey aufgeräumtem Witz zugleich studiert und lebet,
Den Tag mit Billigkeit in Fleiß und Freude theilt,
Bey beiden stets genug, und nie zuviel verweilt?
Weit glücklicher, als der, der bey den Grillen wachet,
Und, schärfet er den Geist, die Sinnen stumpfer machet,
Und wenn ihn insgeheim ein todes Wort ergötzt,
Gesellschaft, Freud und Glück für Kleinigkeiten schätzt.

Ein Weiser, sagt man zwar, sorgt nicht für schlechte Dinge.
Was jeder Thor auch kann, das ist ihm zu geringe.
Was groß und edel ist, nur dem ist er geweiht,
Und sein geringster Zweck ist die Unsterblichkeit.

Wenn der ein weise heißt, der Glück und Lust verachtet;
Wo ist das Wichtige, nach dem der Weise trachet?
Was der Pedant erhebt, das ist dem Hofmann klein;
Was dieser wichtig nennt, scheint jenem schlecht zu seyn.
Die Sachen sind uns groß, die uns am nächsten stehen,
Und die uns ferne sind, pflegt man als klein zu sehen.
Frag jeden, was er wohl der Mühe würdig hält?
Der nennt dir sein Latein, und der die beste Welt;
Dem ist ein gut Gericht sein eifriges Verlangen;
Der weis nichts wichtigers, als Phyllis Herz zu fangen;

Und

Und vor dem Spiegel macht Climene diesen Schluß:
Sonst niemand hat zu thun, als wer sich putzen muß!
Ein halber Advocat und dunkler Grillenfänger
Rückt den Poeten auf; ihr seyd nur Müßiggänger!
Wenn er bey Zwistigkeit, die er erst selbst entspinnt,
Dem Bauer den Proceß, und sich das Geld gewinnt,
Und, da er manchen Dieb von Rad und Galgen lüget,
So gar die Raben selbst ums Ihrige betrüget;
Und schwört noch, daß ohn ihn, den rechtsgelehrten Mann,
Kein Bauer seine Kuh im Frieden melken kann.
Mir aber scheint die Müh noch hoch genug zu schätzen,
Durch kluger Verse Geist die Leser zu ergötzen;
Zu sorgen, daß, was ich zum Zeitvertreib gedacht,
Auch ihnen Zeitvertreib, wo mir nicht Ehre macht.
Mir ist ein kluges Haupt, das ich durch Witz vergnüget,
Mehr als ein Urthel werth, in dem ich obgesieget.
So uneins denket man von dem, was wichtig heißt.
Selbst das gelehrte Volk, das sich um Kränze reißt,
Sucht die Unsterblichkeit durch ganz verschiedne Dinge,
Und einer macht den Ruhm des andern selbst geringe.
Wer steht mir nun dafür, daß ein bespritztes Blatt,
Mehr Wichtigkeit an sich, als Welt und Umgang, hat?
Daß ein vermodert Wort in Pergamenen lesen;
Daß zählen, wie vielmal ein Buch gedruckt gewesen;
Daß bilden, wie vor dem Jerusalems Altar,
Wie Isis ausgesehn, wie Krodo schrecklich war,
Daß unsrer Väter Stamm im tiefsten Norden suchen,
Den Wolf vertheidigen, wo nicht dem Neuling fluchen;
Erforschen, ob ein Geist gezwungen oder frey;
Entscheiden, ob der Raum ein wirklich Wesen sey;
Ein römisches Gesetz, das nicht mehr gilt, erklären,
Und den Tribonian gescheidter denken lehren:
Daß alle das Bemühn der hochgelahrten Welt,
Das ich nicht tadeln kann, und sie für göttlich hält,
Von größerm Werthe sey, als ungelehrtes Wissen,
Wo gut zu reden ist und wo wir schweigen müssen,

Wie man die Wahrheit sagt, und nicht zu meistern scheint,
Im Nothfall sich verstellt, und es doch redlich meynt,
Bey Vorsicht ohne Zwang nicht eilet und nicht zaudert,
Nicht schweigt, nicht mürrisch spricht, viel redet, doch nicht plaudert,
Der Arbeit Runzeln sich durch edlen Scherz vertreibt,
Und alle Lust gebraucht, und doch in Schranken bleibt,
Und was der alten Welt bejahrte Schriften sagen,
Weis als sein Eigenthum im Scherze vorzutragen.
Gewiß, der Umgang giebt die beste Wissenschaft,
Die mehr die Herzen trift, als Schriften ohne Kraft.
Und wenn man Lehrer wählt, sein Wohl in Acht zu nehmen,
Kann oft Aspasia den Sokrates beschämen.
Wie kann es edel seyn, von aller Welt entfernt
Und nur für sich gelehrt, nicht brauchen, was man lernt?
Und unter Buch und Staub im Leben sich begraben,
Damit man einst doch sagt, daß wir gelebet haben?

Was ist ein Büchergeist, der keine Lust genießt? —
Ein Geizhals, der sich stets zu seinen Schätzen schließt,
Mit Sammeln ohne Frucht sich ganze Nächte quälet,
Und seine Wissenschaft nur immer überzählet.
Dieß weißt du, Hagedorn! und übst es mit Bedacht.
Die Wissenschaft ist nichts, die uns nicht glücklich macht,
Und jeder hat umsonst den Büchern sich ergeben,
Der nicht vergnügter lebt, als andre Leute leben.

Ueber die Liebe des Vaterlandes.

1744.

Freund, es ist unsre Pflicht, das Vaterland zu lieben;
Es ist kein blinder Zug von eingepflanzten Trieben,
Kein ungewisser Ruf, den man im Herzen hört,
Nachdem der Ammen Fleiß ihn recht verstehn gelehrt;
Es ist kein Vorurtheil, das uns noch jung verführet,
Und das vom Eigennutz des Nebenbürgers rühret;
Es ist ein heilig Recht, das so beständig bleibt,
Als wenn man Eyde schwört, und Namen unterschreibt,
Und der Betrügerey die Ausflucht zu verrennen,
Nach Siegel, Hand und Schuld gerichtlich läßt erkennen.

Das Wimmern, das zuerst aus unsern Lippen gieng,
Als der entbundne Mund den ersten Athem fieng,
Und mit betrübtem Schreyn, das unsre Schmerzen klagte,
Zugleich von unsrer Noth und unserm Leben sagte;
Dieß war mit unserm Volk ein bündiger Vertrag,
Dieß legte klar genug das Bitten an den Tag:
„Du Land! in welchem mir das erste Licht erschienen,
„Erzieh, und nähre mich, ich will dir wieder dienen.

Gesetzt, wir hätten uns ihm nie zum Dienst geweiht;
Was man nicht zugesagt, begehrt die Dankbarkeit.
Die Wohlthat wird uns stets für Wohlthat nur gegeben;
Wer unser Leben schützt, hat Recht auf unser Leben.
Gesetzt, daß unser Wohl in fremden Gränzen blüht,
Und uns ein andres Volk bey sich gedeihen sieht;
Es kann kein neues Band uns von dem alten trennen.
Erziehn; dieß macht ein Recht, das wir nicht beugen können.

Ich führe dir nicht erst der Helden Beyspiel an,
Den irrenden Ulyß, und den Coriolan,
Den Römer, der beherzt dem Pfuhle zugeritten,
Durch sich der Pestilenz die Quelle zu verschütten:
Nicht jenen Decius, der sich der Unterwelt
Für seiner Bürger Sieg zum Opfer dargestellt.
Hier hat die Großmuth oft, mit freudigem Vergnügen,
Das sonst gewohnte Maaß des Dankes überstiegen.
Nicht immer, daß das Glück uns für so würdig hält,
Daß man als Märtyrer des Vaterlandes fällt!
Nicht jeder muß sein Blut zum Wohl der Bürger geben,
Den meisten ists genug, fürs Vaterland zu leben.
Ich heiße dich drum nicht der Fremden Brod verschmähn,
Damit dein Vaterland dich möge hungern sehn;
Blos weil nur dieß allein den Schatz der edlen Gaben,
Die du in dir vergräbst, soll zu genießen haben.
So lange du noch glaubst, daß die berühmte Stadt
Nicht einen Mann, wie dich, zur Stütze nöthig hat;
So geh dem Glücke nach, das dir gezeiget worden.
Trag ihren Ruhm mit dir nach Osten oder Norden,
Und freu dich, daß der Ort, wo du entsprossen bist,
Mehr Sterne hat, als dich, und niemand dich vermißt!
Erscheinet einst dein Licht gleich in den fernsten Gränzen,
So wird dein Vaterland von deinem Ruhme glänzen,
Und, sah dich gleich ein Dorf in Kapp und Fallbund gehn;
Bey dem berühmten Flöh des Monzambano * stehn.
Nur schimpfe nicht dein Volk, aus Eifer, es zu ehren!
Zu starke Liebe kann sich leicht in Thorheit kehren.
Und segnest du betrübt des Vaterlandes Schooß;
So sprich bey Fremden nicht von deinem Volke groß! **

Sey

* Monzambano ist der Name, unter welchem Samuel Pufendorf de statu reipublicae Germanicae schrieb, und den Grund zu seinem Ruhme legte. Flöh ist sein Geburtsort. Es ist ein Sächsisches Dorf bey Chemniz, wo sein Vater Prediger gewesen.

** Der Verfasser war bereits ausser seinem Vaterlande, als er dieß Gedicht von der Liebe des Vaterlands schrieb. Er hat bey sei-

nem

Sey nicht, wenn dich das Glück in fremdem Boden tränket,
Wie ein verpflanzter Baum, der alle Blätter senket,
Und unter Fettigkeit und Näß und Sonnenschein,
Im besten Lande, scheint aus Sehnsucht matt zu seyn.

Gesetzt, dein Vaterland trägt minder Korn, als Qvecken;
Wird dein vergeblich Lob der Felder Armuth decken?
Wird auf dein gültig Wort ein fremder Landmann traun,
Und einen troknen Fels, statt fetter Aecker baun?
Und wie der Schweizer that, die eigne Saat verkaufen,
Und nach Georgiens gerühmter Erndte laufen? *
Was hilft es, daß dein Kiel den Hübner lügen heißt,
Den Melißantes straft, Neandern ** überweißt;
So bald sie nicht dein Land der Künste Ruhplatz nennen,
Und nicht von deiner Stadt die Mauern finden können?

Zween Wilde, die ein Schif mit Zwang, Gefahr und Macht,
Einst aus der Nachbarschaft des Nordpols hergebracht,
Wo das beeiste Feld nur karges Gras gewähret,
Und die viel beßre See das arme Grönland nähret,
Das reichen Wallfischfang fürs große Glück der Welt
Und gute Seehunds-Jagd für paradiesisch hält,

nem Aufenthalte in Dänemark stets die Pflichten eines Fremden, und die obenstehende Regel der Billigkeit und Klugheit vor Augen gehabt, und diese Denkungsart macht den Hauptcharakter seines Wochenblattes der Fremde aus.

* Es zielt auf den Wanderungsgeist, der sich mehr als einmal in verschiedenen Ländern von Europa ausgebreitet, besonders durch die prächtigen Beschreibungen, die von der Annehmlichkeit der Amerikanischen Colonien gemacht worden.

** Geographische Bücher, die damals noch bekannter waren, als itzo. Melißantes, eigentlich Gregorii, hat von berühmten Städten und Schlößern in Deutschland geschrieben. Neander ist hier vielleicht mit einem andern erdichteten Namen Ferdinandus Neoburgus verwechselt, von dem man eine Erdbeschreibung unter dem Titel der curieuse Hofmeister hat.

Und dem zween Fische * bloß, Schiff, Bette, Waffen, Leben,
Und Trinkgeschirr und Trank, und Kleid und Eßen geben.
Vergebens schenkte man Europens besten Wein,
Statt des gewohnten Thrans, bey fettem Braten ein;
Thran blieb ihr lieber Trank, und rohes Fleisch ihr Eßen.
Dieß macht ihr Vaterland bey ihnen unvergeßen.
Aus schönen Gegenden gieng stets ihr Wunsch und Blick,
Mit seufzendem Verdruß nach Eis und Noth zurück.
Sie glaubten, frey von Frost und Hunger und Gefahren,
Im klügsten Theil der Welt sich unter den Barbaren. **

Mit solcher Süßigkeit trügt uns das Vaterland.
Du sprichst; Ein Wilder hat, was gut sey, nicht gekannt.
Er hat mehr Recht, als du; sein Sehnen gieng nach Zonen
Für die er eigen war, die er nicht konnt entwohnen;
Da du, aus Eigensinn, oft was du beßer kennst,
An deinem Volk erhebst, an andern thöricht nennst.

Man wird den Fremden nur der Seinen Thorheit weisen,
Wenn man ihr Korn verschmäht, um seine Spreu zu preisen.
Was gutes tadeln, ist Neid, oder Unverstand.
Aus diesen Quellen fließt die Treu fürs Vaterland,
Die den Philidius zum Patrioten machet,
Der seine Sitten lobt, und fremder Sitten lachet.
Ihm ist sein mächtig Land der Erden größtes Reich;
Das übrige der Welt ist engen Winkeln gleich.
Sein Volk allein ist frey, die andern sind nur Sklaven;
Dieß folgt der Ehrbegier, die übrigen den Strafen;
Die sehen einzig scharf, die seine Bürger sind,
Der Rest der Erden ist einäugig oder blind.
Du meynest, daß ich hier von fernem China rede?
Europa ist vielleicht sich selbst zu loben blöde?
Hier hat wohl nie ein Volk, das sich Altäre setzt,
Des Nachbarn stillern Witz für Barbarey geschätzt?

Bey

* Wallfisch und der Seehund.

** Diese Erfahrung ist in Dänemark von K. Friedrich IV Zeiten an mehr als einmal gemacht worden.

Bey edler Künste Lob, die er zuerst ergründet,
Der Dumheit Glück gerühmt, die ohne Suchen findet! *
Und den Abtrünnigen des Hochverraths verklagt,
Der eine Wahrheit glaubt, die nicht sein Landsmann sagt?

Nein! Affen werden zwar nicht überall gebohren;
Jedoch ein jedes Land erzeuget seine Thoren.
Wer sie in China sucht, der suchet sie zu weit;
Denn manchem ist ein Thor noch näher, als sein Kleid.
Die listige Begier, sich selbst verstekt zu loben,
Hat manchen angereizt, daß er sein Volk erhoben.
Von seiner Bürgertreu ist er der Gegenstand,
Er meynet nur sich selbst, und nennt sein Vaterland,
Der Ruhm, in dem es prangt, ist ihm nur darum eigen,
Weil es das Glück gehabt, solch einen Sohn zu zeugen,
Und hätt ihn Lybien ans erste Licht gestellt,
So nennt' er Lybien das Paradies der Welt.

Sagt nicht, daß Welschland uns gelinder singen lehre?
Gebt Frankreichs Witze nicht vor Deutschlands Witz die Ehre;
Rühmt nicht Britanniens durchdringend scharfen Geist:
Der schimpft sein Vaterland, der ihm ein fremdes preist! **
Er wird dir seines Volks erhabne Geister nennen;
Doch den, den er verschweigt, wirst du errathen können.
Was brauchet Deutschland sonst Geschmack, Verstand, Vernunft? —
Von allem dem enthält er die Zusammenkunft.
Und stützt sich nur auf ihn die Ehre deutscher Staaten:
So kann es ohne Furcht den Leibnitz selbst entrathen.

* Er scheint auf gewisse patriotische Lobredner Deutschlands zu zielen, die immer zu ihren Gründen zu gebrauchen pflegen, daß Berthold Schwarz das Pulver, und ein andrer Deutscher die Druckerey erfunden.

** Diese Art von Nationalstolz, oder vielmehr von persönlichem Stolz, auf Rechnung der Nation, war, als dieses geschrieben ward, in Deutschland nur allzubekannt.

So schreibt man einen Dienst, den man sich selbst gethan,
Dem Vaterlande stets als eine Wohlthat an.
Perrault ficht mit dem Kiel, Pompejus mit dem Degen.
Sie sagen, für ihr Volk; und thun es ihrentwegen.

Der, der sein Volk verschmäht, und der, der es erhebt,
Sind beyde meistentheils durch gleichen Stolz belebt.

So oft ein milder Herr den Reichthum, der ihn drücket,
Den Wirthen in Paris durch seinen Sohn geschicket,
So kommt ein Mann zurück aus einer andern Welt,
Der alles, außer sich, für schlecht und niedrig hält.
Was meynst du, daß es heißt, wenn ihm nichts steht, nichts schmecket,
Wenn jedes deutsche Wort sein zärtlich Ohr erschrecket;
Wenn ihn kein Witz ergötzt, und keine Schönheit rührt,
Die nicht von Fremden kömmt, und fremde Namen führt?
Es heißt nur einerley auf tausend andre Weisen!
Es sagt, wie Meister Gert: ich war vordem auf Reisen, *
Es zeigt, was er gesehn, und führt uns auf den Schluß,
Daß, wer viel Gutes schilt, viel beßers kennen muß.
Ein andrer ärgert sich an so verwegnem Pralen.
Er kann bis nach Paris die Fuhren nicht bezahlen,
Und dünkt sich, ob er gleich nur deutsch spricht, flucht und ißt,
In seinem Vaterland ein Hahn auf seinem Mist.
Drum seufzt er, daß nunmehr die Freyheit untergehet,
Daß Deutschland unterm Joch des stolzen Frankreichs stehet,
Weil unsrer Kleider Schnitt von ihm Gesetze nimmt,
Und unsrer Tafeln Pracht ein fremder Koch bestimmt;
Ja, weil sich unser Witz nach Frankreichs Muster richtet,
Nach dessen Beyspiel schreibt, nach dessen Regeln dichtet,
Und man den Schauplatz selbst, der nur zur Lust gehört,
Zu Grillen zwingen will, die Frankreich übt und ehrt.

O weint

* Zielt auf Holbergs bekannte Komödie, der geschwätzige Barbier, oder Meister Gert Westphaler.

O weint doch, daß das Volk, das sonsten Rom getrutzet,
Nunmehr so sklavisch ist, — und fremde Klugheit nutzet!
Nichts hat die neue Zeit, nichts hat das Alterthum,
Das so vollkommen sey, als seines Volkes Ruhm.
Und eh er sich entschließt, es minder hoch zu schätzen,
Eh wird er den Virgil herab zum Postel * setzen.

Verzeih, mein Vaterland, was Wahrheitsliebe spricht!
Wer deine Schmeichler straft, verachtet dich drum nicht.
Ich will nicht, daß du sollst dich deiner selber schämen,
Und guts und thörichtes von deinem Feinde nehmen,
Damit er für das Geld, das er von dir gewann,
In deinem Schooße sich Verräther miethen kann.
Nur laß kein eitles Lob dich von dem Ruhm entfernen,
Des guten Freund zu seyn, und überall zu lernen!
Wie mancher Bürger sich, dich stolz zu sehn, bemüht;
Das klügste Volk ist das, das fremde Klugheit sieht.
Aus Liebe wirst du nur von Thörichten erhoben.
Sie schätzen dich nach sich; wer sie liebt, muß sie loben.

Doch

* Christian Heinrich Postel hat sich zu Hamburg aufgehalten, und ist 1705 gestorben. Sein Heldengedicht Wittekind der Große hat Weichmann 1724 zugleich mit seinem Leben herausgegeben. Von welcher Beschaffenheit seine Gedichte seyn, mag man aus dem Urtheile schließen, welches Bodmer in dem Charakter der deutschen Gedichte über ihn gefällt:

Homer, Euripides . . . . .
Entzündten sein Gemüth, und führten ihm die Hand. —
Umsonst! dieweil ihm Bley gefesselt den Verstand.
Er hat den Gratien kein Opfer abgeschlachtet,
Und ihre holde Macht aus Kaltsinn nur verachtet.

Der scharfsinnige Wernike hat sich so über ihn entrüstet, daß er ihn, als einen andern Hans Sachs, von der Dummheit krönen laßen. Er heißt in seinem Heldengedichte Hans Sachs, mit einiger Veränderung des Namens Stelpo.

Doch wer das Schmeicheln flieht, und kräftig rühmen will,
Der macht sich Richtern gleich; dann schweigt der Bürger still.
Hier kann die Wahrheit nur, die Liebe nicht, befehlen,
Und läßt ihn so dein Lob, wie deine Mängel, zählen.
Freund, glaube; durch Bemühn der Weisheit nachzugehn,
Und seines Volkes Glück und Wohlfahrt zu verstehn,
Und gegen die Gewalt des Vorurtheils der Zeiten,
Zum Dienste seiner Stadt sich ämsig zubereiten;
Durch Sorge, wenn ein Sturm auf sie zusammenzieht;
Durch Freude, wenn ihr Wohl mit neuem Seegen blüht;
Durch ungebrochne Treu, wenn sie uns werth gehalten,
Ein Theil von ihrem Glück mit Eifer zu verwalten;
Dadurch bezeuget man, mehr als durch Schmeicheley,
Daß man ein treuer Sohn des Vaterlandes sey.

Von

Von der Verschiedenheit der menschlichen Begriffe.

An Herrn Schmidt,

itzigen Professor der Theologie auf dem Braunschweigischen Carolino.

1746.

Zwar selten ist ein Mensch, der sich zu sehn bemüht;
Doch seltner noch, mein Schmidt, ist der, der richtig sieht.
Oft sinnet man umsonst, und forscht mit scharfen Blicken,
Und strebt, der Wahrheit Bild tief in sich abzudrücken;
Betrachtet jeden Zug, durch den sie kenntlich wird;
Durchsucht, was dunkel ist; und straft sich, wenn man irrt.
Sie ist, wie ein Gesicht, das hundert Maler qvälet,
Das jeder treffen will, und jeder doch verfehlet;
Da, wenn sich Auge, Mund, Kinn, Stirn und Nase gleicht,
Doch stets was übrig bleibt, das er noch nicht erreicht;
Da man den wahren Strich mit falschen oft verbindet,
Den Fehler öfters merkt, doch deßen Grund nicht findet.

Nur Eine Wahrheit ist; ihr Bild ist vielerley,
Ein jeder legt ihr was von seinen Zügen bey.
Dem Zeno schwebte schon ihr Schatten im Gehirne;
Doch gab er ihr zugleich die Runzeln seiner Stirne.

Ihr

Ihr Auge war zu starr, ihr ältlich Angesicht
War zwar verehrungswerth, jedoch es reizte nicht;
Wenn Epikur von ihr sich ein Gemälde machte,
Das wie die Frühlingszeit in seinem Garten lachte.
Ihr Blick schien solch ein Blick, der nach den Buhlern jagt,
Mit Fleiß zu reizen sucht, und keinem viel versagt.

Oft schmeichelt sich der Mensch mit richtigen Begriffen;
Doch irrt er oft, wie die, die auf den Wellen schiffen.
Der sicherste Compaß giebt ihnen das Geleit;
Sie meßen auf ein Haar, und fehlen Meilenweit.
Nimm feste Regeln an, die jeden Zwist erörtern.
Erklär ein jedes Wort mit schon erklärten Wörtern.
Wo du das erste Bild, das du zum Grunde nimmst,
Nur etwas dunkel siehst, nur etwas falsch bestimmst;
So wird sich dein Versehn durch alle Folgen schleichen.
Die Wahrheit, die du suchst, die wirst du nicht erreichen.
Begrif, Beweis und Schluß wird falsch, und doch voll Schein;
Du selber überzeugt, und doch betrogen seyn.

Im Nordlicht bildet man sich vielerley Gestalten;
Hier wird der Nachbar kaum es mit dem Nachbar halten.
Wo jener Ruthen sieht, sieht dieser Heere stehn.
Der sieht ein Theil entfliehn, und der zum Treffen gehn.
So sieht ein jeder Mensch was anders in den Dingen,
Und wird zur Wahrheit was von seiner Thorheit bringen.
Sein Sinn verfälschet selbst den Eindruk, der ihn rührt,
Er setzt noch etwas zu, und glaubt, daß er es spürt.

Auch die, die sich vereint für eine Secte zanken,
Sind oft in Worten Eins, und streitig in Gedanken.
Nur Zweene suche mir, die beyde Wolf gelehrt,
Bey denen Wissenschaft der Tugend Liebe mehrt.
Was ist ein wahres Gut? — Sie werdens beide sagen. —
Doch werden Sie darum nach gleichen Dingen jagen?

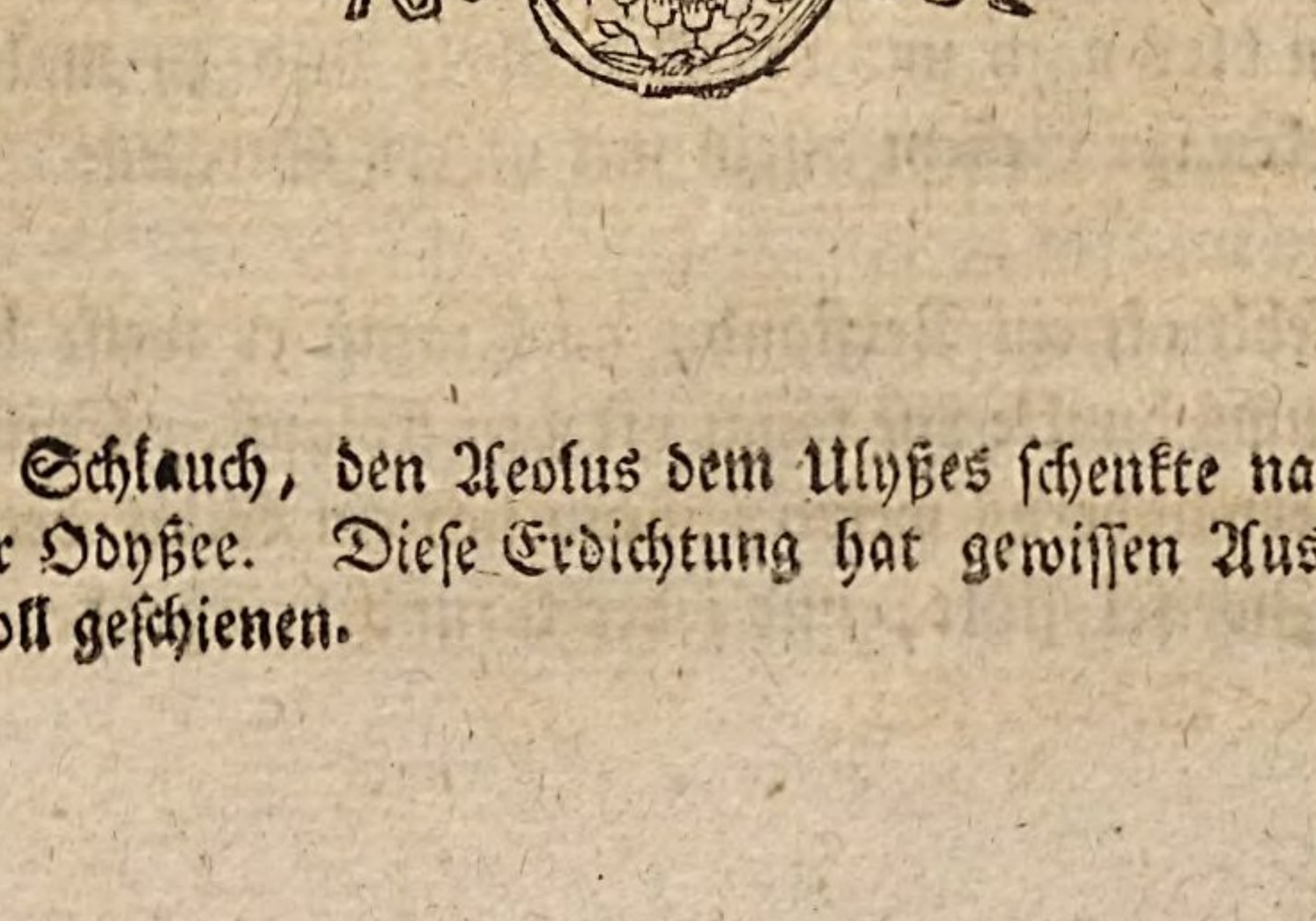
Die Sprach ist eben die, der Sinn scheint einerley;
Die Werke lehren blos, daß er verschieden sey;
Und jeder, was er sich zu seiner Lust erwählet,
Mit unter den Begrif der wahren Güter zählet.

Fragst du: Was zeigt mir wohl der Dichtkunst wahre Spur?
So ruft dir alles zu: Nachamung der Natur!—
Bewundre nicht zu früh dieß eintrachtvolle Schreyen.
Bring ein Gedicht hervor, so wirst du sie entzweyen.
Was dieser schwülstig heißt, nennt jener wunderbar;
Dem einen scheint man kühn, dem andern ein Barbar.
Die Regel sagt man her, und heißt nach Regeln dichten,
Nur soll die Regel sich nach unserm Muster richten.
Nach unserm Muster wird der Stagirit erklärt,
Nach diesem legt man aus, was Despreauz gelehrt.
Dort ruft ein rauher Ton, der unsern Ekel höhnet:
O glücklich, wer sein Ohr nicht zärtlich hat gewöhnet,
Vor keinem Wort erschrickt, dem Haupt und Schwanz gebricht,
Und denket, wie der Britt, und, wie der Britte, spricht! —
Warum? Sein eigner Ruhm klingt hart in zarten Ohren,
Und ist mit Angst gesucht, und wird mit Zwang gebohren.
Der schüttelt, wenn der Vers, der Satz' auf Sätze thürmt,
Die Sinnen übertäubt, und mit Begriffen stürmt;
Und jener zürnt, wenn ihn nicht stets was neues rühret,
Und wenn er schneller denkt, als ihn der Dichter führet.
Warum? — Was uns gelingt, das halten wir für schön.
Die Bahn, die wir erwählt, die soll ein jeder gehn.
Wir pflegen blos nach uns der Schönheit Bild zu malen,
Und schmücken ihr Gesicht allein mit unsern Stralen.

So fehlt oft ein Verstand, auch wenn er weise heißt.
Des Irrthums dunkle List fängt oft den schlausten Geist.
Ists nun verwunderns werth, wenn sich ein Sinn betrüget,
Den jeder Zweifel stört, und jeder Grund besieget?

Wenn dieser, der den Staub der Alterthümer leckt,
Ein seltnes Meisterstük aus jeder Münze heckt,
Und in Ulyßens Schlauch und festverschloßnen Winden *
Der Staaten Heimlichkeit verborgen weis zu finden?
Wenn jener, welchem nichts, als unsre Zeit, gefällt,
Nur lachet, wenn man sagt: Vor Zeiten war ein Held!
Und spottet, wenn man glaubt, daß Herrmann sich vor diesen
Im Fechten ohne Furcht, im Rathen treu erwiesen.

So ist die Wahrheit denn ein Schatten, der uns trügt,
Nach dem man träumend greift, und der vor uns verfliegt? —
Nein! — Doch dieß lehret uns, mit minder Stolz bejahen.
Dem, was man nicht erreicht, muß man sich mindstens nahen.



* Der Schlauch, den Aeolus dem Ulyßes schenkte nach dem II Buche der Odyßee. Diese Erdichtung hat gewissen Auslegern geheimnißvoll geschienen.

Die

Die wahre Würde des Herrn.

Bey der Huldigung eines Rittergutes.

Mein Cleon, dieser Tag, die zugeschworne Pflicht,
Durch die dein Unterthan dir Treu und Huld *
verspricht,
Giebt dir ein schönres Recht, als blos aus Zins und Gaben
Den jährlichen Genuß von fremdem Schweiß zu haben;
Das angenehme Recht, an deren Wohl zu baun,
Die sich durch ihren Eid in deine Hand vertraun;
Ein oft verhöhntes Recht, das niemand kennt und übet,
Als wer, wie du gedenkt, wie du, die Menschen liebet;
Das mancher, der nichts sorgt, als wie man Geld erpreßt,
Von seinen Rechten sich allein verjähren läßt;
Das aber selbst ein Fürst nicht ungehaßt verlachet;
Und das, wenn man es schätzt, aus Herren, Väter machet.

Vom Vater trennt den Herrn ein einzger Unterscheid;
Wie jenen die Natur, giebt diesen uns der Eid;
Doch beid empfangen wir vom Glück gleich als im Schlafe;
Zur Wohlthat selten nur, und manchmal gar zur Strafe.
Auf andrer Wohlfahrt sehn, ist beider Pflicht und Theil;
Dort auf der Kinder Wohl; hier auf der Männer Heil.

Und

* Die eigentlichen bey einer solchen Gelegenheit gebräuchlichen Worte.

Und beide pfleget man zu scheuen und zu lieben,
Nachdem uns Streng und Huld verhindert, und getrieben.

Wer sich vom Unterthan geliebt zu seyn begehrt,
Der liebe nur, und sey der Gegenliebe werth.
Dieß ist der sichre Weg, den Myrtilus gegangen,
Die schwer erworbne Gunst der Chloris zu erlangen.
Dieß ist der sichre Weg, der niemals trügen kann.
Die Kunst, die Chloris rührt, rührt auch den Unterthan.
Zur Liebe kann das Herz sonst nichts als Liebe zwingen.
Ein Feld kann keine Frucht, als die man säet, bringen.

Dieß ist des Vaters Kunst, durch die ein junges Kind,
Noch eh es schließen lernt, ihn kennt und lieb gewinnt;
Es leget die Natur den Grund bloß, ihn zu ehren,
Den Gutheit oder Haß kann bauen oder stören.
Den Vater liebt kein Kind, vor dem es zitternd steht;
Kein Unterthan den Herrn, der nicht sein Wohl erhöht.
Kurz, Herr und Vater sind nur Namen gleicher Pflichten;
Den Unterschied macht blos, an wen wir sie entrichten.

Dieß glaubet Harpax nicht, dem alles, was er sieht,
Nur als ein Acker scheint, von dem er Früchte zieht;
Der, wenn er sich einmal zu kargem Wohlthun zwinget,
Es in der Absicht thut, wie er die Felder dünget;
Damit, wenn ihm das Glück die Aerntezeit beschert,
Was er an andern that, zehnfältig wiederkehrt.
Umsonst scheint das Gesetz der edlen klugen Alten
Den Herrn und Unterthan zu Einer Pflicht zu halten;
Umsonst nur setzt das Recht, daß, was der Niedre schwört,
Den Obern seine Pflicht, auch unbeschworen, lehrt;
Er wird sich keinem sonst, als sich, verbunden scheinen.
Ihm kömmt der Nutzen zu; Verbindlichkeit den Seinen.
Dieß treibt ihn, daß er oft der Zwietracht Amt verwest,
Und in des Zankes Glut mit steifen Backen bläßt,

Daß

Daß er, Spionen gleich, auf ein Verbrechen lauert,
Sich über Frevel freut, und über Ordnung trauert;
Und, wenn ein magres Jahr das Strafgeld sparsam trägt,
Zu Lastern, die er straft, verborgne Netze legt.
Oft hat ein stürmisch Bier, das im Gehirne tobet,
Das er dem Wirthe preißt, der Wirth dem Bauer lobet,
Wenn Zorn und Schlägerey die Krüge blutig macht,
Dem Wirthe viel Gewinn, dem Richter mehr gebracht.

Mein Cleon aber du, der du viel edler denkest,
Nie fremden Schaden suchst, noch dir zum Vortheil lenkest,
Hast kein so fühllos Herz. Nein! Jeden Unterthan
Siehst du, als deinen Sohn, er dich als Vater an.
Dir schenket dieser Tag dein süßestes Vergnügen;
Die Macht, zu vieler Wohl mehr Glück hinzuzufügen.
Und wie beglückt sind die, die, Freund, ihr froher Eid
Zu deinem sanften Joch, das keinen drücket, weiht!

Das Glück Mitbürgern zu gehorchen.

Wie fröhlich sieht ein Land die Seinen
Am Ruder seiner Herrschaft stehn!
Wie süß muß der Gehorsam scheinen,
Wenn er uns selbst scheint zu erhöhn!
Wie wird der Städte Wohl gebauet,
Wo jede dem sich anvertrauet,
Der selber sie als Mutter ehrt;
Der nicht das Volk, als Fremde, plaget;
Nein! der, wenn ja der Bürger klaget,
Verwandte Freunde klagen hört.

Doch wenn ein Hof verstoßne Knechte
Den Städten zu Tyrannen schickt;
Und seiner Kinder gleiche Rechte
Durch fremde Schmeichler unterdrückt;
Und, statt den Ländern wohlzurathen,
Geborne Feinde seiner Staaten
Zu Henkern treuer Bürger wählt:
Da bebet man, wie Kinder zittern,
Wenn strenger Haß von fremden Müttern
Das Haus mit Furcht und Drohen quält.

Was hat der Corsen Stal geschliffen?
Was ihre Fahnen aufgesteckt?
Die Arme, die das Schwerdt ergriffen,
Hat die Verachtung aufgeweckt.

Der

Der bittre Schimpf, zur Last der Erden
In Sklaverey erzeugt zu werden,
Erneute stets des Aufruhrs Kraft.
Entwaffneten gab er die Waffen,
Den Feigen wußt er Muth zu schaffen,
Und Unerfahrnen Wissenschaft.

Nie führt ein fremdes Thier die Heerden
Zu fetter Wiesen zartem Klee.
Nie sieht man, daß vor edlen Pferden
Ein stolzer Stier, als Führer, geh.
Ein Widder zeigt sich vor den Schafen;
Dann brauchet es kein mürrisch Strafen;
Sie treten willig seine Bahn.
Der Hirt folgt nach, und darf nicht treiben.
Sie wissen, auf der Spur zu bleiben,
Und, wie er will, gehn sie voran.

Ein Land erfreut sich seiner Söhne,
Und fühlt die Ehre, die sie schmückt.
Es glaubet, daß ihr Ruhm es kröne,
Und hält sich durch ihr Wohl beglückt.
Solch ein Befehl ergötzt die Ohren,
Wenn der, den selbst die Stadt geboren,
In eigner Mundart ihr gebeut.
Man liebt den Glanz von unsers gleichen,
Und schätzt desselben Ehrenzeichen
Für Zeichen unsrer Würdigkeit.

Die mühsame Weisheit.

Gleichsam als aus finstern Hölen
Treten unsre jungen Seelen
Aus der Nacht hervor ans Licht.
Lichtscheu fliehn wir, und das Wahre
Faßt im Anfang unsrer Jahre
Unser zitternd Auge nicht.
Nicht erleuchtet, blos geblendet,
Muß der Geist ihm oft sich nahn;
Eh sein Blick, unabgewendet,
Solchen Glanz vertragen kann.

Stralen, die die Körper schicken,
Dringen schnell zu diesen Blicken,
Die des Leibes Lichter sind.
Doch der Geist muß fast veralten,
Eh sein Auge die Gestalten
Wenig Dingen abgewinnt.
Zu der ächten Weisheit Ruhme
Schwingt sich leichtes Flattern nie.
Und zu ihrem Heiligthume
Steigt kein Fuß mit wenig Müh.

Wenn sich nach durchwachten Nächten
Lo beern um die Schläfe flechten,

Uns

Uns die Welt in Würden sieht;
Wenn der Berg vor uns verschwunde
Und der Schweiß der bittern Stunden
Nun die heitre Stirne flieht:
Freudig schaun wir dann zurücke,
Daß die Höh erstiegen ist.
O wie schwindelt hier dem Blicke,
Der des Thales Tief ermißt!

Dann zeigt ebne schöne Weiten,
Die sich fern vor uns verbreiten,
Weisheit uns zur neuen Bahn.
Lorbeern, die unsterblich grünen,
Beut sie, wenn wir froh ihr dienen,
In dem Lob der Nachwelt an.
Jage, Freund, nun auch nach diesen,
Da dich Würd und Glanz erhebt.
Groß wird erst der Ruhm gepriesen,
Der die Enkel überlebt.

Auf die Geburt des Kronprinzen von Dänemark.

Den 29. Januar 1749. auf der Sorôischen Ritterakademie verlesen.

Durch welch ein kostbar Pfand der Himmel uns vergnügt,
Was uns für künftig Wohl in einer Wiege liegt,
Den Werth von diesem Blut, das in dem Prinzen fliesset,
Die Tugend dieses Stamms, aus welchem er entsprieſſet;
So viel Ermunterung, von Lust entzückt zu seyn;
Ja! dieß sieht unser Herz aus tausend Gründen ein.
Aus Gründen wünschten wir, und freun uns nun aus Gründen.
Was erst die Sehnsucht trieb, muß nun die Lust entzünden.
Wir hofften längst den Tag, der uns dieß Kleinod schenkt;
Doch unser Hoffen war von Zweifeln eingeschränkt.
Ein jeder Augenblick, der diesem näher rückte,
Verstärkte das Gebet, das man zum Himmel schickte.
Es klopfte jedes Herz voll bürgerlicher Treu,
Und wartete mit Furcht, ob es erhöret sey;
Und nahm den ersten Ruf voll Freude, doch mit Beben,
Der durch das Land erscholl: Ein Prinz sey uns gegeben.
Konnt unsre Sehnsucht wohl für unser Wohlergehn
Zu früh um einen Sohn so eines Vaters flehn?
Damit die ganze Kraft von unsern Ehrfurchtstrieben
Sich stärker weisen kann, wenn wir sein Bild auch lieben;
Damit der Königsstamm, der diesem Reiche blüht,
Je bessern Schatten giebt, ie mehr er Zweige zieht;

Damit

Damit ein junger Held aus Friedrichs Regimente,
So wie aus Friedrichs Mund, recht lange lernen könnte;
Was Länder unterstützt, was eine Krone schmückt,
Was Fürsten göttlich macht, und was ein Volk beglückt.
Drum schien er unserm Wunsch so viel zu spät gebohren,
Als er von Friedrichs Huld Exempel schon vorloren.
Nicht unser Wunsch allein hat ihn von Gott begehrt,
Der König bat um ihn, und ihm ward er gewährt.
Er bat um einen Sohn, nicht blos wie Väter pflegen;
Er denkt und sorgt für uns, und wünscht auch unsertwegen.
Für uns erfreut sich itzt die väterliche Brust,
Und sein Vergnügen wächst durch seiner Bürger Lust.
Selbst die Umarmungen der frohen Königinnen,
Die Zärtlichkeit, bey der auch Freudenthränen rinnen,
Ihr Küssen, ihr Bemühn, geliebter Prinz, um Dich,
Ist mehr als Mutterlust, es ist auch königlich.
O fühltest du nur selbst ihr zärtliches Umfangen,
Die Freude deines Stamms, und dieses Reichs Verlangen!—
Was das Geschick in dir uns giebt und uns verspricht,
Das fühlet jedes Herz, und du allein noch nicht.
Indeß da du den Hof, so bald du kamst, belebet,
Da Hofnung und Vertraun um deine Wiege schwebet,
Da Frölichkeit und Dank durch dieses Reich erklingt,
Und bis zum äußersten von Nordens Felsen dringt;
Gleichst du im süssen Schlaf dem angenehmen Knaben,
Den Nordens Dichter uns als Gott besungen haben;
Dem Kinde, dem Odin; wie ihn des Schicksals Hand
In einem Schiff gewiegt und schlafend hergesandt;
Der, da man ihn erblickt, so bald sein Mund nur lachte,
Sich selbst noch unbewußt, ganz Norden jauchzend machte.

Erwachse, werther Prinz, der Norden jauchzend macht!
Erkenne bald, was du in dir uns zugebracht,
Wie für dein Wohlergehn so viele Wünsche lodern,
Und was die Tugenden der Väter von dir fodern!

Der Himmel hat dich uns zu einer Zeit geschenkt,
Da man an deines Stamms gepriesne Thaten denkt,
Da wir voll Dankbarkeit, seit er den Thron besessen,
Dreyhundert Jahre Glück, das von ihm rührt, ermessen;
Und sehn, wie sich dieß Reich an Ruh und Macht gemehrt,
Je mehr es ihm vertraut, ie mehr es ihn geehrt.
Wenn wird man dir dieß Jahr, das dich erzeuget, nennen!
Ohn in dir eine Glut voll Großmuth zu entbrennen,
Die dir mit Einem Blick die ganzen Ahnen weist,
Um denen gleich zu seyn, die unsre Dankgier preist.

Du, der du vielem Flehn dieß Gnadenpfand gegeben,
Erhalt ihn unserm Flehn! o Himmel, laß ihn leben!
Der Fortgang seiner Zeit sey seinem Anfang gleich;
Von grosser Hofnung voll, an steter Freude reich!
Wir selbst zwar wünschen nicht, die Tage zu erblicken,
Da seine Tugenden des Reiches Krone schmücken.
Er wachs an Größ und Ruhm, ihm sey der Thron bereit,
Er sey des Reiches Glück; doch nicht zu unsrer Zeit!
Wer ist, der nicht von Gott zur Wohlthat dieß begehre,
Daß Friedrichs Herrschaft mehr als unser Leben währe?
Daß so bewundrungsvoll, die so nach uns entstehn,
Ihn alt und stark, wie wir ihn jung und weise sehn!
Man wünscht für Christian nur auf entfernte Jahre,
Daß er der späten Welt noch Friedrichs Bild bewahre;
Daß dieser Länder Wohl stets fest, stets einerley,
Und unsrer Enkel Glück so groß, als unsers sey.

Auf

Auf den
hochseligen Churfürsten von Sachsen,
Friedrich Christian,
als Churprinzen.
Nach Vollendung seiner Reisen, die er incognito gethan.

Prinz, unsrer Hofnung ist durch dich genug geschehn.
Die Welt hat Dich zugleich, und Du die Welt gesehn.
Wo nur Dein muntrer Geist, den Lehrbegier entfernte,
Der Sachsen künftig Heil bey fremden Völkern lernte:
Hat mancher edle Prinz, und manches große Land
Aus Deinen Tugenden Augusts Geschlecht erkannt;
Und Sachsenland war froh, in weit entlegner Erden
Auch auf die Zukunft schon beglückt geschätzt zu werden.
Umsonst hast Du an Dir der Hoheit Glanz versteckt.
Dein Mund hat Dich verhehlt; dein Wesen Dich entdeckt.
Dich mußte, wer Dich sah, als Königssohn, begrüßen,
Und konnte Deinen Stand aus Deinem Herzen schließen.
Wie glücklich warst Du doch; von Deiner Hoheit bloß!
Du warst durch Dich geehrt, und ohne Hoheit groß,
Und hieltest vor der Welt die Probe großer Seelen;
Noch stralen, und doch das, was blenden kann, verhehlen!

Auf

Auf den Tod
des Generals
Friedrich Hans von Walther
Commendanten der Citadelle von Kopenhagen.
Den 30. May 1749.

Des Königs treuer Mann, den in vergangner Zeit
Der Ruhmbegier, des wahren Muthes Proben,
Von Schritt zu Schritt, zu einem Platz erhoben,
Wo stille Ruh und sanfte Frölichkeit,
Vollbrachter Dienste Lohn, in sichrer Wälle Schatten
Sich willig mit dem Degen gatten;
Philemon war erst mitten im Genuß
Von Freude sonder Lärm und sonder Ueberdruß,
In welcher ihm der Freundschaft Triebe,
Dienstfertigkeit und Menschenliebe,
Zugleich Beschäftigung und Zeitvertreib verliehn;
Als ihm der Aerzte Spruch den nahen Tod entdeckte,
Der, da die Krankheit kaum erschien,
Schon seinen Gift im Blute tief versteckte.

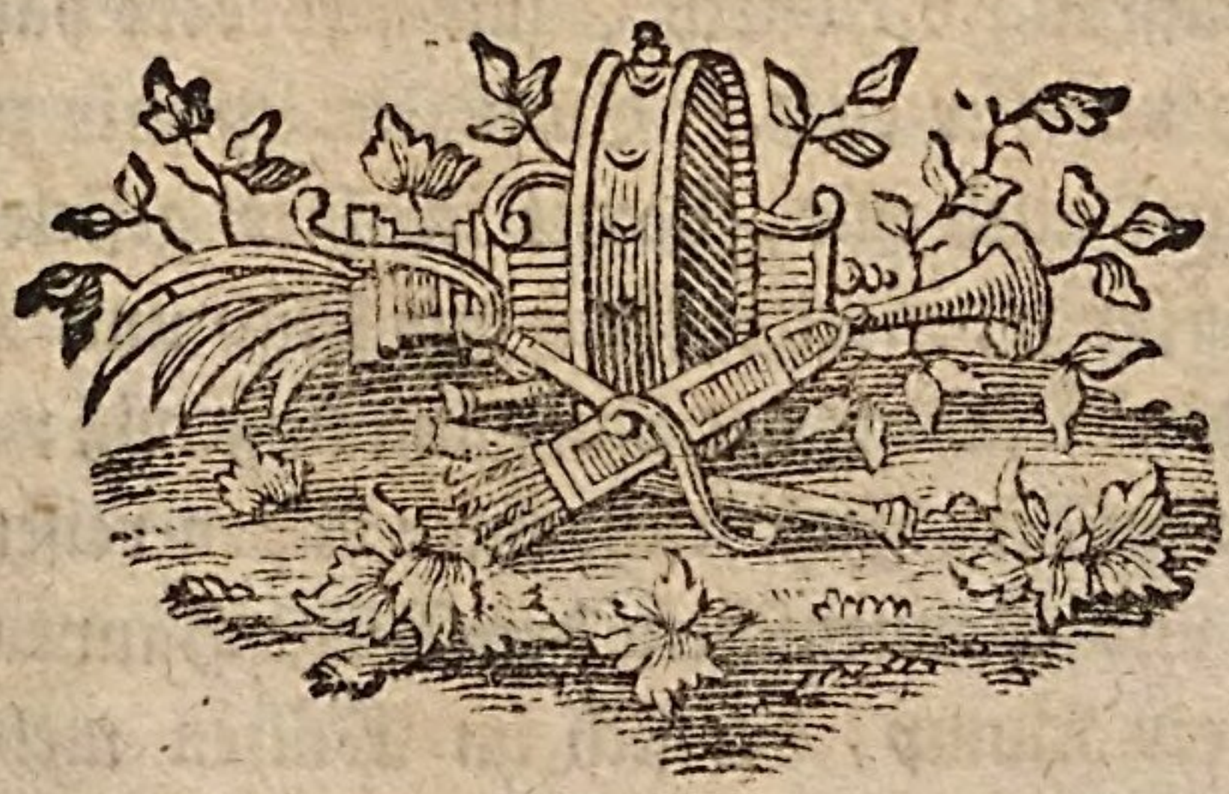
Dem Tode schnell entgegen gehn,
Erfordert Müh; doch mehr, ihn kommen sehn.
Sein ungetrübtes Aug, ein unbeklemmtes Herz
Und Hände, die noch ohne Schmerz

Voll

LB Coburg

Voll Redlichkeit nach seinen Freunden reichen,
Vermerkten ohne Furcht und Zittern neben sich
Den Tod schon itzt in andern Gliedern schleichen.
Sein Geist blieb stets sich gleich, bis daß er ganz entwich.
Hier ward er nicht erst fromm; er blieb es blos.
Hier ward er nicht erst mild, wie viel, die sterben sollen.
Ihn trieb sein Herz, stets Menschen wohlzuwollen;
Auch sterbend zeigt er sich durch edles Wohlthun groß.
Nicht mit erzwungnem Muth, der mit der Unruh kriegt;
Beschäftigt so wie sonst, und so wie sonst vergnügt;
Sah er sich selbst halb leben, halb erblaßen,
Sah jederman betrübt, und sich allein gelaßen.

Ihr, denen Heftigkeit und ungestüme Lust,
Von außen großes Glück, und Sorgen in der Brust
Fast jeden Tag die Glieder schwächen;
O wie ein kurzes Ziel habt ihr euch zu versprechen!
Wenn Glück und Ehre sonder Neid,
Vergnügen voller Mäßigkeit;
Ein Herz, das voll Zufriedenheit
Nichts schreckt was kommen soll, nichts kränket, was vergangen,
Doch keine längre Lebenszeit,
Als vier und sechzig Jahr erlangen.



Anrede
an das Parterre,
bey dem Schlusse der Schauspiele,
die von der
Schönemannischen Gesellschaft
ums Jahr 1740 in Leipzig zum erstenmale aufgeführet worden.

Hier, Leipzig, hast du nun von mir die erste Probe.
Den Fortgang unsrer Kunst schätz ich nach deinem Lobe.
Wie weit der erste Schritt, den ich auf glatter Bahn,
Mit fast verwegnem Fuß, und doch voll Furcht, gethan;
Wie weit Versuchen, Fleiß und Bessern mir gelungen;
Wo ich zurücke bin, und wo ich durchgedrungen;
Dieß zeig ich euch getrost, und ihr sollt mir allein
Ermuntrer, und zugleich die besten Richter seyn.
Durch kurzer Monden Zahl, die mir hinweggeeilet,
Und unter Sorg und Fleiß die bange Zeit getheilet,
Vor manchem klugen Ohr in mancher fernen Stadt,
Die meinen Anfang oft durch Gunst gefördert hat,
Uebt ich mich nur für euch. Euch setzt ich mir zum Ziele,
Und prüfte dort mich nur, damit ich hier gefiele.
Wer anfängt, streitet stets mit Müh und Hinderniß.
Gewiß war die Gefahr, der Ausgang ungewiß;
Wie die, die an dem Fuß beschneyter Alpen reisen,
Wenn Thau und Sonnenschein der Berge Haupt enteisen,
Ein ungeheurer Klump, der sich im Wälzen mehrt,
Mit tiefem Schnee bedeckt, und ihre Wege stört;
Oft hat, die sich mit Angst kaum durchgewunden haben,
Schon andrer Berge Schnee in neue Noth begraben.

So

So drückte Last auf Last, und überhäufte mich.
Die andre Noth war da, wenn kaum die erste wich.
O Leipzig, hilf du mir dieß vollends überwinden,
Und laß mich einen Schutz in deinem Beyfall finden.
Ich bringe nicht hieher verwöhnten Eigensinn.
Ich bringe Lehrbegier, und weis, wie schwach ich bin.
Ich weis, wie viel ihr wollt, wie viel ich mich erkühne,
Doch bitt ich um kein Lob, als bis ich es verdiene.
Ich bitte nur um dieß. Verfahrt, wie man verfährt,
Wenn man die Kindheit führt, und zarte Jugend lehrt.
Betrachtet uns, als jung, da noch der Spiele Menge
Der Kleidung Schmuck und Pracht, der Uebung Zeit und Länge
Dem schwachen Haufen fehlt. Da dieser Schauplatz noch
Selbst seine Kindheit fühlt; so schont und tragt uns doch!
Laßt euch, statt unsrer Kunst, den Eifer wohlgefallen,
Und denkt; wer reden lernt, lernt allezeit erst lallen.

* * *

Die Kunst, glücklich zu seyn.

Ein Freund des Spottens seyn, und doch nicht Feinde haben;
Gern einsam in sich gehn, doch nicht sich selbst begraben;
Im Lieben voller Glut, und dennoch ohne Pein;
Im Scherz voll Munterkeit, und doch bedachtsam seyn;
Der Sorg entgegengehn, und doch sich niemals grämen;
Dem Weine günstig seyn, doch nicht sich übernehmen;
Nach Ehre sich bemühn, doch ohne Stolz und Dunst;
Dieß ist das größte Glück, und auch die größte Kunst.

An seine Großeltern
auf ihre Jubelhochzeit.
Den 11. Februar 1745.

Ihr, die ihr durch ein Fest, das man nur selten feyert,
Der längstgeführten Eh betagte Treu erneuert;
Am Altar, wo vordem der erste Bund geschehn,
Die zweyte Hochzeit macht, die Söhn und Enkel sehn;
Den Segen, welcher euch den reichsten Stamm gegeben,
Vor Zeugen wiederholt, die durch denselben leben,
Und seit der Himmel euch zum erstenmal vermählt,
Von hundert Jahren schon die volle Hälfte zählt!
Wie süße muß es seyn, ein frohes Angedenken
Auf der verfloßnen Zeit noch dauernd Glücke lenken,
Und hinter sich zurück in alter Zeiten Nacht
Viel tausend Tage sehn, die man vergnügt vollbracht,
Und voll Zufriedenheit, wohin das Auge blicket,
Viel finden, das euch ehrt, nichts finden, das euch drücket.

Nicht stets ist, wie bey euch, das Alter wünschenswerth.
Viel tragen es zur Last, die es zum Glück begehrt.
Wenn den verfallnen Leib, der erst sich selbst entkräftet,
Die Schwachheit stets verfolgt, und an das Lager heftet;
Der waffenlose Mund, der leis und heiser spricht,
Ein schwer erworbnes Brod nicht ohne Müh zerbricht;
Die Sinnen fühllos sind, die Seele schwächer denket;
Wenn den gebeugten Greis der Freunde Sterben kränket,
Der wie ein dürrer Baum von Zweigen ledig steht,
Und dann von seinem Stamm am letzten untergeht;

Wenn

Wenn man durch ein Geschick, das uns zu schlagen strebet,
Verstand und Glück und Ruhm und sich selbst überlebet;
Und noch dazu voll Scham und nagenden Verdruß
Was man als jung gethan, als alt bereuen muß:
Da wünschet man, kein Schnee möcht unser Haar entfärben,
Man seufzet nach der Gruft, und glaubt zu spät zu sterben.

Das Alter für sich selbst bringt nicht Beschwerlichkeit.
Viel kömmt vom Glück und uns, das mindste von der Zeit.
Ein Leib, der wenig braucht, und nicht mehr wünscht als brauchet;
Aus dem der Ueberfluß der Hitze schon verrauchet,
Wo ein gelindes Blut in schlaffen Adern fließt,
Das sich durch keinen Sturm der Neigungen ergießt;
Wo schwacher Sehnen Zug die Glieder so beweget,
Wie sichs zum Geiste schickt, der langsam überleget,
Der Säfte Trockenheit, der Nerven schwächre Kraft;
Dieß und nichts weiter ist des Alters Eigenschaft.
Bey diesen übersieht ein Geist, der viel erfahren,
Den fruchtbaren Begrif von viel verfloßnen Jahren;
Vergleicht die alte Zeit und was vordem geschehn,
Mit einer neuern Welt, die er erwachsen sehn.
Er zeigt durch Warnungen, die zur Erhaltung zielen,
Den Kindern die Gefahr, dadurch die Väter fielen.
Und freut sich über das, was er durch Werk und Rath
In vieler Jahre Reih der Welt zum Besten that.

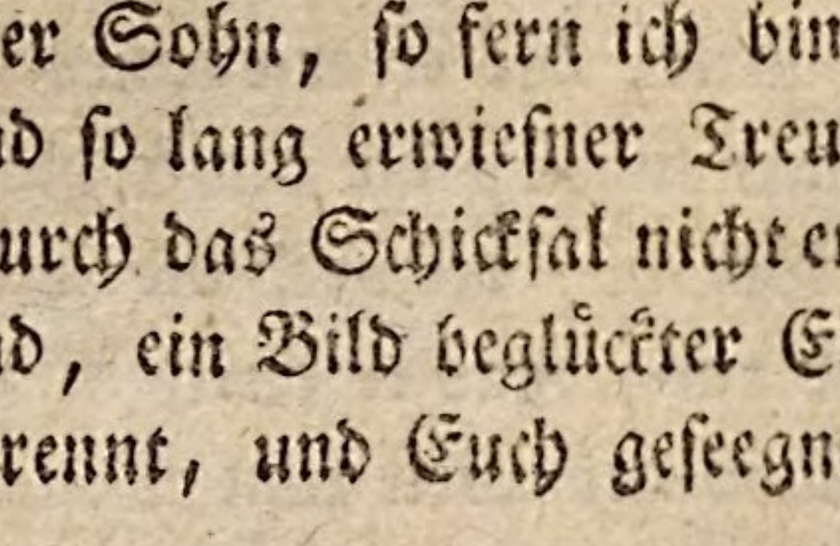
Wenn kein Vergnügen ist, so dieses übersteiget,
Das unser Herz uns giebt und aus sich selbst erzeuget,
Da man der Schärfe nach, das Urtheil sprechen kann,
Man lebe nicht umsonst, und habe wohl gethan;
Da man den eignen Werth aus festen Gründen schließet,
Die schon entflohne Zeit des Lebens noch genießet,
Und sich, wie GOTT, erfreut; dem was er thut, gefällt:
So ist ein solcher Geist der glücklichste der Welt!

Ein Leid das künftig ist, gebiert nur Qvaal und Schrecken;
Ein überstandnes Leid kann nichts als Lust erwecken.
Was in der Jugend uns, als fern und schrecklich, qvält,
Wird in dem Alter schon zum Zeitvertreib erzählt.

Gesetzt, daß das Geschick in so viel tausend Tagen
Von vielen Kindern läßt ein Theil zu Grabe tragen;
Wenn man bey dem Verlust nur Tröster übrig hat,
Ist oft ein einzig Kind an vieler Kinder statt.

Durch Söhne, die der Welt mit Ruhm und Eifer dienen,
Sich selbst verewigt sehn, und als von neuem grünen;
Und wißen, daß ein Mann, dem ieder Beyfall giebt,
Uns für sein Leben dankt, und uns als Vater liebt;
Ist nur der spätsten Zeit des Lebens vorbehalten.
So mannigfaltig Glück vergnüget noch die Alten!

Ein solches Alter hat der Himmel euch beschert,
Der Eurer Tage Zahl zu unsrer Freude mehrt,
Und durch den seltnen Tag, der eure Eh verneuet,
Mich, Eurer Tochter Sohn, so fern ich bin, erfreuet.
Es reiße dieses Band so lang erwiesner Treu
Noch lange Jahre durch das Schicksal nicht entzwey!
Und laße diesen Bund, ein Bild beglückter Ehen,
Vergnügt und ungetrennt, und Euch gesegnet stehen!



Ein

Ein dramatisches Gedicht
auf die
zweyte Eheverbindung eines Wittwers.

Die Personen.

Die Freude. Die Liebe. Die Traurigkeit.

1 7 4 1.

Die Freude.

O Liebe! sag es frey, du bist mir nicht gewogen,
Und hast die Traurigkeit der Freude vorgezogen.
Ich höre stets von dir, Vergnügen sey dein Zweck,
Und dennoch bleibst du stets von meiner Schwelle weg.
So sagt ein Buhler oft, nach schon verloschnem Triebe,
Zu seiner Herscherin, ein frostiges: Ich liebe;
Der dennoch, wo er kann, aus ihren Augen flieht,
Und, sieht er ja sie einst, sie nur gezwungen sieht:
Wie du dich zärtlich stellst, mich deine Freundin heißest,
Doch selten zu mir kömmst, und oft dich mir entreißest.
Die Traurigkeit, dieß Weib, das immer seufzt und weint,
Und mir dein Herz entführt, geht stets mit dir vereint.
Ich wünsche nur, sie mag, zum Anfang beßrer Zeiten,
Mit ihren Klagen dich bald aus der Welt begleiten.

Die Liebe.

Du hast es oft gehört, und hörst es itzt von mir.
Entflieh ich aus der Welt, so flieht ein Theil von dir.
Du, Freude, bist mein Ziel, mein Hoffen, mein Bestreben.
Und niemals ruh ich eh, bis wir verbunden leben.

Die Freude.

Ich lache, daß die Welt ganz andern Sinnes ist,
Und nach der Traurigkeit der Liebe Regung mißt.

Wen hat wohl, wenn er scherzt, und sich um nichts betrübet,
Der Vorwurf roth gemacht: Du bist gewiß verliebet?
Doch wenn auf einer Stirn ein tiefes Trauern schwebt,
Und den verwirrten Blick nicht Huld, nicht Lust belebt,
Die Rede schläfrig stockt, die Wangen Blösse decket;
Gleich schließt man, daß dein Pfeil ihm tief im Herzen stecket.
Man lacht, man höhnet ihn: und jeder ruft ihm zu:
Ach Aermster, du bist krank! wo nicht, so liebest du.
Und doch versprichst du mich noch immer allen denen,
Die dir gehorsam sind, und lieferst sie den Thränen.

Die Traurigkeit.

Du zürnst? ——— Dieß fehlte noch zur Fülle meiner Pein.
Ich bin der Welt verhaßt; und soll beneidet seyn?
Ach, wohnt ich wenigstens auf allen solchen Stirnen,
Und wär ich, was du sagst; so möchtest du noch zürnen.
Doch der verliebte Blick, der trüb und schläfrig irrt,
Stammt nicht von Traurigkeit, er wird von Lust verwirrt,
Auf Wangen ohne Roth, und in betrübten Zügen
Malt sich bey Liebenden ein inneres Vergnügen.
Aus einer Brust, die liebt, bist du nie ganz verdrängt,
Und herrsch ich ja daselbst? so herrsch ich nur vermengt.
Undankbare! wenn ich die Liebe ja begleitet,
Hab ich, als Führerin, sie nur zu dir geleitet.
Wie manche Stirn dankt mir die Lust, die sie umzirkt!
Und deine Regungen hab ich oft selbst gewirkt.

Die Freude.

So hör ich dann, nur dir bin ich das meine schuldig;
Und statt der Dankbarkeit, mach ich dich ungeduldig.
Ohnfehlbar hast du so den Herzen Lust gebracht,
Wie Tadel Lob gebiert, und Neid berühmter macht!
Daß die, die dich gefühlt, sodann mich göttlich nannten,
Und daß ich mehr gefiel, je mehr sie dich erkannten.
Ich will dir dankbar seyn, so bald der Dunkelheit
Das Licht verdanken wird, daß es die Welt erfreut.

Die Liebe.

Ach, Freude! spotte nicht den zarten Schmerz der Seelen!
Wie Trauern zu dir führt, kann ich dir leicht erzählen.
Ein Mensch voll Artigkeit von meiner Diener Schaar,
Und dessen heißer Wunsch die Gunst der Schönsten war,
Bat, ihre schöne Hand im Handschuh zu berühren,
Um die Vergünstigung, zur Oper sie zu führen.
Da, sprach er, da entzückt der hellsten Lichter Zahl,
Ein Schauplatz voller Kunst, und ein fast güldner Saal.
Die Schöne kömmt ins Thor, und tritt in finstre Gänge,
Es schreckt des Volks Geräusch, es drücket ihr Gedränge,
Es stutzt der Schönen Fuß, und scheut sich vor dem Ort,
Und will nicht weiter gehn; er aber zieht sie fort,
Bis endlich, auf den Gang voll Furcht und Finsternissen,
Glanz, Zierrath und Musik den Irrthum ihr entrissen.
So ist der erste Weg der angeflammten Brust
Mit trüber Furcht umringt; der Ausgang voller Lust.
Das Antlitz ist umwölkt, indem wir noch verlangen;
Und es wird aufgeklärt durch Küssen und Umfangen.
O Freude! deinem Schutz empfehl ich itzt ein Paar,
Von dem der Bräutigam des Trauerns Opfer war;
Nicht solches Trauerns bloß, das in verliebten Herzen
Sich mit dem Hoffen mischt; nicht angenehmer Schmerzen.
Der Schmerz, der Ihn betraf, war tödlicher, als der;
Und stammte vom Verlust, nicht vom Verlangen her,
Weil ihn ein hartes Glück, das ich bejammern müssen,
Durch Trennung seiner Eh, aus deinem Schoos gerissen.
Nun flecht ich ihn aufs neu in ein vergnügtes Band;
Du, Freude, beut, wie erst, ihm wiederum die Hand.

Die Freude.

Hier ist sie! Führe mich zu dem beglückten Paare!
Da will ich wohnhaft seyn, bis in die fernsten Jahre.
Was Freude schenken kann, das will ich ihm verleihn;
Und du, o Traurigkeit, sollst weit entfernet seyn.

Scherzgedicht
an einen Vater,
der seine beiden Töchter zugleich verheirathete,
im Namen
eines aufgeweckten alten Mannes.

So, Cleon, versorge die Töchter zu Paaren,
Und beide zusammen, und keine zuletzt!
Was nützt es, auf zweymal die Freude zu sparen,
Die besser auf Einmal und doppelt ergötzt?
Von einzelnen Bechern wird niemand leicht wanken.
Von einzelner Freude wird niemand sehr froh.
Ich sag es: Ihr Väter, folgt Cleons Gedanken!
Wer Töchter versorget, versorge sie so!

Sieh beide mit ähnlicher Sittsamkeit prangen,
Und beide mit ähnlicher Sehnsucht erfüllt!
Der einen Erröthen, der einen Verlangen
Zeigt gleichsam im Spiegel der andern ihr Bild.
Sieh, wie sie sich ihren Geliebten ergeben!
Wie sehnlich nach jeder ihr Bräutigam blickt.
So waren wir alle; so machten wirs eben,
Und wurden vom Himmel mit Töchtern beglückt.

Was reizet nun besser? Was soll man beneiden?
Sinds Haare wie Kohlen und Blicke voll Glut?
Sinds Haare, die dennoch den Puder noch leiden,
Und Augen, wo sanfte Gelindigkeit ruht?

Du Damis, du preisest das erste vor allen;
Du fühlst dich von blitzenden Augen entbrannt.
Cleanth, dir wird besser das andre gefallen.
Dein Herz hat dir freundliches Lächeln entwandt.

Wie küßt es sich besser? Auf, laßt es uns wissen!
Ists, wenn man zur Schönen sich niedriger bückt?
Ists, wenn man nicht tiefer, nicht höher, darf küssen,
Und Gleiches an Gleiches die Lippen gedrückt?
Dir, Damis, wird besser das erste gefallen.
Geschickliche Kürze läßt artig und schön.
Cleanthes, du preisest das andre vor allen,
Wenn Lippen und Lippen gleich gegen sich stehn.

Ihr beide seyd artig und streitet zusammen!
Ihr Schwestern, ihr streitet und sieget doch nicht.
Ihr streitet an Tugend; ihr streitet an Flammen;
Und keine hat etwas, das jener gebricht.
So könnt ihr einander die Herzen vertrauen,
Da jede von sich auf die andere schließt;
Zusammen als Jungfern, zusammen als Frauen,
Zusammen geliebet gescherzet, geküßt.

Uebersetzung der ersten Ekloge des Virgil.

1740.

Meliböus. Tityrus.

Meliböus.

Hier liegst du, Tityrus, beschirmt von dichten Buchen,
Und kannst auf deinem Rohr ein reizend Lied versuchen.
Wir lassen diese Trift, den werthen Aufenthalt,
Wir fliehn das Vaterland. Indeß füllst du den Wald
Von Amaryllis an, und strekst dich in dem Schatten.

Tityrus.

Ein Gott, o Melibö, kömmt meiner Ruh zu statten.
Als Gott verehr ich ihn, und oft soll sein Altar
Von Lämmern blutig seyn aus meiner Schafe Schaar.
Er giebt, daß, wie du siehst, das Rind im Grase springet,
Und mein vergnügtes Rohr von süßen Liedern klinget.

Meliböus.

Diß wundert mich. Denn sonst herscht hier nur Ungemach.
Mich rührt kein Neid. Doch sieh! Ich treibe matt und schwach
Die Ziegen aus der Flur. Kaum folgt noch die der Heerde,
Die in den Hecken erst auf Stein und bloßer Erde,
Des Hirten ganzen Trost, zwo Ziegen warf und ließ.
O Unglück! das uns längst der Himmel merken hieß,

Wenn

Wenn er die Eichen traf, das, wenn wirs hören wollten,
Uns auf dem linken Baum die Krähen sagen sollten.
Doch nenne mir den Gott, der dich beschützet hat.

Tityrus.

Wie thöricht glaubt ich sonst, Rom sey so eine Stadt,
Die etwan unsrer gleicht, wohin wir Schäfer pflagen
Der Schafe junge Zucht zur Schlachtbank oft zu tragen.
So pflegt ein Lamm, ein Kalb, den Müttern gleich zu seyn.
So schloß ich sonst, und so verglich ich groß und klein,
Da sie vor andern doch ihr prächtig Haupt erhöhet,
Wie ein Cypressenbaum, der unter Sträuchern stehet.

Meliböus.

Was aber trieb dich denn zu Roms Palästen hin?

Tityrus.

Die Freyheit, die zwar spät, da ich fast kraftlos bin,
Und mir vom Kinne schon manch graues Haar genommen,
Doch zeitgenug erscheint, so spät sie auch gekommen;
Seit statt der Galathee ich Amaryllen fand.
Denn freylich durft ich sonst, als mich noch jene band,
Nicht hoffen, frey zu seyn, nicht denken, reich zu werden;
Ward gleich der Altar stets versorgt aus meinen Heerden,
Weil mich die karge Stadt, die meine Käse pries,
Doch nie mit schwerer Hand nach Hause kehren ließ.

Meliböus.

War, Amaryllis, dieß der Grund von deinem Flehen?
Drum ließest du dein Obst unabgebrochen stehen.
Dein Tityrus war weg. Dich rief der laute Wald,
Dich riefen Brunn und Busch: komm, Tityrus! komm bald!

Tityrus.

Was kann man thun, wenn uns der Knechtschaft Fessel binden?
Konnt ich wohl anderswo so holde Götter finden?

Hier sah ich diesen Held, dem bey uns jedes Jahr
Des Altars Glut und Rauch zwölf Tage heilig war.
Hier hat er auf mein Flehn mir den Bescheid gegeben:
Geht! weidet! pflügt das Feld! fahrt fort in Ruh zu leben!

Meliböus.

Beglückter Greis! So bleibt dein Feld in Ruhe dein.
Dir ist es groß genug, deckt es gleich nackter Stein,
Und herrscht gleich feuchter Schilf auf den beschlammten Auen.
Du darfst kein schwangres Schaf der neuen Trift vertrauen,
Nicht von des Nachbars Vieh ein fressend Uebel scheun.
Beglückter Greis, du wirst am Ufer mit Erfreun,
Bey dem bekannten Quell, der Schatten Schutz geniessen,
Hier wird des Nachbars Gut, wie vor, ein Zaun beschliessen,
Von dem der Birnen Heer, das an den Weiden liegt,
Mit leisem Murmeln dich in sanften Schlummer wiegt.
Bey freudigem Gesang wird dort ein Winzer blatten.*
Indeß girrt, deine Zucht, die Taube nach dem Gatten,
Die Turteltaube seufzt vom hohen Ulmenbaum.

Tityrus.

So fliehe denn der Hirsch eh durch des Himmels Raum;
Die Fluth laß eh den Fisch verschmachtend an dem Strande;
Der Parth und Deutsche geh, daß mit vertauschtem Lande
Der Arar jenen tränkt, der Tygris den erfrischt;
Eh dieses werthe Bild in meiner Brust erlischt.

Meliböus.

Wir aber werden theils der Mohren durstge Zonen,
Theils des Oaxes Strand, theils Scythien bewohnen,
Theils,

* Blatten ist, wenigstens in Meißen, das eigentliche Wort im Weinbaue, wenn man die überflüßigen Blätter abbricht, damit die Trauben beßer reifen können. Im Lateinischen:

Hinc alta sub rupe canet *frondator* ad auras.

So erklärt auch Servius Frondator, welcher bey dieser Stelle des Virgil noch zwo andre Bedeutungen deßelben Wortes anzeiget.

Theils, von der Welt getrennt, bey jenen Britten seyn.
Ach, werd ich auch wohl je, nach vieler Tage Schein,
Dieß arme Strohdach sehn, mein altes Reich erblicken,
Voll Hofnung mich erfreun, wenn sich die Aehren bücken?
So erbt diß schöne Feld ein trotziger Soldat?
So erndt, grausamer Krieg! ein Barbar meine Saat.
Nun pflanze gutes Obst, und senke deine Reben!
Dein Fleiß, o Melibö, muß andern Früchte geben.
Geht, meine Ziegen, geht; du vor beglücktes Heer!
Im Grünen ausgestreckt, werd ich hinfort nicht mehr
Euch an den Felsen sehn in dichten Hecken klettern.
Des Hirten Lied verstummt. Der euch zu Weidenblättern
Und bitterm Klee geführt, der weidet nicht mehr hier.

Tityrus.

Geneuß doch diese Nacht der Ruhe noch bey mir.
Mein Bett ist grünes Laub. Du wirst nebst guten Nüssen
Und Aepfeln voller Saft den Käse loben müßen.
Sieh an, wie schon der Rauch der Häuser Gipfel deckt;
Wie lang sich durch das Feld der Berge Schatten streckt.

Ekloge.

Ekloge.

Corinne. Sylvius.

Corinne.

Nun sage, Sylvius, was noch zu fürchten sey.
Der Väter Haß ist aus. Uns steht zu lieben frey.

Sylvius.

Ach, laß doch erstlich zu, daß sich mein Geist besinne.
Mein Herz wird allzuschnell des schönsten Glückes inne.
Die Last ist nun hinweg, dergleichen Sisyphus
In jener Schreckenskluft kaum schwerer wälzen muß.
Nun wird dein Anblick mir ein stetes Labsal gönnen.

Corinne.

Als meines Lebens Glück soll alle Welt dich kennen.

Sylvius.

Hier mach ich unsern Bund vor allen Göttern neu.

Corinne.

Vor ihrem Angesicht schwör ich dir meine Treu.

Sylvius.

Doch, Schönste, laß im Glück uns unsre Glut behalten!
Laß, da der Kummer weicht, die Liebe nicht erkalten.

Corinne.

Wie so?

Sylvius.

Sylvius.

Was man besitzt, das hält man selten werth.
Der Früchte Menge macht, daß man sie nicht begehrt.
Die Blumen liebt man nur in fremden Jahreszeiten.
Der Liebe größter Sporn sind ihre Schwierigkeiten.

Corinne.

Wie schlecht verbindet mich das, was du von mir denkst.
Vertreib die stete Furcht, mit welcher du dich kränkst.
Geh, schmücke dich vielmehr zum Feste, das man feyert,
Den Frieden zu begehn, der sich bey uns erneuert.

Sylvius.

Man spricht so viel vom Ball, als man noch niemals sprach.

Corinne.

Hier thut es Licoris dem schnellsten Winde nach;

Sylvius.

Der oft ihr Kleid erwischt, wo sich ihr Knie verstecket,
Und uns das weiße Knie verrätherisch entdecket.

Corinne.

Da tanzet Jole; Aglaura schwänkt sich da.

Sylvius.

Da zeigt den kleinen Fuß die schlanke Myrrhina.

Corinne.

Und Stärk und Leichtigkeit wird einen Streit entzünden,
Ob Acis, ob Camert, und Aegon überwinden.

Sylvius.

Dieß Schauspiel nehme nur die andern Schäfer ein;
Mein schönstes Augenmerk sollst du Corinne seyn.

Corinne.

Nun geh! Nun mußt du dich geputzt zu seyn bemühen;
Du mußt an deiner Brust das Kleid viel glätter ziehen;

Du mußt zum Brunnen gehn. Daselbst bespiegle dich;
Besieh dein flatternd Haar, und leg es ordentlich.
Geh! mache, Sylvius, daß jeder heut erzählet;
Der Schäfer sey doch schön, den ich mir auserwählet.

Sylvius.

Zum Zierrath such ich nichts, als Redlichkeit und Treu.
Nur, wer mein Herze kennt, weis, wie geschmückt ich sey.
Ja laß den schönen Blick nur in mein Herze gehen.
Da kannst du Zärtlichkeit und Treu und Ehrfurcht sehen.
Ihr Schönen, gebt nur zu, wer mehr von uns begehrt,
Nein, der versteht noch nicht der wahren Schönheit Werth. *

* Diese Ekloge, wo man ihr anders wegen der hervorscheinenden fast unarkadischen Eitelkeit in dem Charakter der Corinna den Namen nicht absprechen will, ist in einem ganz besondern Tone geschrieben. Die Veranlassung derselben ist mir unbekannt.

Elegie.

Elegie.

Ihr Mittel, die ihr sonst zu längerm Leben führet,
Und bey vergnügter Zeit ein graues Haar versprecht!
Du Leben, wo die Ruh bey edler Lust regieret,
Und Sorg und Unruh nicht der Glieder Kräfte schwächt!
Gesunder Aufenthalt! Du reine Luft der Felder,
Die stets der freye Wind vom Gift der Seuchen fegt!
Du königliche Lust, wenn durch die grünen Wälder
Die angenehme Jagd den muntern Leib bewegt!
Vergnügen voll Bestand, das kein Verdruß verdränget!
Vortheile, die das Glück dem stillen Lande gönnt!
Die ihr die Lebenszeit versüßt und auch verlänget,
Das Alter wünschen heißt, und selbst gewähren könnt!
Ach warum konntet ihr nicht Damons Tage mehren?
Er welket vor der Zeit, und ihr seyd ohne Kraft!
Was hilfts, daß seinen Lauf nicht Qual und Unglück stören?
Man wird auch aus dem Schoos der Ruhe hingeraft.
Ach! soll denn kein Genuß den edlen Eifer lohnen,
Mit welchem sich sein Fleiß sein Landgut schön gemacht?
Er baut ein stolzes Schloß, das andre nun bewohnen,
Sein Bau steigt schnell empor und bleibt doch unvollbracht.
Wer wird wohl künftighin der Häuser Grundstein legen,
Wenn auch die jüngste Hand nicht für sich selber baut?
Wer ist, der Bäume pflanzt? Wer wird der Gärten pflegen,
Wenn man sich ihrer Frucht nicht zu genießen traut? — —
Doch warum wünschen wir ihm länger zu genießen,
Was er doch itzt nicht mehr für Glück und Freude hält?
Ein aufgelößter Geist pflegt nicht, wie wir, zu schließen.
Was uns, als Freude, scheint, ist Noth in jener Welt.
Nach dem, was unter uns die Weisen selbst beneiden,
Lenkt doch kein Seliger voll Sehnsucht einen Blick.
Und niemand wünschet noch im Schooße jener Freuden
Der Erde reinste Lust und allergrößtes Glück.

Elegie

auf den Tod seiner Schwiegermutter.

Er kömmt nunmehr, der Schmerz, den ich vorausgesehen,
Und wider den ich längst den Himmel angeruft.
Der Schlag, den ich gefurcht, ist leider nun geschehen,
Der Mutter theurer Rest füllt eine Todtengruft.
Wie wenig hilft es doch, ein Leid vorher zu wissen!
Der liebsten Freunde Tod kömmt besser unverhoft.
Ein Freund, der plötzlich fällt, wird Einmal uns entrissen;
Wer lange Krankheit fühlt, stirbt und betrübt uns oft.
So lange sah ich dich zur letzten Stunde nahen;
So lange sah ich dich zum Sterben schon bereit.
Doch sind die Augen itzt, die dieß so lange sahen,
Darum nicht weniger voll Thränen und voll Leid.
Mich schreckt mein eignes Haus; hier weinen meine Kinder;
Dort seufzt mein treues Weib, das mir Dein Fleiß erzog.
Mein Gram war längst gewiß, und ist drum nicht gelinder.
Ich fühl ihn desto mehr, weil ich ihn längst erwog.

Erzählungen.

Vorbericht.

Bey diesen wenigen Erzählungen, die schon vorhin in verschiedenen Sammlungen gedruckt sind, finde ich nichts besonders zu errinnern. Da sie hier zum ersten male beysammen, und unter seinem Namen erscheinen, so wird man nun am besten sein Talent in dieser Gattung, davon er doch so wenige Proben hinterlaßen, beurtheilen können. Blos bey dem eingebildeten Baumeister habe ich anzumerken, daß diese Erzählung zu einer Zeit, und zum Theil in einerley Absicht, mit dem Lustspiele die Pracht von Landheim, geschrieben worden. Es ward damals das Natürliche in den Schauspielen, und selbst in dem Aeußerlichen derselben, mit einem übelverstandnem Eifer behauptet. Die Fabel zeigt das Lächerliche der eingebildeten Regelgeber, die sehr bald mit ihren Machtsprüchen fertig sind, ohne alle Umstände, die bey der Anwendung vorkommen, und nöthige Ausnahmen von den Regeln verursachen, in Erwägung zu ziehen.

Der

Der
Ehestand.

Ein Mann trug eine Last, und zürnte, daß die Schwere
Bey Dingen unsrer Welt ein nöthig Uebel wäre.
Sein Rücken seufzte schon: wer wird mich wohl befreyn?
Und wünschte wenigstens die Hälfte los zu seyn.
Er sah ein Mädchen gehn; dieß zürnte, daß im Wege
So manches Hinderniß der zarten Füße läge.
Ihr nahet sich der Mann, und grüßet sie gebückt,
Halb, weil sie ihm gefällt, halb, weil die Bürde drückt.
Noch eh er kömmt, war schon sein Blick vorausgegangen.
Er schweigt, und doch erräth die Schöne sein Verlangen.
Er bittet sie zuletzt: Wo du Erbarmen hast,
So theile, schönes Kind, des müden Rückens Last!
Großmüthig spricht sie drauf, und scheint sich doch zu schämen:
Ja, ganz will ich die Last von deinen Schultern nehmen!

Was kaum der Mund versprach, erfüllte schon die Hand,
Die frölich seine Last auf ihren Rücken band.
Dieß war der Augenblick, der einzige von allen,
Der ihn erleichtert hat, und der ihm wohlgefallen.
Nun, sprach sie, bitt ich Eins, nachdem ich dieß gethan:
Du siehst, mein Fuß ist zart, und stößt sich leichtlich an.
Ich fürchte, sollt ich ihn auf spitze Steine setzen,
So würde mich der Weg ermüden und verletzen.
Ich trage deine Last; zum Lohne trage mich!

Sie spricht; der Mann verstummt. Sie eilt und schwinget sich
Um seinen Hals herum. Und so muß er zwo Plagen,
Die unbelebte Last, und die belebte, tragen. —
Was hilfts ihm, wenn er seufzt? — Sie spricht: Es kann nicht seyn!

Ich trage deine Last, und trage sie allein.
Mich drückt sie, und nicht dich. — Hier prüfet euren Rücken,
Ihr, die ihr Weiber nehmt, wenn euch die Sorgen drücken!

Der

Der junge Citronat.

Aus zu unerfahrnem Sehnen
Thun zuweilen junge Schönen,
Was ein junger Citronat,
Den noch, bis die Sonne hitzte,
Ein getreues Glashaus schützte,
Aus zu frühem Vorwitz that.

Halt mich doch nicht mehr gefangen!
Rief dieß Bäumchen voll Verlangen,
Als es kaum den Frühling fühlt.
Sieh doch, Gärtner, wie beflißen,
Wie begierig mich zu küßen,
Zephir um die Fenster spielt!

Jener Lorber prangt im Freyen;
Und es wird ihn nicht gereuen.
Sieh! wie stolz erhebt er sich!
Warum willst du mich verhehlen?
Denn er hat doch, recht zu zählen,
Kaum vier Jahre mehr, als ich.

Endlich muß der Gärtner hören.
Unter Warnen und Verwehren
Wagts der junge Citronat;
Der nun aus des Glases Decken,
Zephirs linden Kuß zu schmecken,
An die freyen Lüfte trat.

Zephirs unbeständig Lieben
Folgte nicht stets gleichen Trieben.

Er entwich die erste Nacht.
Und das junge Grün der Aeste
Schwärzte sich durch harte Fröste,
Die der Winter nachgebracht.

Da die Zweige sich entfärben,
Die gerollten Blätter sterben,
Seufzt voll Grams der junge Baum:
Schützte mich doch itzt die Hütte,
Deren Zwang ich ungern litte,
Noch in ihrem sichern Raum!

Endlich, als die Zeiten schwinden,
Und von den erwärmten Winden
Man sich mehr Bestand versprach;
Kamen dieses Baums Gesellen,
Sich an freye Luft zu stellen,
Aus dem warmen Hause nach.

O, wie ist mein Schmuck vergangen!
Rief der Baum, als er das Prangen
Ihres grünen Haupts erblickt.
Hätt ich, da ich warten sollen,
Nicht zu früh beglückt seyn wollen;
O so wär ich itzt beglückt!

So hat manche schon geklaget,
Die vor Ungeduld gezaget,
Als sie sechzehn Sommer sah;
Daß, der Eitelkeit zum Schmerze,
Noch nicht auf ihr ofnes Herze
Ein gewünschter Sturm geschah.

Jeannette.

So wie das alte Sprüchwort heißet,
Ist das nicht alles Gold, was gleißet.
Oft rühret eines Dinges Werth
Von deßen Thorheit, ders begehrt.
Oft pfleget sich in Reifenröcken
Verrufne Schönheit zu verstecken;
Und oft bezahlt der Reichen Gold,
Was niemand mehr umsonst gewollt.

Ein Crösus, der in Sultans Landen
Viel Würze, keinen Witz erstanden,
(Denn diesen achtet er nicht sehr;
Verzinst sich doch der Pfeffer mehr!)
Sah die betrügliche Jeannette,
Und seufzte, wenn ich sie nur hätte!
Und wünschte, könnt es nur geschehn,
Den Seufzer auch erfüllt zu sehn.

Sie wußte mit bescheidnen Blicken
Die besten Kenner zu berücken.
Die Unschuld, die sie längst verschwur,
War doch durch Güte der Natur,
Da sie sie aus der Brust vertrieben,
Auf ihren Wangen sitzen blieben.

Die Reizung nahm den Kaufmann ein.
Die Waare schien ihm gut zu seyn.
Jedoch er war in diesen Waaren
Nicht so, wie im Caffee, erfahren.

Drum sprach er: Funfzig Louis d'or
Gehn einem solchen Glück nicht vor.
Er gieng, sie richtig abzuzählen,
Und wog sie erst, um recht zu wählen.
Auch leichte, dacht er, gelten hier,
Denn Mädchen sind nicht so, wie wir.

Er trug des Goldes schweren Haufen
Zur Schönen, einen Schatz zu kaufen,
Den Sparta, das doch weise hieß.
Sonst seinen Knechten überließ.
Doch wußt er auch; die Art zu geben
Giebt den Geschenken Werth und Leben.
Drum hub er, als ein Freyersmann,
Halb zitternd und recht ehrbar an:
„Mein schönes Kind, darf ich es wagen,
„Was dich erzürnen wird, zu sagen?
„Dein Blick, der Feuer bey sich führt,
„Ertödtet mich, da er mich rührt.

Hier faßt er Herz durch ihre Blicke.
Die eine Hand eilt nach der Ficke,
Und ziehet schon das Gold hervor,
Die andre steigt zum Kinn empor.
„Könnt ich an einem sichern Orte
„Für baares Geld und gute Worte = = = ?
Hier fällt Jeannette hurtig ein:
„Beliebt euch, mir zwey Mark zu leihn?
„Zwey Mark! = ruft dieser, ganz beschämet.
„Ja seht, hier sind sie! Nehmt nur, nehmet!
„Ich dank euch sehr für den Bericht.
„Lebt wohl! — So wohlfeil kauf ich nicht.

Der eingebildete Baumeister.

Ein Schüler Sturms fieng an zu pfuschen,
Und baute Schlösser aufs Papier.
Schnell stund durch Lineal und Tuschen
Ein Thurm, trutz dem von Babel hier.
Und wenns nur auf dem Reißbret stund:
So fragt er nicht: Hält auch der Grund?

Kommt, sprach er, kommt ihr Zimmerleute!
Kommt, Meister Maurer! Lernet baun!
So spannt man Bogen in die Weite;
Und darf den Pfeilern sicher traun.
So wird ein Bau natürlich schön,
Und kann zum Schmuck der Nachwelt stehn.

Hier schauet in metallnen Bildern
Die Pracht erhabner Arbeit an!
So lebhaft die Natur zu schildern,
Beschämt die Säule des Trajan.
Seht, wie noch auf des Thurmes Höh
Ein kühner Obeliskus steh!

Der Maurer stampfte mit der Elle.
Geduld und Zunge riß ihm aus.
Herr, sprach er; nehmt doch selbst die Kelle,
Und baut erst nur ein kleines Haus!

Ich wette, Haus und Holz und Stein
Fällt über euerm Nacken ein.

Hört! in die Luft baut Ihr nicht Schlösser!
Wenn Ihr sie noch so zierlich reißt;
So wird der Platz dadurch nichts beßer!
Lernt erst was Grund und Haltung heißt!
Der Zimmermeister sprach dabey:
Sorgt, daß kein Sparren übrig sey.

Wie? sprach der Baukunst stolzer Meister,
Ihr, Zimmermann und Maurer wißt!
Ihr seyd blos unterworfne Geister,
Die ihr nach uns euch richten müßt.
Wir geben Regeln, aber ihr
Seyd nur, sie zu erfüllen hier.

Ey, rief man; Macht erst euch Gesetze,
Eh ihr mit uns von Regeln sprecht!
Erwägt den Platz, des Bauherrn Schätze,
Und überlegt die Sache recht!
Kann es, wie Ihrs befehlt, geschehn,
Dann sollt Ihr auch Gehorsam sehn.

Wollt ihr der Fabel Deutung wissen,
So denkt; die Künste sind verwandt.
Man kann aus dem auf andre schließen,
Was man in einer wahr befand.
Laßt nur das Schloß ein Schauspiel seyn;
Fällt hier kein Kritikus euch ein?

Den.

Vorbericht.

In einer der folgenden Oden, nehmlich der an den Herrn Professor Gellert, spricht der Verfasser so von sich selbst:

Hat der Tag, da ich, zu Klagen,
Den Cothurn zuerst getragen,
Meine Sayten ganz verstimmt?

und weiter von der lyrischen Dichtkunst:

Ach sie flieht! und mit ihr fliehet
Dieser Trieb, der in mir glühet,
Und dem Liede Lob verspricht.

Dieses Geständniß, nebst dem Fleiße, den er auf andre Gattungen gewendet, kann man als eine Vorklage, und als eine nicht ungültige Entschuldigung ansehen, wenn in diesen Gedichten mehr Unvollkommenheiten bey ihm gefunden werden, als in seinen übrigen. Er ist auch bey seinem Leben wenig als lyrischer Dichter bekannt geworden.

Von

Von den hier gesammelten Oden stehen blos der Misbrauch der Dichtkunst und der Tempel des Glücks in den Belustigungen, und die beiden an Chloris in den Beyträgen, und zwar alle ohne seinen Namen. Die übrigen sind entweder noch gar nicht, oder blos auf einzelnen Blättern bey den Gelegenheiten, auf die er sie verfertigt, gedruckt worden. In einigen dieser Gedichte, besonders im Tempel des Glücks, und den Oden auf den Tod des Hofraths Schlegel, des Doctors Schütze, und an den Professor Gellert wird sich hin und wieder ein gewißer Schwulst verrathen, eine Zusammenhäufung von Bildern, die nicht immer am rechten Orte stehen, die sich in einander verlaufen, oder die nur halb ausgedrückt sind. Der Verfasser war hiervon eine Zeitlang, als von pindarischen Zügen, eingenommen. Er ist aber hernach ganz davon zurückgekommen, und hat selbst diesen Zeitpunct in seiner Denkungsart die Zeit seiner Dunkelheit genannt. Doch sind auch in den benannten Gedichten, so fehlerhaft sie von dieser Seite seyn mögen, wo ich nicht etwa partheyisch urtheile, ausnehmende Schönheiten. Und die beiden Gedichte an Chloris, die in die Beyträge eingerückt worden, scheinen mir von diesem Vorwurfe völlig frey, und von einem sehr correcten Ausdrucke zu seyn. Daß er im Gegentheile, von seiner frühen Jugend an, sehr entfernt gewesen sey, das Mechanische der Ode für den Geist derselben anzusehen, zeigt die folgende nach Art gewißer großen Geister methodisch abgefaßte Ode. In Ansehung der Ode

an

an Gellert wird man sich der dabey gesetzten Jahrzahl erinnern, welche noch dem Anfange der Belustigungen vorgeht. Die Talente dieses vortreflichen Dichters versprachen schon damals, was sie gewiesen haben. Sie hatten sich aber noch nicht vorzüglich für die Erzählung und das Lehrgedichte entschieden.

Unter den Oden meines seligen Bruders ist eine einzige, die ich mich nicht entschließen kann, ganz hier abdrucken zu laßen. Es ist der Misbrauch der Dichtkunst, und sie ist im zweyten Bande der Belustigungen eingerückt.

Du Beystand schmeichlerischer Seelen,
Dich, deutsche Muse, red ich an.
Wie lange wirst du noch erzählen,
Was jeder Handwerksmann gethan?
Wie lange wird dein knechtisch Wesen
In jeder Zeile laßen lesen,
Daß du nach eitlem Lohne jagst;
Und allen, die dich nur begehren,
Auf den entheiligten Altären
Den Weyhrauch zu verschwenden wagst.

Du liegst, erniedrigt in den Ketten,
Und schmachtest nach des Glückes Gunst.
Du machst den Lastern Pfühl und Betten
Und kleidest sie mit eitlem Dunst.
Wer durch beglückten Frevel grünet,
Wer kaum ein Mensch zu seyn verdienet,

Ist dir zum Halbgott schon geschickt.
Die Ewigkeit ist dir nicht theuer,
So bald nur die verkaufte Leyer
Den Lohn in deiner Hand erblickt.

So sind die ersten beiden Strophen. Man sieht aus denselben einen jugendlichen Zorn gegen die unnütze und niedrige Geschäftigkeit der Gratulanten hervorblicken. Es ist eben der Gegenstand, von dem Caniz gesagt:

Geht wo ein Schulregent in einem Flecken ab,
Mein Gott! wie rasen nicht die Dichter um sein Grab!
Der Tod wird ausgefilzt, daß er dem theuren Leben
Nicht eine längre Frist als achzig Jahr gegeben.
Die Erde wird bewegt, im Himmel Lärm gemacht ꝛc.

und in eben dem Gedichte:

Daß großentheils die Welt in träger Lust verdirbt,
Und sich um wahren Ruhm so selten mehr bewirbt,
Ist der Poeten Schuld.

Nebst dem fehlerhaften Ausdrucke in der gegenwärtigen Ode scheint dieses ein Hauptfehler an der ganzen Einrichtung derselben zu seyn, daß drey ganz verschiedene Misbräuche der Dichtkunst nicht genug aus einander gesetzt, sondern alle gleichsam zusammengeworfen, und mit gleicher Strenge behandelt werden; nehmlich die geldbegierige, und wohl meistens unschädliche Herablaßung der gemeinen Versemacher; der Frevel, dessen auch wohl die größten Genies sich schuldig machen können, und alsdann desto strafbarer

und

und schädlicher, wider ihr besser Wissen Laster zu vergöttern; und endlich die Saumseligkeit guter Köpfe, die sich zu höhern Dingen berufen fühlen, und sich doch mit Kleinigkeiten abgeben.

An statt der übrigen Strophen dieser Ode, die man in den Belustigungen nachlesen kann, will ich ein Paar hersetzen, die sich in der Handschrift befinden, und damals im Drucke, man mag rathen, aus welchen Ursachen, weggelaßen worden.

Wirf einen Blick in Frankreichs Gränzen,
Und sieh auf jener Dichter Geist!
Sieh an, in welchem Ruhme glänzen
Die, so dir Englands Umfang weist.
Wo zeigt auf deiner Heldenbühne
Sich ein Corneill und ein Racine?
Wo siehst du einen Addison?
Wer ist in Deutschlands weiten Reichen
Mit dir, Moliere, zu vergleichen,
Und trägt das Lob der Welt davon?

Durchsuche deiner Meister Proben,
Die dir das Glück bisher gegönnt.
Wen unterfängst du dich zu loben,
Wenn man Voltair und Milton nennt?
Ermuntre deiner Söhne Saiten,
Mit diesen um den Rang zu streiten!

Dann komm und rühme deine Kunst!
Umsonst pralst du mit deiner Stärke.
Wenn deiner Dichter meiste Werke
Sind eitler Scherz und Heucheldunst.

Nicht eben die Schönheit und Stärke des Ausdrucks macht diese Strophen der Erhaltung würdig. Aber sie sind ein Zeugniß von dem frühgereinigten Geschmacke des Verfaßers. Sie beweisen, daß er schon damals nicht blindlings solchen Lehrern der Dichtkunst gefolgt ist, die auf den Milton schimpften. Sie dienen zur Erklärung des obenstehenden Schreibens über den Herrn Mauvillon an den Professor Gottsched, welches jünger ist, als diese Ode; worüber er doch in den Zürchischen Streitschriften, als unter andern im II. Bande p. 35. gleichsam als ein Verächter guter ausländischer Schriftsteller angegriffen worden. Wenn er nehmlich gegen einen Buhurischen Anfall den deutschen Witz vertheidigte, so hat er damit nicht eben auf den Witz der meisten damals gepriesenen Poeten gesehn, sondern die Fähigkeit seiner Nation überhaupt, und das Daseyn witziger Köpfe in derselben gemeynt.

Ode

Ode
nach Art gewißer großen Geister methodisch abgefaßt.

Auf den Geburtstag eines deutschen Schauspielers, Namens Kohlhart.

Um 1740.

Wer stimmet meiner Säyten Ton,
Dich durch mein Singen zu ergötzen?
Auch ich bin Leipzigs Musensohn,
Und weis noch für und vor zu setzen.
O Zeit, verweile deinen Schritt!
O Reime, bringt Gedanken mit,
Des deutschen Barons Fest zu feyern!
Thut, wie ihr manchem schon gethan,
Und lehret mich Methodisch leyern!

Ich habe dir nach neuer Art,
O Kohlhart, hier ein Lied gesungen.
Ich habe Reim und Reim gepaart,
Und nicht Gedanken drein gezwungen.
Hier ist kein hartes Mittelwort. *
Ein jedes hat den rechten Ort

* Zielt auf den ehemaligen Streit über den Gebrauch der Participien in der deutschen Poesie. Man hat so gar die Participianer zu einer Secte gemacht.

Und keine Sylbe wird verbissen.
Der Ton, in welchem Günther sprach:
Eugen ist fort, ihr Musen nach! *
Hat mich auf den Parnaß gerissen.

Fehlts nur am ersten Reime nicht;
So kann ich schon mit Freuden singen.
Der Einfall, der mir noch gebricht,
Wird aus dem andern Reim entspringen.
Der erste Vers ist schon gemacht;
Der andre kömmt, auch unbedacht.
Da steht er schon! Ich darf nicht sorgen.
Ein Dichter soll ein Weiser seyn;
Ein Weiser aber flieht die Pein,
Und sorget heute nicht für morgen.

Was fang ich an? Was soll mir nun
Den Stoff zu der Entzückung geben?
Denn ohne sie ist nichts zu thun,
Sie ist der Oden wahres Leben.
Wenn man der Laute Wirbel dreht,
Zu Strephons Geist um Hülfe fleht,
So sind vier Strophen leicht geschrieben.
Doch wäre die Entzückung nicht,
So reichte niemals das Gedicht
Bis zur bestimmten Zahl von sieben.

Ich sehe jene ferne Stadt,
Den Sitz der großen Anna, glänzen, **
Die schon den Platz bereitet hat,
Wo nach erfochtnen Lorberkränzen

Der

* Diese Ode eines damals mehr als itzt bekannten Poeten, die bey einigen lebhaften Beschreibungen viel pöbelhaftes enthält, ward für ein Meisterstück ausgegeben.

** Die Neuberische Comödiantengesellschaft, in welcher dieser Kohlhart ein vorzüglicher Acteur war, erhielt eben damals einen Beruf nach Petersburg.

Der Kriegsmann, der am Dnieperstrand
Die Heere Stambols überwand,
Samt dem von Lust entzückten Hofe
Dich mit Bewundrung sehen wird,
Und längst nach deiner Ankunft girrt.
Wohl mir! Das war die fünfte Strophe.

Dein Wiegenfest ruft mich zurück,
Und reißet mich zu seinem Scheine.
O deutscher Schauplatz! Welch ein Glück!
Du trutzest jenen an der Seine.
Der Tag, der dich zur Welt gebracht,
Ist stolz durch deinen Ruhm gemacht,
Und hat den Schauplatz auch gebohren.
Ich hör es schon; dein Ruhm erschallt
Durch Deutschlands Städte mit Gewalt,
Und dringt bis zu der Nachwelt Ohren.

O Wünsche kommt, und eilt herbey,
Und krönt das Ende meiner Lieder!
Schwingt euch zum Himmel mit Geschrey,
Und rufet Heil und Segen nieder!
Doch nein. — Was braucht es Wünsche hier?
Verdiensten folget Lohn und Zier.
Doch wünscht nur, wünscht, getreue Sayten!
Denn Wünschen ist der Dichter Ziel.
Mit wenig Worten sag ich viel:
Dich müße stetes Glück begleiten!

Der
Tempel des Glücks.
1741.

Seht, welchen Thron der Erdenkinder
Abgöttisches Bemühn erhöht!
Tyrannin starker Ueberwinder,
Zu der die Herschsucht knechtisch fleht!
O Glück, bey deinem großen Namen
Schwört hier ein Fürst aus Heldensaamen,
Und Götter knien um dein Altar!
Gelübde thut man dir zur Ehre,
Und macht sie durch erwürgte Heere
Erkaufter Menschenopfer wahr.

Zerstört den Tempel, dessen Götze
Des Himmels Ehre zu sich reißt!
Aus ihm, aus ihm schallt ein Gesetze,
Das reine Sitten fliehen heißt.
Zerstört, und schonet nicht, ihr Weisen!
Umsonst wird man die Tugend preisen,
Wenn hier noch Stein an Steinen hängt.
Das Laster lacht in deren Schutze,
Zu der sich, der Vernunft zum Trutze,
Das Volk der ganzen Erde drängt.

Gebäu von tausend Marmorsäulen,
Darauf ein Dach dem Himmel dräut;
Das nach der Erde fernsten Theilen
Die güldnen Stralen dichte streut;
Du prächtig Nest von Häßlichkeiten!
Verblendte Herzen lockt von weiten
Der Eigennutz durch deinen Schein;
Die fertig sind, sich einzustellen,
Empfängt die Thorheit an den Schwellen,
Und Bosheit leitet sie hinein.

Da prangt die Göttin in der Mitten,
Wo sich ein Berg von Stufen zeigt;
Da man mit zweifelhaften Schritten
Auf Blut und glatten Marmor steigt.
Hoch oben bey des Glückes Throne
Glänzt falsches Gold als eine Krone,
Und die Gefahr umringt den Ort.
Die Laster sitzen auf den Stiegen;
Auf ihrer ersten ruht die Lügen,
Und auf der letzten Meuchelmord.

Ihr, die das Laster unterstützet,
Bis euer Fuß sich hoch gestellt,
Bis ihr dem Glück zur Rechten sitzet,
Was habt ihr, das euch wohlgefällt?
Drey Larven gehn, euch zu bedienen.
Was bringen sie? was kömmt mit ihnen?
Gold, Kronen, und ein köstlich Mahl.
Wer sind sie? — Schatten vom Vergnügen. —
Ihr greift nach ihnen. — Sie verfliegen;
Und ihr erhaschet wahre Qual.

Das Glück.

Aus dem Roußeau.

O Glück, das mit gewognen Händen
Des frechsten Frevels Haupt bekränzt;
Soll ewig uns dein Strahl verblenden,
Der uns zum Fall und Irrthum glänzt?
Du Abgott der betrognen Erden,
Wenn wird das Volk doch schamroth werden
Mit eitlem Flehn vor dir zu knien?
Wie lange wird die Welt den Rücken
Vor deinem Eigensinne bücken?
Und dein Altar von Opfern glühn?

Im Ausgang der geringsten Werke
Verehrt der Pöbel deine Hand.
Dich nennt er Heldenmuth, und Stärke,
Und Witz, und Scharfsinn, und Verstand.
Vor dir muß selbst die Tugend weichen,
Und sieht mit ihren Ehrenzeichen
Das Laster, das du liebst, geschmückt.
Dein Liebling wird als Held erhoben,
Und deßen Bosheit wird man loben,
Den du nur freundlich angeblickt.

Vernunft, die du den Werth ergründest,
Und Titel nicht zu schätzen pflegst!
Sey Richterin! sprich, was du findest,
Wenn du der Helden Tugend wägst?
Stolz, Thorheit, Schwachheit, Tück und Lügen,
Wut, Unrecht, Blutdurst, Lust zu kriegen;

Ist dieß, was man bewundern muß?
So ist der Ursprung ihrer Größe
Von Bosheit, Unvernunft und Blöße
Ein schändlicher Zusammenfluß.

Ach, daß die Welt doch nie verstehet,
Daß nur die Weisheit Helden macht;
Und derer, die das Glück erhöhet,
Als pöbelhafter Seelen lacht!
Sie schmückt nicht sich mit fremden Ruhme,
Und macht nicht sich zum Eigenthume,
Was blinde Gunst des Zufalls war.
Ihr stoisch Auge nimt in Thaten,
Die stolzem Heldenmuth gerathen,
Nur glückliche Verbrechen wahr.

Wie? Sollen Roms und Welschlands Flammen
Den Sylla mir zum Gotte weihn?
Was wir am Attila verdammen,
Soll Ruhm für Alexandern seyn?
Sollt ich die Mordgier edel nennen,
Wenn Fürsten sich nicht zähmen können,
Bis sie die Hand in Blut getaucht?
Und sollt ich meine Lippen zwingen,
Von wilder Helden Lob zu singen,
Die Gott der Welt zur Strafe braucht?

Was kennt von euch die Welt, ihr Sieger,
Erobrer, die ihr nichts verschont!
Was? — Reiche, wüst durch eure Krieger,
Und Könige, durch euch entthrohnt;
Hier Mauren, die in Staub versunken,
Dort ein Gefild von Blute trunken,
Ein Volk, das man in Fesseln schleußt;
Das Angstgeschrey von bangen Müttern,
Wenn ihre Hand ihr Kind mit Zittern
Aus geiler Räuber Klauen reißt.

O Blindheit! die die frechsten Thaten
Als göttlich zu den Sternen setzt,
Und nach dem Elend wüster Staaten
Erhabner Fürsten Größe schätzt! —
So nährt der Ruhm sich nur mit Blute?
So sproßt das Lob von Heldenmuthe
Allein aus Rauben, Mord und Brand? —
O ihr, der Erde stolze Götter!
So wird allein aus Blitz und Wetter
Des Himmels Bild in euch erkannt?

Doch wohl! es sey der Ehre Wohnung
Bey Waffen nur und Feldgeschrey!
Ist sie auch stets des Muths Belohnung?
Nie ein Geschenk der Schmeicheley?
Wer brüstet sich mit eignen Siegen?
Wer ist allein durch sich gestiegen,
Nicht durch des Gegners Schläfrigkeit?
Der Ruf von Hannibals Verstande
War eine Frucht von Varros Schande
Und spröder Unerfahrenheit.

Wer ists, den wahrer Ruhm begleitet,
Der seinen Glanz durch sich besitzt? —
Ein Fürst, den Recht und Güte leitet,
Der sich auf seine Tugend stützt;
Ein Vater, der im edeln Wachen,
Ein treues Volk beglückt zu machen,
Den Titus sich zum Muster wählt;
Ein Feind der Schmeichler; ein Gemüthe,
Das nach den Werken seiner Güte
Die Tage seines Lebens zählt.

Verwegne Helden! stolze Krieger!
Die statt der Tugend, Kühnheit ziert!
Setzt; daß für Asiens Besieger
Ein Sokrates die Welt regiert. —

Was seht ihr? — Großmuth, Huld und Liebe
Entflammt der Völker Ehrfurchtstriebe,
Und heißt euch, ihm Altäre weihn. —
Gebt Clitus Mörder,* statt der Krone,
Das Kleid von Sophroniskus Sohne;**
Der Menschen Abschaum wird er seyn.

Die ihr den Erdkreis zwingt zu beben,
An Blut euch labt, an Raub ergötzt!
Hört auf, den Fuß so stolz zu heben,
Den ihr auf Schaum und Leichen setzt! —
Nicht, daß er den Senat gedrücket,
Noch einen Lepidus berücket;
Nicht der Provinzen Graus und Wust;
Nein, daß Octav die Welt beglückte,
Und der Besiegten Haß erstickte,
Gab ihm den Namen des August.

Wer nicht mit fremdem Lichte pralet,
Der mache, daß die Erde sieht,
Ob er in gleichem Glanze stralet,
Wenn ihm das Glück den Schein entzieht. —
Läßt dieß euch seine Gunst genießen,
So liegt die Welt zu euren Füßen,
Und euer Ruhm betäubet mich.
Doch, wenn ihr seinen Haß empfindet, —
Die Larve fällt! der Held verschwindet! —
Was bleibt zurück? — Ein Mensch, wie ich.

Vom Throne seinen Feind zu stoßen,
Gelang auch manchem niedern Geist.
Den ehret, den benennt den Großen,
Der selbst das Glück ihm dienen heißt!
Zur Hülfe braucht ers, nicht zur Stütze.
Es hebt ihn auf der Ehren Spitze:

Doch

* Alexander. ** Sokrates.

Doch standhaft bleibt er überall.
Die feste Brust weis sich zu faßen.
Tibers Triumph trägt er gelaßen,
Und eben so des Varus Fall.*

Ein schnell berauschendes Entzücken
Wiegt nie sein Herz in Schlummer ein.
Er läßt sich nicht vom Stolz bestricken,
Er fürchtet, wenn sich alle freun.
Er hoffet noch, wenn alle zittern,
Uebt seinen Muth bey Ungewittern,
Und ruft: Es wird vorübergehn!
Denn Lust und Leid hat seine Schranken;
Doch wißt; die Weisheit kann nicht wanken,
Das Glück nicht unbeweglich stehn.

Umsonst schnaubt' eine Göttin Rache,
Und schwur Aeneens Untergang;
Du, Weisheit, führtest seine Sache,
Bis er Geschick und Götter zwang.
Du ließest Rom in Stürmen dauern.**
Dir folgt' es vor Carthagens Mauern,
Und rächte seiner Krieger Tod.
Sein Unfall wich, und ward vergeßen,
Ein Lorber ward aus den Cypreßen,
Und ein Triumph aus seiner Noth.

* Augusts Betragen bey den beträchtlichen Siegen seines Stiefsohns über die Deutschen, und bey der großen Niederlage, die sein Heerführer Varus von ihnen erlitt.

** Der zweyte punische Krieg.

Auf den Tod
seines Onkels
des Hofraths Schlegel,
Erbherrn auf Roitzsch und Zieschen.
1741.

Du, der du itzt in einem Stande,
Der uns betrübt, dir frölich ist,
Nicht weniger dem Vaterlande
Als unserm Haus entrißen bist!
Wie sollt ich nicht mit bangem Schmerzen
Dir nachschaun, da in diesem Herzen
Ein Blut aus gleicher Quelle schlägt!
Ja, dein Verdienst ernährt die Klagen,
= = = =
Die in mir die Natur erregt.

Ein Zeugniß schallet dir von oben,
Vom Munde der Gerechtigkeit;
Es reizet Fremde, dich zu loben
Und billigt der Verwandten Leid.
Daß, spricht sie, zu des Landes Segen,
Mein Recht den Bürgern darzuwägen,
In Eines Händen nicht beruht;
Daß nicht mein ganzer Tempel zittert,
Wird Eine Säule gleich zersplittert;
Ist Sachsenlands besondres Gut.

Viel aber ists, vermißt zu werden,
Wo man Verdienste nur vermißt,
Und nie aus täuschenden Geberden
Den Werth erhabner Herzen schließt.

Brächt ihn ein mächtiges Geschicke
Mir gleich zu neuer Wahl zurücke,
So wählt ich, wie das erstemal.
Daß ich Verdienste nur gezählet,
Und ihn aus Würdigen gewählet,
Bekennt' ich durch die zweyte Wahl.

Dieß sagt sie. — Doch wo Bäume fallen,
So laut ihr Fall auch wiederschallt;
So tröstet an den andern allen
Sich endlich noch der reiche Wald.
Nur die sich da gelagert hatten,
Beklagen seiner Aeste Schatten,
In dem man Schutz und Ruhe fand.
Die nächsten Bäume stehen dünne,
Und werden nun den Sturmwind inne,
Da sonst sie Zweig und Zweig verband.

Ihr seht den Baum mit Schmerzen liegen,
Die ihr in ihn geflochten wart;
Aus Einem Boden aufgestiegen,
Und Bäume von verwandter Art.
Ein zahlreich Volk ist hingefahren,
Noch mehr, als deine Zweige waren,
Mein Vater, deines Vaters Zier.
Von allen ist dir nun zu lieben
Nur Eine Schwester überblieben,
Und ihr, ein Bruder nur in dir.

Er stirbt, eh noch in weißer Blume
Sein dünnes Haar von Alter sprach,
Und läßt allein in seinem Ruhme
Der Erde seinen Nahmen nach. *
Doch Wohlthun läßt leicht Kinder finden,
Und hat die Macht, ein Band zu binden,

Das

* Er starb unbeerbt, da hingegen sein Vater und sein Bruder eine zahlreiche Familie gehabt.

Das die Natur zu trotzen scheint.
Wie vieler Herzen kindlich Sehnen
Gesellet sich zu deinen Thränen,
Du, die als Gattin ihn beweint!

Vereinten Gatten beyzustehen,
Trat einst die Lieb im Himmel vor.
O Vorsicht, sprach sie, „ rührt kein Flehen
„Der Liebenden dein gnädig Ohr?
„Es bebt ein Paar getreuer Seelen,
„Bey bittrem Scheiden sich zu qvälen,
„Und wünscht Ein Leben, Eine Ruh.
„Man fleht: Mach uns zugleich zu Leichen,
„Und, unsrer Tage Ziel zu gleichen,
„Nim diesem ab, gieb jenem zu!

Mit Augen, die die Güte leitet,
Und deren Strahl von Hoheit spricht,
Ward drauf der **Vorsicht** Wort begleitet:
„Getrost, o Liebe! klage nicht!
„Die Seele, die zu mir geflogen,
„Hat das Gefühl nicht ausgezogen,
„Das andrer Seelen Schönheit rührt.
„Sie kennt sich in den Herrlichkeiten,
„Und denkt noch der verlaßnen Zeiten,
„Der Triebe, die sie da gespürt.

„Wer Einmal dort sich ihr ergeben,
„Der bleibet hier ihr ewig werth;
„So wie ihr halbes Theil im Leben
„Ihr Bild mit steter Sehnsucht ehrt. —
„Was hast du nun, das dich betrübet?
„Man liebet noch, und wird geliebet;
„Die Geister bleiben ungetrennt.
„Das, was der Liebe sich entreißet,
„Ist, was man itzt den Körper heißet,
„In wenig Tagen Asche nennt.

Ode
auf das Absterben
Herrn D. Schützens,
eines Gottesgelehrten in Leipzig.

Frey und einsam auf den Triften
Zeigt ein Ahorn leicht und bald,
Ausgebreitet in den Lüften,
Seiner Zweige dichten Wald.
Doch wo, sich der Welt zu zeigen,
Tausend Männer aufwärts steigen,
Deren Ruhm unsterblich lebt;
Da berühmt, da von der Erden
Nach dem Tod vermißt zu werden,
Heißt ein großes Lob erstrebt.

Wie ein Wald von Zedern stehet,
Deren schon umwölktes Haupt
Seinen Wuchs stets mehr erhöhet,
Und sich unsern Augen raubt:
So steht Leipzigs Zier erhaben,
Und im Schmucke hoher Gaben
Prangt hier mancher große Geist;
Doch klagt sie bey Schützens Grabe,
Daß sie viel verloren habe,
Da der Tod ihr ihn entreißt.

Als die Vorsicht aus der Höhe
Jüngst auf seine Treue sah:
Sah sie Haare, gleich dem Schnee,
Und sprach: „Seine Stund ist da!
„Tod! rief sie von ihrem Throne;
„Bring ihn bald zu seinem Lohne!
Dieser kam, und war bereit.
Krankheit gieng vor seinen Schritten;
Aber seinen finstern Tritten
Folgte Ruh und Seligkeit.

Zitternd und mit bangem Herzen
Kam Eusebie herbey.
„Ach verschieb, rief sie mit Schmerzen,
„Noch den Lohn von seiner Treu.
Zu der weisen Vorsicht Füßen
Warf sie sich mit Thränengüßen:
„Gönne meinem Flehn dein Ohr!
„Mehrst du je der Menschen Jahre;
„So steh er, bey grauem Haare,
„Lange noch der Heerde vor.

Zweymal hub, ihn zu entseelen,
Seinen Arm der Tod schnell auf.
In der Brust beklemmten Hölen
Fand der Odem kaum den Lauf.
Zweymal ward durch solches Bitten
Auch der Vorsicht Herz bestritten.
Aber endlich sprach sie: „Nein!
„Still, Eusebie, dein Klagen!
„Wer des Tages Last getragen,
„Muß nun auch belohnet seyn.

An die Gemahlin des Geheimdekriegsraths von Spener.

An dem ersten Geburtstage nach ihrer Vermählung.

Wünsche fodert nur vergebens
Für die Wohlfahrt deines Lebens
Deines ersten Tages Fest;
Denn du sagst in jedem Blicke,
Daß dein schon vollkommnes Glücke
Nichts zu wünschen übrig läßt.

Ja mich dünkt, dein Herze sage
Zu sich selbst an diesem Tage:
„Wunsch und Hoffen brauch ich nicht.
„Der, der mir sein Herz verpfändet,
„Hat mein Glück nun ganz vollendet,
„Die wünscht nichts, der nichts gebricht.

Welt und du sehn mit Ergötzen
Vieles an ihm hochzuschätzen;
Klugheit, Treu, Erfahrenheit;
Und was du allein entzündest,
Und worinn du alles findest,
Unverfälschte Zärtlichkeit.

Kann dir wohl bey diesem allen
Sonst ein Wunsch, als der, gefallen?
Was Er wünschet, soll geschehn.
Doch sein Auge kann nicht trügen.
Er begehrt, sich zum Vergnügen,
Nichts, als dich beglückt zu sehn.

Ode
an den Professor Gellert.

1740.

Gellert, wird sich mein Entzücken
Nie ins Herz des Hörers drücken,
Wenn die Hand die Leyer nimmt?
Hat der Tag, da ich zu Klagen
Den Cothurn zuerst getragen,
Meine Sayten ganz verstimmt?

Ohne Frucht, scheint auf mein Flehen
Mir die Dichtkunst nah zu stehen,
Die aus kühnen Liedern stralt;
Die in Pindars Glut geblasen,
Und der Seelen edles Rasen
In verwegnen Bildern malt.

Wie mit flüchtigen Figuren
Man der Bilder erste Spuren
Auf der flachen Tafel zieht;
So entwirft sie mir im Schildern
Kaum den Grund von großen Bildern;
Dann verläßt sie mich, und flieht.

Ach sie flieht! und mit ihr fliehet
Dieser Trieb, der in mir glühet,
Und dem Liede Lob verspricht!
Hand und Pinsel muß ermatten;
Blaße Farben, dunkle Schatten
Ueberkleiden mein Gedicht.

Enge Zeilen, bange Reime!
Sagt, wo sind die edeln Träume,
Die vorhin den Geist erfüllt?
Von Entzücken ohne Schranken,
Von lebendigen Gedanken
Seyd ihr ein erstorbnes Bild.

Gellert, sprich, was dich entreißet,
Wenn dein Geist dich singen heißet,
Und den kühnen Flug erhöht.
Stets bereit, daß sie dich leite,
Steht die Dichtkunst dir zur Seite,
Wie man bey Geliebten steht.

Wie in Rom, zu Vestens Ehren
Ewig Feuer zu ernähren,
Flaccus Zeit * bemühet war;
So ernährt in dir die Liebe
Unverlöschlich heiße Triebe
Auf der Dichtkunst Brandaltar.

Nie vergängliches Entzücken
Läßt dein Geist im Singen blicken;
Deine Glut verzehrt sich nicht!
Wird sie schwächer, brennt sie nieder;
So entflammt und stärkt sie wieder
Deiner Schönen Stral und Licht.

* Ueberhaupt die Römer zu der Zeit des Horaz. Auf solche Art eine gewiße Zeit nach dem Leben eines Poeten zu bestimmen, ist zwar nicht sehr gewöhnlich, aber Poeten nicht unanständig.

An ein zärtliches Ehepaar.

Bey einer Widerwärtigkeit.

Täglich bey verknüpften Seelen
Edler Flammen Zeuge seyn,
Und die schönen Küsse zählen,
Die der Herzen Glut verneun;
Reizt und fesselt alle Blicke,
Giebt ein Schauspiel für den Geist,
Das der güldnen Zeiten Glücke
Noch als gegenwärtig weist.

Wo zwey Herzen sittsam streiten,
Wer von beiden stärker liebt,
Und wo zwischen beiden Seiten
Doch kein Sieg den Ausschlag giebt;
Wo Verstand das Lächeln würzet,
Und die Liebe geistreich spricht;
Wird die Stunde schön verkürzet,
Küsset man gleich selber nicht.

Weisheit wohne bey dem Witze;
Tugend bey der Zärtlichkeit!
Trennt der Jugend wilde Hitze
Von des Lebens frohster Zeit!
Nehmt die Vorsicht in den Reihen,
Die den kleinsten Fehltritt flieht,
Und ein freundliches Verzeihen,
Wenn man ihn begangen sieht!

Stets soll muntrer Eifer wachen,
Der nach edeln Werken ringt,
Weil, die Seele schöner machen,
Immer schönre Glut erzwingt.

Sagt, die ihr des Herzens wegen
Euch allein geliebet wißt;
Ob für euch ein größrer Segen
Noch zu wünschen übrig ist?
Weit von hinnen, Qual und Grämen!
Störet nicht der Liebe Glück!
Seelen, welche sich bezähmen,
Stoßen euch von sich zurück.
Wider euch sich zu bewehren,
Ist des Weisen erste Pflicht;
Und ein Geist, der mich will hören,
Lenkt auf euch sein Auge nicht.
Schmerzen ansehn, und verachten,
Heißt ein Kind der Felsen seyn;
Doch, sie nicht zu sehr betrachten,
Zeigt Vernunft in tiefster Pein. —
Muß ich denn vom Wohlergehen,
Das mir sonst der Himmel schenkt,
Dahin stets die Blicke drehen,
Wo das Schicksal drückt und kränkt?
Wer verweilt wohl seine Blicke,
Wo man Wunden aufgedeckt?
Unser Auge flieht zurücke,
Wo es Wust und Ekel schreckt.
Schauend steht bey seinen Schwären
Oft der Geist voll Unmuth still.
Und doch fodert er mit Zähren,
Daß er Wollust fühlen will?
Nicht die Freude muß man zählen,
Die man wünscht und doch vermißt.
Das Vergnügen mußt du wählen,
Das vor deinen Füßen ist.
Lust genug wird dir erscheinen.
Sie geneuß zuvor in Ruh.
Dann begieb dich erst zum Weinen.
Sieh! Dir bleibt nicht Zeit dazu.

An Chloris.

Zwingst du den Mund, dann aufzuhören,
Wenn er dich küßt, und wieder küßt;
So magst auch du dem Herzen wehren,
Daß es nicht fühlt, wie schön du bist.
Du zürnest, Chloris, daß mein Geist,
Was stets er fühlet, stets beweist.

Was hab ich sonst wohl dir zu sagen,
Als nur das Wort: Ich liebe dich?
Was hab ich wichtigers zu fragen,
Als dieses: Chloris liebst du mich?
Und kennst du dieser Worte Werth,
Wenn sie nicht erst ein Kuß erklärt?

Du klagst, daß das, was ich empfinde,
Sich selber stets zu ähnlich sey. —
Wenn ich nicht neue Worte finde,
Ist mein Gefühl doch immer neu.
Nicht ich, die Sprach ist Schuld daran,
Daß ich nichts neues sagen kann.

Der Mund hat schon genug gesprochen,
Wenn er durch Kuß und Seufzer spricht.
Ist meine Rede nur gebrochen,
So fehlet ihr der Zierrath nicht;
Und du, die sich darum beklagt,
Verstehst nicht alles, was sie sagt.

Entzücken hier wohl Witz und Schlüße? —
Nein! nur ein Kuß — und auf den Kuß
Der Küße Tausch um neue Küße;
Ein Ach, das man errathen muß;
Ein Blick voll Worte, voller Geist,
Der uns ein neues Ach entreißt.

Ihr Stunden, seyd mir schon entwendet,
Eh euch mein Herz noch recht genießt.
Wenn mein Geschwätz euch ie verschwendet,
So wünsch ich, daß ihr schneller fließt.
Doch Chloris Schönheit lehrt mich wohl,
Wie ich euch glücklich nützen soll.

An Chloris.

Mein Herz entschließt sich nimmermehr
Zu deinem Willen Ja! zu sprechen.
Fällt dir der Liebe Joch zu schwer,
So magst du es für dich zerbrechen.
Brich nur dieß harte Joch entzwey! —
Mich rührt es nicht; ich bleibe treu.

Es bringt dir Unruh und Verdruß,
Voll Furcht und im Verborgnen brennen. —
Wie sollte dir mein treuer Kuß
So vielen Schmerz vergelten können? —
Um aller Sorge los zu seyn,
Verschaff dir Ruh durch meine Pein.

Grausame! wenn dein zaghaft Herz
Mit Recht voll Furcht und Unruh wäre;
So dient ich dir mit meinem Schmerz
Und rechnet' ihn mir selbst zur Ehre.
Nun steht dem kleinsten Ungemach
Bey dir die stärkste Liebe nach.

Wen seine Glut so leicht gereut,
Der konnte niemals ernstlich lieben.
Du liebtest mich aus Grausamkeit,
Mich durch die Trennung zu betrüben.
Und ach! mich reißt ein Augenblick
Aus deinem Arm und meinem Glück.

Nein, nein, du hast ein Recht auf mich,
Deß du mich selbst nicht kannst entlaßen.
Dem folg ich — und ich liebe dich,
Du magst mich lieben oder haßen.
Den Trost, den mir dein Mund verspricht,
Die laue Freundschaft, will ich nicht.

Du hast mir Liebe zugesagt;
Nim nicht zurück, was du geschenket!
Wenn dich Verdruß und Unruh plagt,
So weißt du, wer sich mit dir kränket. —
Die Unruh, die man so erfährt,
Ist mehr als alle Ruhe werth.

Und fliehst du mich gleich tausendmal,
So wirst du deine Ruh doch stören.
Du wirst von mir, zu deiner Qual,
Daß ich dich liebe, täglich hören.
Die Ruh ist schwach und unruhvoll,
Die sich auf Untreu gründen soll.

Cantaten.

Vorbericht.

Von den folgenden sieben Cantaten ist der kurze Schäfergesang und der Pygmalion, 1744 in den Belustigungen, die Amymone aber und der Weibertausch in den Beyträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes gedruckt. Die auf die Kronprinzeßin von Dänemark ist auf einem einzelnen Blatte ohne seinen Namen gedruckt, als sie von dem Herrn Kapellmeister Scheibe in Kopenhagen aufgeführt wurde. Sie ist nur das Werk weniger Stunden gewesen, schien aber in Betrachtung einiger glücklichen Wendungen, und vornehmlich ihres Gegenstandes wegen, der Erhaltung würdig zu seyn. Sie ist ein Ausdruck der unbeschreiblichen Liebe, welche ganz Dänemark, von ihrer ersten Ankunft an bis an ihren Tod, gegen seine unvergeßliche Königin Louise, gebohrne Prinzeßin von Großbritannien, gehabt und bezeiget hat. Dieselbe hatte kurz vorher, ehe diese Cantate aufgeführet ward, nehmlich den 11 Dec. 1743 als vermählte Kronprinzeßin, ihren Einzug in Kopenhagen gehalten. Procris und Cephalus hat sich unter den Handschriften meines seligen Bruders gefunden. Das Stück ist aber auch noch bey seinem Leben, 1747 gleichfalls vom Herren Scheibe in Musik gesetzt und in Kopenhagen aufgeführt worden.

Derse-

Derselbe hat sie auch mit seiner aufs neue umgearbeiteten Composition, nebst einer Cantate des Herrn von Gerstenberg, im verwichnen Jahre zu Kopenhagen für die Liebhaber der Musik aufs schönste drucken laßen, und dieser Abdruck ist mit meiner Handschrift völlig übereinstimmend.

Der Triumph der Ehre ist, so wie die vorige, von dem Verfaßer selbst dem Herrn Scheibe übergeben worden, und hier erscheint er zum erstenmale im Drucke. Das Original des Metastasio ist damals, als er die Uebersetzung verfertigte, noch ungedruckt gewesen. Anitzt ist es die erste unter den Cantaten des Metastasio, die im VII Theile seiner Werke nach der schönen Ausgabe zu Paris 1755 stehen. Er hat auch eine Oper über eben dieses Sujet geschrieben, die im IV Theile derselbigen Ausgabe zu finden ist.

Es ist mir noch eine Cantate, aber in Dänischer Sprache zu Händen gekommen, deren Entwurf im Deutschen ebenfalls von meinem seligen Bruder herrührt. Sie ist auf die Krönung K. Friedrich V und der Königin Louise den 4 Sept. 1747 gemacht, und führt im Dänischen den Namen: Der Tempel der Vorsehung. Es wird darin der alte liebreiche Dänische König Erich Eyegod zugleich mit seiner Gemalin Botildis aufgeführt. Sie kommen beide zum Tempel der Vorsehung, aus Begierde, das Schicksal ihres Vaterlandes bis in die spätesten Zeiten zu wißen; und werden daselbst von der Vortreflichkeit des Oldenburgischen Stammes und von den Freuden unterrichtet, welche die gegenwärtige Krönung verspricht.

Phyllis und Thyrsis.

Phyllis.

Thyrsis, willst du mir gefallen,
Singe mir nur Klagen vor.
Höre doch die Nachtigallen;
Itys, Itys hörst du schallen.
Klagen, Klagen reizt das Ohr.
Thyrsis, willst du mir gefallen,
Singe mir nur Klagen vor.

Thyrsis. Ach Phyllis laß mich scherzen.

Phyllis. Ich habe dirs gesagt, nur Klagen rühret mich.

Thyrsis. Suchst du Vergnügen in den Schmerzen?

Phyllis. Ja, denn es reget sich
Ein altes Leid in meinem Herzen,
Und stellt mir den, den ich vordem verlor,
Mit aller seiner Reizung vor.

Thyrsis. Die Vögel, die du rühmst, rührt kein verjährtes Leiden.

Phyllis. Was sagt ihr Lied denn sonst, wenn es nicht klagt?

Thyrsis.

Thyrsis. Das, was ich oft zu dir gesagt,
Das sagen auch die Vögel zu einander.

Der Vogel rufet ohne Ruh
Im Walde seiner Gattin zu:
Ach liebe doch, ach liebe!
Die Gattin hört des Gatten Lieder;
Ihr sehnlich Girren sagt ihm wieder:
Ich liebe!

* * *

Pygmalion.

Weich nur, betrügliches Geschlechte!
Bring deinen Reiz bey Thoren an!
Aus trägen Seelen sucht euch Knechte;
Kein edles Herz wird unterthan.

Mein Geist steigt nach des Ruhmes Höhen;
Ihn soll kein niedrer Brand entweihn.
Der Weg, der Liebe zu entgehen,
Ist, von der Ehr entzündt zu seyn.

Weich nur, betrügliches Geschlechte!
Bring deinen Reiz bey Thoren an!
Aus trägen Seelen sucht euch Knechte;
Kein edles Herz wird unterthan.

So sprach **Pygmalion**, der mit berühmter Hand
Der Schönheit starken Reiz, der ihn doch nie beweget,
Dem todten Marmor oft lebendig eingepräget,
Und andern bildete, was er doch nie empfand.
Er wählt im Zorn ein scharfes Eisen,
Und spricht: Euch, Schönen, will ich weisen,
Was ihr nicht seyd, und solltet seyn.
Zum Vorwurf und zum Schimpf der Erden,
Soll dieser Stein ein Bild der Unschuld werden,
Und was die Welt nicht hat, das zeige dieser Stein!

Ein kaum erwachsnes Kind voll stiller Artigkeit,
Voll ungezwungner Huld, nicht schüchtern, ohne Kleid,
Ward aus dem Stein, und schien dem Meister selbst beseelet.
Es scheint, daß blos aus Scham ihr Mund sich zugedrückt,
Ihr Auge blos aus Scham nicht in die Höhe blickt.
Der Künstler küßt sein Werk, den Stein, und ruft entzückt:

Göttin der Liebe! verdammt mich dein Schluß,
Daß ich entbrennen und zärtlich seyn muß;
Gieb, daß ich im schönsten Kinde
Dieses Bildes Gleichheit finde! —
Himmel! o hätte dieß Bildniß Verstand!
Was für Wünsche? was für Triebe? —
Thörichter! du fliehst die Liebe;
Und ein Stein hat dich entbrannt!
Göttin der Liebe! verdammt mich dein Schluß,
Daß ich entbrennen und zärtlich seyn muß;
Gieb, daß ich im schönsten Kinde
Dieses Bildes Gleichheit finde! —
Himmel! o hätte dieß Bildniß Verstand!

So spricht er, und umarmt, und drückt die harten Glieder.
(Wie leichtlich liebet man, was man hervorgebracht!)
Wie gern getröstet er sich, Venus, deiner Macht!
Doch sein bereuter Trutz schlägt seine Hofnung nieder.

Der Gattin Huld geht über sein Vertraun,
Und denkt, daß er vorhin ein Bild von ihr gehaun.

Der Stein erweicht in seinen Armen.
Die Brust schlägt unter seiner Hand,
Die Augen werden schwarz, beweglich und entbrannt,
Die Lippen, die er küßt, erwarmen.
Die Wangen sind vor Scham zum erstenmale roth.
Des Bilds bewegter Arm stößt seinen Arm zurücke.
Die Zunge regt sich schon, es reden schon die Blicke.
Der Marmor sieht und fühlt, der Stein ist nicht mehr todt.
Und wechselsweise rufen beide,
Theils voll Verwundrung, theils voll Freude:

Der Stein. Was seh ich? wo bin ich? Pygm. Nein, ich bin bethöret!

Wo ist der Stein? Wen sind ich hier?
Der Stein. Ich sehe! ich fühle! Pygm. Mein Wunsch ist erhöret!

Ihr Götter, ach! was schenkt ihr mir!

Nicht allen, die die Liebe höhnen,
Wird Venus, bey so spätem Sehnen,
Sie zu beglücken fertig seyn.
Die Leidenschaft, die sie verdammen,
Rächt öfters sich durch ihre Pein.
Ein Stein, ein Bild setzt sie in Flammen;
Und was sie lieben, bleibt ein Stein.

* * *

Prokris und Cephalus.

Seyd munter, ihr Jäger! das Jagdhorn erschallt!
Auf! reicht mir die Waffen! man folge mir bald!
Eilt, Hunde, gleich flüchtigen Winden,
Das Wild noch im Lager zu finden!
Die Schatten verschwinden.
Nur fort in den Wald!

Nun laß ich, mein Vergnügen,
Aus deinen Armen los!
Nur träge Seelen liegen
Der Ruhe stets im Schoos.
Seyd munter, ihr Jäger! das Jagdhorn erschallt!
Auf! reicht mir die Waffen! man folge mir bald!
Eilt, Hunde, gleich flüchtigen Winden,
Das Wild noch im Lager zu finden!
Die Schatten verschwinden.
Nur fort in den Wald!

So rufet Cephalus, so oft der Morgen tagt,
Und wird von Prokris treuen Küßen,
So schmeichelnd sie ihn hält, oft durch die Lust zur Jagd
Gewaltsam abgerissen.
Dieß bringet ihr den Argwohn bey;
Ob Wald und Jagd (wer kann es wissen?)
Verborgner Liebe Vorwand sey.

Ihn unvermuthet zu erwischen,
Verbirgt sie sich in den Gebüschen,
Wo er zur Mittagszeit von Schweis und Staub bedeckt,
Sich einsam in den Schatten streckt,
Die matten Glieder zu erfrischen.
Er ruft. — Sie hört; und weis nicht, wen er ruft.
Liebkosend rufet er der angenehmen Luft.

Cephalus.

Ach, laß mich im Kühlen
Deine Küße fühlen! —
Still! was reget sich? —
Komm, mit mir zu spielen!
Ach komm, labe mich!

Ich seufze nach dir.
Dir öfn' ich die Brust. —
Es rauscht! — Du bist hier,
O göttliche Lust!

Ach laß mich im Kühlen
Deine Küße fühlen! —
Still, was reget sich? —
Komm, mit mir zu spielen!
Ach komm, labe mich!

Es naht sich Prokris in den Sträuchen,
Um ungesehn die Feindin zu erschleichen,
Mit der sie glaubt, daß ihr Geliebter spricht.
O Himmel! nahte sie sich nicht!

Verbannt aus euch des Argwohns Triebe,
Verliebte, die ihr blos zu eurer Marter wacht!
Vertrauen ist der Grund der Liebe.
Oft hat ein irriger Verdacht
Ein wahres Unglück nachgebracht.

„Es rauscht! es regt sich was von neuen!
„Dieß ist nicht blos ein sanfter Wind.
„Mit welcher Beute will das Schicksal mich erfreuen!
Ruft Cephalus, und schießt den Pfeil geschwind.
Und da er schießt, so hört er schreyen.
Sie fällt. — Er sucht. — Was ists? — Ach, Prokris liegt
im Blute!
„Ihr Götter! was hab ich gethan!
Auch sterbend redet sie ihn noch mit sanftem Muthe,
Mehr weinend, als erzürnet an.

Prokris.

Untreuer! nim mir nur das Leben!
Ich kann dir meinen Tod vergeben,
Doch das nicht, was ich angehört.

Cephalus.

Ihr Götter! was hat dich bethört?
Was hab ich sonst an dir verbrochen?

Prokris.

Frag die, der du erst itzt so zärtlich zugesprochen!

Cephalus.

Hier lag ich einsam und in Ruh,
Und rief ja nur den Lüften zu.
Sieh auf, und richte mich mit deinem eignen Blicke!
Sieh! wer ist hier, als ich und du?

Prokris und Cephalus.

O Irrthum! — O betrübtes Glücke!
Verzweifelnd ziehet er in Eil
Aus ihrer Brust den unglücksvollen Pfeil.

Er

Er suchet, wie er kann, die Wunde zu verschließen,
Und sieht doch stets das Blut mit vollen Strömen fließen.
Itzt richtet er sie langsam auf. —
Umsonst! sie sinket wieder. —
Itzt legt er sie verzagt auf weichem Grase nieder.
Aus Mangel hemmet sich zuletzt des Blutes Lauf.
Es brechen schon der Augen Strahlen.
Der Leib erstarrt, das Herz schlägt schwach.
Er läßt die Hülfe trostlos nach;
Und mischet nur den Ausdruck seiner Qualen
Noch in ihr letztes Ach.

Cephalus.

Ihr Götter, helft! — Ach welche Qual! —
Ich Mörder! ach, verfluchte Hand!
O hätte dich, betrübter Stahl,
Das Schicksal auf mich selbst gewandt!

Wenn ich dich nicht getreu geliebt,
Sey ich dem Himmel selbst verhaßt!

Prokris sterbend.

Ich sterb'. — Doch sterb ich unbetrübt,
Liebst du mich nur.

Cephalus.

Ach sie erblaßt!

Amymone.

Aus dem Rouſſeau.

Gleich, wo vom dürren Strand ſich ſtolze Fluthen ſchieden,
Blieb, um den Schutz der Götter anzuflehn,
Die jüngſte von den Danaiden,
Amymone an Argos Ufern ſtehn.
Der Faun, dem ſie mit Müh entflohn,
Verfolget ſie noch ſtets, und nahet ſich ihr ſchon.
Das Unglück abzuwenden,
Das ungeſcheut und zu der Götter Hohn
Ihr zügelloſe Triebe drohn,
Ruft ſie hier zum Neptun mit ausgeſtreckten Händen:

Rette, großer Gott der Meere!
Steh der bedrängten Unſchuld bey!
Zähm den Räuber meiner Ehre,
Daß ich nicht ſeine Beute ſey!

Ach ſollen denn die leichten Winde
Mein nichtiges Gebet verwehn!
Und mir allein des Meeres Gründe
Zur letzten Zuflucht offen ſtehn!

Rette, großer Gott der Meere!
Steh der bedrängten Unſchuld bey!
Zähm den Räuber meiner Ehre,
Daß ich nicht ſeine Beute ſey!

Ein Strom von Zähren schließt der Nymphe banges Klagen.
Der Gott des Meeres kömmt, ihr Schrecken zu verjagen.
Ein stolzer Hof umringet ihn.
So ließ er sich vordem der Amphitrite sehen,
Als mit dem Liebesgott der stille Gott der Ehen
Im prächtigen Gefolg erschien.
Sein Blick gebeut dem Faun, und er entflieht vom Strande.
Neptun verzieht, bezaubert und entzückt.
Mit Augen voller Glut und Geist,
In denen sich itzt ganz der Liebe Stärke weist,
Sagt er zum feßelnden geliebten Gegenstande:

Prinzeßin, nein, du bist zu schön,
Der Frechheit Wünsche zu vergnügen!
Das süße Glück, dich zu besiegen,
Verdient man nur durch zärtlich Flehn.

Glücklich ist, wen du entzündet;
Wenn du fühlst, was er empfindet!
Selber unter Venus Küßen
Wird ihn Mars beneiden müßen.

Prinzeßin, nein, du bist zu schön,
Der Frechheit Wünsche zu vergnügen!
Das süße Glück, dich zu besiegen,
Verdient man nur durch zärtlich Flehn.

Wie leichtlich führt ein Gott ein junges Herz in Banden!
Wie glücklich liebt Neptun, für welchen alles spricht!
Der Götterkrone blendend Licht,
Und der noch neue Dank, daß er ihr beygestanden;
Dieß war der Liebe Netz. — O Beystand voll Gefahr!
Der mehr zu fürchten ist, als ie ein Satyr war.

Der Nymphe Freundlichkeit zeigt ihres Retters Glücke.
Die Thetis kehrt von ihr erröthend ihre Blicke.
Die spröde Doris flieht zur naßen Fluth zurücke,

Und heißt die Nymphen draus die weise Lehre ziehn,
So schmeichelnde Gefahr zu fliehn.

Liebhaber können sich verstecken.
Ihr Nymphen fürchtet ihre List!
Euch sollte das am meisten schrecken,
Was euch am mindsten schrecklich ist.

Der wilden Frechheit der Verwegnen
Ists leicht, verächtlich zu begegnen.
Doch wer sich euch gefällig macht,
Vor dem nehmt euch in Acht!

Liebhaber können sich verstecken.
Ihr Nymphen, fürchtet ihre List!
Euch sollte das am meisten schrecken,
Was euch am mindsten schrecklich ist.

Cantate.

Auf das Gebürtsfest der Kronprinzeßin von Dänemark.

Den 18. December 1743.

Das Land hat nun ein Kleinod mehr.
Der Himmel, der es gab, erblicket mit Ergötzen,
Wie hoch wir sein Geschenk, dich, Kronprinzeßin, schätzen,
Und giebt den Wünschen schon Gehör.
Der Freude jauchzend Wiederschallen,
Der frohe Schmuck, zu dem uns unsre Lust verband,
Die Zeichen unsrer Pflicht, die unsre Lieb erfand,
Kurz, unsre Treu hat ihm gefallen;
Drum wollt er, diese Lust noch einmal anzublicken,
Auch diesen Tag, der dich zur Welt gebracht, beglücken.

Ihr Bürger! euren Freudenzeichen
Vermocht Ein Tag nicht zuzureichen.
Entdecket von neuen die Triebe der Brust!
Entzündet von neuen die Flammen der Lust!

Bey einem Glück, das Gott und König
Dem Prinzen und dem Lande schafft,
Ist Einmal frölich seyn zu wenig,
Und kein Vergnügen tadelhaft.

Ihr Bürger! euren Freudenzeichen
Vermocht Ein Tag nicht zuzureichen;
Entdecket von neuen die Triebe der Brust!
Entzündet von neuen die Flammen der Lust!

Das Volk, das seinen Blick dir längst entgegen wandte,
Hat dich geliebt, schon eh es dich noch kannte.
Es folgte seines Prinzen Wahl,
Und dachte so von dir, wie dein Gemahl.
Nun da dich dieses Land mit ofnem Arm empfangen,
So liebet man dich mehr, nachdem man dich gesehn,
Und deine Gegenwart rechtfertigt das Verlangen,
Mit dem für dich so mancher Wunsch geschehn.
Wohin dich durch dieß Land der frohe Weg getragen,
Das rufte Cimbrien stets hinter deinem Wagen:

O! seht! wie schön ist es zu preisen,
Wenn Huld aus Fürstenaugen blickt!
Wenn Mächtige sich gnädig weisen,
Und Freundlichkeit den Purpur schmückt!

Das Gold, das, wenn der Morgen strahlet,
Den Thau der niedern Pflanzen malet,
Erquickt das Land zwar weit und breit;
Doch, was es mehr als dieß erfreut,
Das ist der Fürsten Freundlichkeit.

O! seht! wie schön ist es zu preisen,
Wenn Huld aus Fürstenaugen blickt!
Wenn Mächtige sich gnädig weisen,
Und Freundlichkeit den Purpur schmückt.

Dieß ist der Ruf, der noch anitzt erklingt,
Und, wo man dich gesehn, auch deine Huld besingt.

Dieß

Dieß Lob wird durch die Zeiten dringen,
Und noch, wann dieser Tag schon oft zurückgekehrt,
Aus allen Lippen Wünsche zwingen,
Die man von Herzen schallen hört,
Die, da dieß Fest für uns zum erstenmaale scheint,
Schon itzo Cimbrien mit deinem Prinz vereint.

Sey voll Glücke, sey voll Seegen
Uns auf späte Zeit gegönnt!
Und wir werden deinetwegen
Lange Zeit beglückt genennt!

Huld und Tugend, die dich leiten,
Können dir schon prophezeyhn,
Du wirst noch nach langen Zeiten
So wie itzt geliebet seyn.

Sey voll Glücke, sey voll Seegen
Uns auf späte Zeit gegönnt!
Und wir werden deinetwegen
Lange Zeit beglückt genennt!

Der
Triumph der Ehre.
Aus dem Metastasio.

Zur angenehmsten Ruh in Scyrus müßig Land
Sah Thetis Sohn vergnügt vom Gott der Liebe
Als ein Gefangner sich verbannt.
Von diesem stolzen Gott der Liebe,
Den Ehrbegier und Eifersucht entbrannt,
Ward jeder Kunstgriff angewandt,
Damit ein solcher Held stets sein Gefangner bliebe.
Durch seine schlaue Hand ward stündlich unvermerkt
Deodamiens Reiz zu seinem Fall verstärkt.
Wenn sich die Schöne kaum beweget,
Wenn sich ihr Mund zum Sprechen reget,
Wenn ihrer Augen feurig Rollen
Gleich nicht verwunden wollen;
Trift jedesmal ein Pfeil Achillens Herz.
Es lauren überall auf ihn verdeckte Schlingen.
Er höret überall um sich nur Seufzer klingen;
Gebrochne Worte, zärtlich Singen,
Und Klagen, die zur Seele dringen,
Und zischelnden vertrauten Scherz.
Die Dunkelheit geheimer Schatten,
Die süßem Raube Schutz verstatten;

Der sanften Luft verführerisches Spielen;
Der Vögel froh Geschwätz, die Lieb und Frühling fühlen;
Der Wasser rauschendes Ergießen,
Die zwischen Stein und Stein
Gebrochen weiter schießen;
Und Erd und Himmel flößt ihm rege Sehnsucht ein.

In weiblichem Gewand ließ der verliebte Held,
Sein selbst uneingedenk, die träge Zeit verschleichen,
Er achtete nicht Waffen, Muth und Feld,
Nicht Schlachten, Ruhm und Siegeszeichen,
Nur sanftes Locken, kühnes Flehen,
Und sehnsuchtsvolles Widerstehen;
Mit Müh erbettelte Versprechen,
Ein leichter Vorwand sie zu brechen,
Und wiederum ein neu Versprechen;
Sich bald versöhnen, bald entzweyen,
Mit Zank vermischte Schmeicheleyen,
Und jugendliche Spielereyen,
Verliebter Herzen Wichtigkeiten
Beschäftigten bey ihm des Lebens schönste Zeiten.

Du nur bist mein Glück, mein Leben!
Du nur kannst mir alles geben!
Rief er aus, und, was er sprach,
Schloß ein zärtlich Ach.

Wie ist mir? Ach, ich schmachte!
Klagt er, und drückt mit Lust
Die, die ihn klagen machte,
An seine Brust.

Jedoch die Ehre ließ ein Herz, das sie sich weihte,
Der Liebe nur auf kurze Zeit zur Beute.

Sie eilt hernieder zum Achill,
Ihm seinen Zustand vorzurücken.
Sie zeiget den Ulyß gerüstet seinen Blicken;
Sie zeigt ihm sich, die er nicht sehen will.
Er fühlt den Fehl, den er begangen.
Die Schande färbt erst seine Wangen;
Der Unmuth macht sie wieder bleich.
Im Zorne reißet er sein weiblich Kleid entzwey,
Er fodert Waffen, eilt voll Reu,
Daß so viel Zeit verloren sey,
Und reist sogleich.

Deodamie kömmt, indem er reist, erschrocken,
Blaß, othemlos, verzweifelt, halbentseelt.
Ihr Weinen macht sie stumm. Die halben Worte stocken,
So viel sie sich zu reden qvält.
(Die Unglückselige! Ach könnte sie nur sprechen;
Die Liebe siegte noch! sein Herz, das müßte brechen!)
„Mit Unrecht, ruft Achill, Prinzeßin, qvälst du dich.
„Was hat mein Abschied, das dich kränket?
„Liebst du ein Herz, das niedrig denket;
„Viel tausend findest du für mich.
„Doch brennst du nur für edle Herzen;
„Wohlan! so laß mich edel seyn!
„Leb wohl! du sollst allein = = = =
Dieß muthige Lebwohl! dieß kann sie nicht verschmerzen.
Ihr Herz fühlt sich beklemmt, wird kalt, und stehet still.
Ach was thut nun Achill?
Verspricht die Ehre gleich, ihm Lorbeern zu ersiegen;
Die Liebe zeigt ihm hier sein sterbendes Vergnügen.
Wenn ihn die eine zaghaft schilt,
Heißt ihn die andre frech und wild.
Er fühlt in sich vermischt den Menschen und den Held.
Sie kämpfen unter sich mit zweifelhaftem Glücke.
Itzt sehn, wie eine Zähre fällt!
Itzt zeigt er Unmuth in dem Blicke.

Er will entfliehn; und bleibt. Er geht; und kehrt zurücke.
Zuletzt versammelt er der Tugend ganze Kraft,
Verbirgt der schwachen Brust betrübte Leidenschaft,
Die ihn noch stets mitleidig rückwärts ziehet.
Er schweiget, überlegt, beschließt, faßt Muth, und fliehet.

Zwar flieht er mit Augen voll Zähren;
Jedoch die Ehre leitet ihn.
Sie wußte den weichlichen Thränen zu wehren.
Sie macht sein Herz zum Siege kühn.

So eigensinnig sind die Triebe
Des streitbaren Gottes der Liebe.
Wer ihn bekrieget,
Ist schon besieget.
Wer ihn besiegen will, muß fliehn.

Der Weibertausch.

An ein Paar Eheleute.

Du Paar, den jeder Tag wie der, der heut erscheinet,
So schön ist, als das Licht, das euch zuerst vereinet;
Die ihr durch einen Streit von Zärtlichkeit und Treu,
Der jeden Tag sich neu entzündet,
Der Eh vergnügtes Einerley
Weit reizender, als allen Wechsel, findet!
Ich wünsche, daß dieß Einerley
Vom Glück begünstiget, und unaufhörlich sey.

Laßt nur die unzufriednen Seelen,
Bey denen der Besitz den Ekel stets gebiert,
Der Ekel stets zum Wechsel führt,
Genießen, fliehn, und wieder wählen;
Vergnügen suchen und verfehlen,
Und, um beglückt zu seyn, sich qvälen.
Seht scherzend in zufriedner Ruh
Dem flatternden Verdruß des Unbestandes zu,
Und laßet vom Bocaz euch ihre Noth erzählen.

* * *

Nein, Grete! du stehst mir nicht an!
Wie bin ich doch zu dir gekommen?
Hätt ich die Liese nur genommen!
Ach, daß man doch nicht tauschen kann!

Liese, die ist zehnmal beßer.
Das ist ein recht muntres Ding!
Sie ist fetter, sie ist größer,
Sie ist röther, sie ist flink!

— Nein Grete! du stehst mir nicht an!
Wie bin ich doch zu dir gekommen.
Hätt ich die Liese nur genommen!
Ach, daß man doch nicht tauschen kann!

So murrte Hans, als er bey aufgeräumten Stunden
Sein gutes Weib zu einerley gefunden.
Und Grete sprach zum Trutz: Ey, hört doch an!
Ich hätt an deiner Statt auch lieber Liesens Mann.

Es hatte sich schon längst gewiesen;
Was Hans gehört, erzählt er Liesen,
Wie alles, was sein Gretchen wußte,
Auch Liesens Martin wißen mußte.

Wie nützlich ist es doch, wenn Nachbarn Freunde sind!
Da Hans beynah beschließt, es Martin vorzuschlagen,
Wird Hansen schon der Tausch vom Martin angetragen.
So geht der Handel ganz geschwind.
Ein jeder greift nach der, die er am liebsten hätte,
Und nimt den Abend noch des andern Frau zu Bette.
So gar das stille Gretchen lacht,
Und sagt zum Martin noch vergnügt in dieser Nacht:

Ey, das ist hübsch! das ist doch süße!
Da fühlt man erst, was man genieße!
Das giebt Leben, das erweckt,
Wenn man etwas neues schmeckt!

Einerley heißt gar nichts wißen,
Einerley heißt gar nicht küßen!
Einerley vergnügt kein Sehnen,
Einerley das macht mich gähnen!

Ey, das ist hübsch! das ist doch süße!
Da fühlt man erst, was man genieße!
Das giebt Leben, das erweckt,
Wenn man etwas neues schmeckt!

Man pries den neuen Tausch ein ganzes Vierteljahr. —
So lange? — Ja! — weil Hans vom Dorfe war.
Doch durch zu lange Dauer
Verliert die Lust den Werth, zuletzt auch bey dem Bauer.

Als Liese flink und tüchtig keift,
Als Hans zu oft spatzieren läuft,
Als Martin manchesmal sein gutes Schlückchen säuft,
Als Grete manchesmal nicht weis, warum sie weine;
Wünscht jeglicher sich wiederum das Seine.
Auch Liese scheint dem Hans nun allzu einerley.
Er redet Gretchen an; und Grete stimmt ihm bey:

Schatz! du bist doch immer mein!
Ich kann doch nichts beßers finden!
Dieser Handschlag soll uns binden,
Stets mit uns vergnügt zu seyn.

Wechselt nur, ihr ekeln Gäste!
Man wird auch den Wechsel satt.
Was man hat, ist stets das Beste.
Man behalte, was man hat!

Schatz! du bist doch immer mein!
Ich kann doch nichts bessers finden,
Dieser Handschlag soll uns binden,
Stets mit uns vergnügt zu seyn.

Anakreontische Oden.

Vorbericht.

Die meisten Oden in dieser zahlreichen Sammlung erscheinen hier zum ersten male; etwa der vierte Theil davon steht schon in den Belustigungen. Sie sind alle ungefähr von gleichem Alter; Ausbrüche der jugendlichen Fühlbarkeit und Freude, wie Anakreontische Oden billig seyn sollen. Die Leichtigkeit, mit der sie geschrieben sind, und die Neuheit und Mannichfaltigkeit der Erfindung wird, wo ich nicht irre, die meisten von ihnen empfehlen. Sollte etwa hin und wieder was Gezwungenes anzutreffen seyn, so mag der Reim die Schuld tragen, den man sonst bey Anakreontischen Oden für entbehrlich achtet. Da Gedichte von dieser Art manchem blos darum mislungen sind, weil er keine wirkliche Schöne vor Augen gehabt, und auch vielleicht seine Einbildung nicht einmal mit einer idealischen Dulcinee erfüllt gewesen ist, sondern weil er nur die Schönen im Allgemeinen dabey gedacht; so dienet zur Nachricht, daß der Verfasser größtentheils seine Lieder an ein Paar witzige und artige Mädchen in Leipzig wirklich gerichtet hat. Die lange und die kurze Schöne sind, nebst andern Liedern, Anzeigen davon. Es sind eben diejenigen Personen, die er in dem obenstehenden Scherzgedichte geschildert, an einen Vater, der seine zwo Töchter zugleich verheirathet.

Orpheus.

Orpheus.

Orpheus konnte durch sein Singen
Das bezähmte Wild bezwingen:
Und die Tyger hörten an,
Was der Liebe Macht gethan.

Bäume sah man sich bewegen,
Und der Fels schien sich zu regen;
Doch bewegte sein Gedicht
Nur der Weiber Herzen nicht.

Aber ich will durch mein Singen
Bloß, ihr Schönen, euch bezwingen,
Fels und Bäume bleibt in Ruh!
Nur ihr Herzen, kommt herzu!

Abbildung der Jugend.

Lasset mir die Jugend malen,
Wie sie auf den Blumen springt,
Und bey heitern Sonnenstralen
In der Linden Schatten singt!
Laßt mit frischen Rosenkränzen
Ihre schwarze Scheitel glänzen!
Laßt der Augen holden Schein
Frey und voll Vergnügen seyn!

Macht, daß unverstellte Freude
Aus den muntern Wangen lacht.
Deckt mit einem Schäferkleide
Ihrer schlanken Glieder Pracht;
Rosen laßt die Hände zieren,
Rosen ihren Fuß berühren,
Und ein frischer Rosenstraus
Schmück auch ihren Busen aus.

Um sie her laßt Scherz und Lachen,
In der Hand ein Glaß voll Wein,
Tanzend einen Reyhen machen.
Mischt ihr ja die Liebe drein;
Nun so gebt ihr güldne Pfeile,
Deren Kraft auch wieder heile,
Deren Spitze so verletzt,
Daß sie mich zugleich ergötzt.

Die Entzückung malt zur Seiten,
Malt der Dichtkunst frohes Rohr!
Nur die Sorgen künftger Zeiten
Stellet mir als fliehend vor;
Fliehend malt den Haß der Herzen,
Fliehend Traurigkeit und Schmerzen. —
Ist es fertig? — Schreibt dazu:
So gebrauche Jahr und Ruh!

Der vergebens gesuchte Frühling.

In den rauhen Abendstunden,
Als der Winter kaum verschwunden,
Trug die Neugier meinen Fuß
An der Saale schnellen Fluß.

Auf den überschwemmten Fluren
Sucht ich schon des Frühlings Spuren;
Doch ihr traurig Angesicht
Zeigte mir den Frühling nicht.

In der Bäume todten Aesten
Murmelte kein Wind aus Westen;
Keiner Vögel süsser Mund
That der Erde Jugend kund.

Unmuthsvoll gieng ich zurücke,
Als ein günstiges Geschicke
Mich nicht unbefriedigt ließ,
Und dafür mir Chloris wies.

Wohl! wenn ich, ihr Abendstunden,
Gleich den Frühling nicht gefunden;
So bin ich euch doch geneigt,
Wenn ihr mir nur Chloris zeigt.

Der poetische Nachruhm.

Wollte mir Apollo geben,
Nach dem Tode noch zu leben,
Noch der Nachwelt werth zu seyn;
Kühn würd ich auf sein Versprechen
Mir in dem geweihten Hayn,
Täglich frische Lorbeern brechen.

Aber würd er dieß bedingen:
Du sollst nicht von Chloris singen;
Dann, o Gott der Dichterkunst,
Sprach ich: Bis zur Nachwelt dringen
Ist zwar eine seltne Gunst;
Doch ich will von Chloris singen.

Die würdige Anwendung der schönen Künste.

Könnt ich mit beredten Sayten
Ein bezaubernd Lied begleiten;
Schönen, so sollt euch allein
Spiel und Singen heilig seyn.

Könnt ich überredend sprechen,
Und die starren Sinnen brechen;
Schönen, so wär eure Gunst
Mir der Preis der Redekunst.

Könnt ich andern Glanz und Leben
Durch unsterblich Dichten geben;
Schönen, so wär jedes Lied
Nur um euren Ruhm bemüht.

Das Veilchen.

Seht der neubewachsnen Erden
Zarte Kleidung blaulicht werden,
Weil der Veilchen Purpurpracht
Zwischen Gras und Blättern lacht.

An den Brunnen, an den Bächen
Laßt uns nur die schönsten brechen!
Bindet einen schönen Straus
Auf das nächste Fest daraus.

Erstling von des Frühlings Schätzen,
Veilchen, Blume voll Ergötzen,
Veilchen, komm und stirb mit Lust
An der schönen Chloris Brust!

Der Blumenstraus.

Baum, der in geheizten Hütten
Uns Neapels Frucht gebiert!
Zier der Gärten, gib die Blüthen,
Die dein Haupt zum Schmucke führt.

Gib den Ausbund deiner Gaben,
Frühling, zeige deine Pracht!
Laß mich Hyacinthen haben,
Deren Blau voll Anmuth lacht.

Gib Aurickel, gieb Narcissen;
Liefre willig deinen Zoll.
Denn das darfst du nicht vermissen,
Was die Schönen schmücken soll.

Der kleine Jüngling.

Ich mag keine Leibeslänge.
Ist mein Leib nur nicht zu enge
Für den Geist, der ihn besitzt;
Sagt, was mir die Größe nützt?

Kleiner werd ich doch nicht wieder.
Laßt mir dieses Maaß der Glieder,
Jahre! doch mit jedem Schritt
Bringt mir neue Reizung mit.

Bringt den Wangen frische Röthe,
Sanfte Töne meiner Flöte,
Meinen Reden freyen Scherz,
Und Vergnügen in das Herz.

Bringt die Gunst von tausend Schönen.
So will ich die Längsten höhnen.
Ich bin klein; doch immerhin!
Wenn ich nur geliebet bin.

Die

Die kurze Schöne.

Keine Schöne kann ich loben,
Deren Länge, hoch von oben,
Ihre stolzen Blicke zeigt.
Bäume, welche Früchte tragen,
Pflegen nicht so hoch zu ragen,
Als die leere Fichte steigt.

Du ergötzest mich Asträe,
Wenn ich dir zur Seite stehe;
Du bist klein, und so, wie ich.
Dein Geliebter wird dich küssen,
Und zuvor nicht sagen müssen;
Meine Schöne, bücke dich.

Die lange Schöne.

Als die braune Galathee
Von des Leibes schöner Höhe
Ihrer Augen Feuer wies;
Sah ich der Verehrer Menge,
Die des Leibes stolze Länge,
An ihr mit Entzücken pries.

Mich gereute nun der Lieder,
Wo die Pracht erhabner Glieder
Euch, ihr kurzen Schönen, wich.
Und ich wünschte sie zu küßen,
Hätt ich auch schon sagen müßen:
Lange Schöne, bücke dich!

Reue an Chloris.

Chloris war von mir geschieden,
Und ich eilt Astraen nach,
Weil die Liebe zu mir sprach:
Lieb, und laß dich nicht ermüden!

Euch, Astraens kurze Glieder,
Rühmte damals mein Gesang.
Doch nun seyd kurz oder lang;
Meine Chloris kehret wieder.

Lieder
nach dem Tode der Schönen.

Caniz ließ ein Lied erklingen,
Seine Doris zu besingen:
Doch als schon ein düstrer Sarg
Seiner Doris Reiz verbarg.
Besser seufzte nach der Seinen;
Doch sie war schon nicht mehr sein:
Und sein Seufzen und sein Weinen
Drang nicht in ihr Grab hinein.

Dichter, laßt von euren Schönen
Eure Lieder jetzt ertönen,
Jetzt, da noch ihr muntrer Geist
Eure Lieder hört und preist!
Sind sie einmal hingegangen,
Dann bringt eurer Saiten Ton
Euch von ihren schönen Wangen
Keine Küße mehr zum Lohn.

Wirkung des Lobes.

Lob ich meiner Chloris Wangen,
Die mit Röth und Anmuth prangen;
Rühm ich dieses Mundes Pracht,
Der so schön, so reitzend lacht;

Preis ich dieß ihr schnarrend Lallen,
Das den Ohren muß gefallen;
Reizt mich dieses bleiche Haar
Und der weichen Hände Paar;

Spricht mein Mund nicht ohn Entzücken
Von den so bescheidnen Blicken;
Rühmt mein fröhlicher Gesang
Dieß ihr Wesen ohne Zwang:

Sag ich, daß sie mich besieget;
So wird Phyllis auch vergnüget,
Und, verschweigt es gleich ihr Mund,
Giebt es doch ihr Lächeln kund.

Denn sie glaubet diese Waffen,
Die der Chloris Sklaven schaffen,
Werden noch, zu manches Pein,
An ihr gleichfalls sieghaft seyn.

Der Beständige.

Durch die volkerfüllten Gassen
Trieb die Neugier meinen Gang;
Mich manch Auge sehn zu lassen,
Das der Herzen Stolz bezwang.

O wie schmeichelnd, wie verführend
Zischelte sie mir ins Ohr:
Sieh! wie artig, sieh! wie rührend
Kömmt dir diese Schöne vor!

Stralt aus unbekannten Blicken,
Sprach sie, nicht ein reizend Licht?
Ja, mich eher zu berücken,
Zeigte sie mir Chloris nicht.

Aber keine hat von diesen,
Die ich sahe, mich bestrickt:
Nur, die sie mir nicht gewiesen,
Chloris hatte mich entzückt.

Der lehrende Dichter.

Chloris sprach vor langer Zeit:
Thyrsis, lehre mich doch dichten!
Träge, mürrisch und zerstreut,
Säumt ich, sie zu unterrichten.

Mitten in gelaßner Ruh
Hört ich einen Köcher klingen.
Eine Gottheit rief mir zu:
Lehrst du so die Chloris singen?

Nun verzehrt zu meiner Pein
Meinen Geist ein heftig Feuer;
Und von Chloris nur allein
Seufzt die klagenvolle Leyer.

Doch zu meiner größten Quaal
Thut sie nichts, als mich zu hören;
Und ich wünsche tausendmal:
Ach könnt ich sie dichten lehren!

Klage über Abwesenheit.

Chloris gieng ich oft zu sehen;
Aber ein erzürnt Geschick
Rief: So leicht solls nicht geschehen!
Und entzog mir ihren Blick.
Dichter, sprach es, welche lieben,
Müssen sich im Klagen üben.
Wohl! so solst du nicht allein
Ohne Leid und Klagen seyn.

Nun sucht oft mein Fuß vergebens
Ihrer Augen holdes Licht.
Sie, die Freude meines Lebens,
Meine Chloris find ich nicht.
Ja ich will, ich will nur klagen.
Denn seit acht mal sieben Tagen
Hat mich, allzulange Zeit!
Nicht ein Blick von ihr erfreut.

Herrschsucht der Liebe.

Zu der Dichtkunst sprach die Liebe:
Unterwirf mir deinen Sohn;
Denn du weißt ja, meine Triebe
Schärfen deiner Saiten Ton.

Laß mich seinen Mund regieren:
Seine Brust begehr ich nicht;
Wenn, der Chloris Lob zu zieren,
Nur sein Lied von Liebe spricht.

Es geschah, was sie verlangte.
Liebe füllte meinen Mund,
Was für Reiz an Chloris prangte,
That ich mit Entzücken kund.

Wer kann ihre Herrschsucht messen?
Wer ergründet ihre List?
Kaum hat sie den Mund besessen,
Da sie schon im Herzen ist.

Verrätherische Geberden.

Jeder pfleget itzt zu sagen:
Ach! was hat sich zugetragen,
Daß aus deinem Angesicht,
Thyrsis, nichts, als Unruh, bricht?

Doch sie künstlich zu betrügen,
Denkt mein Geist auf tausend Lügen;
Obgleich, was der Mund verschweigt,
Mein Erröthen deutlich zeigt.

Bald sprach ich: die trägen Glieder
Schlägt des Sommers Hitze nieder;
Bald schreib ich der Krankheit zu,
Daß ich träg und mürrisch thu.

Bald sag ich: es kömmt vom Dichten;
Doch wollt ich sie recht berichten,
Müsst ich sagen: Ach erkennt,
Wie mein Herz von Liebe brennt.

Nur zum Seufzen frisch und rege
Machet mich die Liebe träge;
Nur von Liebe bin ich krank;
Nur die Lieb ist mein Gesang.

Der Schooshund.

Schöner Hund, beliebtes Thier,
Sage mir,
Woher kömmst du voll Erfreuen?
Aus der holden Chloris Schoos
Riß ich los,
Satt von ihren Schmeicheleyen.

Ihr hat mich der Liebe Hand
Zugesandt,
Und als ein Geschenk verehret.
Ihre Brust vergnüget sich,
Wenn sie mich
Tausend schöne Künste lehret.

Sie befiehlt, so tanz ich ihr;
Und dafür
Lohnt sie mir mit Leckerbissen.
Mich und sie speist Ein Confect.
Was nur schmeckt,
Darf ich nie voll Sehnsucht missen.

Oft stellt sich mein kühner Zahn
Beissend an,
Wenn sie mich zur Unzeit streichelt.
Oft leck ich, von Dank entbrannt,
Ihre Hand,
Die dem glatten Rücken schmeichelt.

Oftmals, bin ich gleich ein Hund,
Sucht mein Mund
Ihre Lippen zu erlangen.
Zuckt sie gleich; so küß ich oft
Unverhoft
Lüstern ihre schönen Wangen.

Nun so weißt du, wer ich bin.
Laß mich hin,
Daß ich wieder zu ihr eile,
Weil sie mich zu suchen pflegt;
Ja sie schlägt,
Wenn ich mich zu sehr verweile.

Ergötzung der Poesie.

Rühr ich täglich meine Saiten;
So sagt Chloris oft dazu:
Dichten raubt dir Fleiß und Zeiten.
Thyrsis, warum dichtest du?
Aber sollte Chloris fühlen,
Welche Lust ein Dichten bringt,
Das durch zärtlichscherzend Spielen
Holder Schönen Lob besingt:
O! sie sprách aus anderm Munde:
Thyrsis fühlst du keine Pein,
Nur den kleinsten Theil der Stunde
Ohn ein zärtlich Lied zu seyn?

Weiser Entschluß.

Thyrsis, sagt man, willst du lieben:
So erdenke tausend List.
Schleich, und forsch, gleich schlauen Dieben,
Ob die Zeit dir günstig ist.
Sey voll Eifersucht und Wachen,
Schmachtend, unruhvoll, verstellt.
Du mußt hassen, seufzen, lachen,
Wie's der Schönen wohlgefällt.
Doch ich suche Lust und Scherzen,
Die ein süsses Lieben giebt.
Aber sind ich Gram und Schmerzen;
Wohl! so hab ich ausgeliebt.

An den Maler.

Wer entwirft in klugen Bildern
Mir die Göttin, die mich führt?
Wer wird mir die Liebe schildern,
Die in meiner Brust regiert?

Maler, nimm die Kunst zusammen,
Mische Dunkelheit und Licht:
Gieb ihr Pfeile; gieb ihr Flammen,
Und vergiß der Flügel nicht.

Hüte dich, daß ihre Wangen
Kein betrübter Zug verstellt;
Mal auf ihnen ein Verlangen,
Das mit Lachen sich gesellt.

Laß sie tanzen; laß sie singen,
Doch nicht frech, nicht wie ein Kind;
Und noch eins vor allen Dingen,
Male mir sie ja nicht blind.

Hundert Augen laß sie schmücken,
Deren jedes wacht und sieht,
Damit ja so vielen Blicken
Nichts von Chloris Reiz entflieht.

Wahrsagung aus dem Caffee.

Aus des Caffee trüben Reste
That bey jenem frohen Feste,
Phyllis, dir ein kühner Mund
Tausend Glück im Lieben kund.

Unerfahren in den Sachen,
Mußt ich der Prophetin lachen,
Denn wenn es dem Glück gefällt,
Kömmt es wohl unangemeldt.

Doch das Glücke ließ mich hören:
Würd ich sonst an nichts mich kehren,
Gäb ich dennoch hier erfreut,
Was man Gutes prophezeyht. *

* Die lächerliche Erfindung aus dem Caffee wahrzusagen, war damals in der höchsten Mode, und dieß Lied ist durch ein wirkliches Unternehmen von dieser Art veranlaßt.

Wahrzeichen der Liebe.

Daß Damon Chloris liebe,
Verläugnet zwar sein Mund:
Doch seines Herzens Triebe
Thut Stirn und Auge kund.

Er irrt an stillen Orten,
Bald frölich, bald betrübt.
Dieß sagt, trutz Damons Worten,
Daß Damon Chloris liebt.

Daß ich die Chloris liebe,
Bekennt die Zunge zwar:
Doch leg ich meine Triebe
Durch keine Blicke dar.

Durch scherzendes Vergnügen
Mach ich, daß jeder spricht:
Dein Auge kann nicht lügen.
Nein, du liebst Chloris nicht.

Der hartnäckige Dichter.

Ich will dich nicht mehr hören!
So schrecket Chloris mich.
Ich kann dich nicht mehr hören!
Warum bemühst du dich!
Jedoch vor ihrem Wehren;
Vor ihrem stolzen Wehren
Schweigt meine Leyer nicht.
Wenn Chloris nicht will hören:
Will ich euch, Bäume, lehren,
Euch Felder will ich lehren,
Ich will euch, Vögel, lehren,
Was meine Liebe spricht.

Der gefangne Vogel.

Ich Vogel bin gefangen,
Und sehe keinen Wald;
Doch find ich nach Verlangen
Den schönsten Aufenthalt.

Ich hüpfe sonder Sorgen
Im Kefich hin und her:
Und fürchte nicht, wenn morgen
Für mich kein Futter wär.

Mein Lied laß ich ertönen,
Wie mich mein Trieb gelehrt;
Und bin von holden Schönen
Nicht ohne Lust gehört.

Doch wenn mich einst das Glücke
In meine Freyheit setzt:
Eil ich vergnügt zurücke,
Wo mich der Wald ergötzt.

Die Krankheit.

Krankheit drückt die matten Glieder.
Eine Gottheit stärkt mich wieder.
Freude, Scherz, Caffee und Ruh
Schickt sie mir als Aerzte zu.

Meine Krankheit ist vergangen.
Neue Dicke schwellt die Wangen.
Neues Feuer, neue Kraft
Schleicht sich durch der Adern Saft.

Komm, erqvicke mich, o Liebe!
Besser ists, von deinem Triebe,
Als von harter Krankheitspein,
Mager, blaß und träge seyn.

Augen, deren muntre Schwärze
Pfeile nach den Herzen schießt.
Solch ein Mund, der nie dem Scherze,
Oft den Küssen sich verschließt.

Wangen, wo die Freude schwebet,
Und das Lacheln Grübchen gräbt.
Schönheit, die ein Geist belebet,
Den Verstand zum Himmel hebt.

Wo aus redenden Geberden
Anmuth, Witz und Freyheit lacht.
Die nur braucht gesehn zu werden,
Daß gleich Freud und Lust erwacht.

Die Vertreiberin der Schmerzen,
Immer ihres Siegs gewiß; —
Solch ein Bild gefällt dem Herzen;
Liebe, doch wo find ich dieß?

Uebersetzung

der 14ten Ode des Anakreon.

An die Liebe.

Endlich, endlich will ich lieben.
Amor hat mich längst getrieben,
Doch mein Geist war so bethört,
Daß ich ihn nicht angehört.

Drum kam er mit seinem Bogen
Gleich auf mich herzugeflogen.
Mit dem Köcher angethan,
Bot er mir den Zweykampf an.

Sein Begehren zu erfüllen,
Rüstet ich mich gleich Achillen,
Schild und Spieß in meiner Hand,
Wagt ich kühnen Widerstand.

Wenn er schoß, floh ich in Eile,
Und ihm fehlten schon die Pfeile,
Als er selber auf mich sprang,
Und mir bis ins Herze drang.

Aller Muth muß nun verrauchen,
Und den Schild kann ich nicht brauchen;
Denn was hülf ein äußrer Streit,
Da er mir von innen dräut?

* * *

Asträa.

Seh ich einst Asträens Wangen;
Seh ich diese Haare prangen;
Haare, schwärzer als die Nacht,
Wangen, wie des Purpurs Pracht;

Seh ich diese kurzen Glieder,
Diese muntern Augenlieder,
Augen, deren edles Licht
Vieler Herzen Hochmuth bricht;

Seh ich diese leichten Tritte,
Diesen Flug der gleichen Schritte,
Der, nach alter Zeiten Wahn,
Eine Göttin kund gethan;

So reizt mich ein Zug von innen
Und Bewundrung rührt die Sinnen;
Doch das Herz sagt mir dabey:
Denk, daß Chloris freundlich sey.

Gesang der Vögel.

Meynest du, die Nachtigallen
Würden dir so schön gefallen,
Wenn den Ton, der dich bewegt,
Nichts, als Itys* Tod, erregt?

Ihr Gesang zeigt andre Triebe;
Und ihr Lied ist: Liebe! liebe!
Liebe! ruft es ohne Ruh
Der begehrten Gattin zu.

Liebe läßt uns aus den Aehren
Tiefer Wachteln Stimme hören;
Liebe stimmt der Lerche Lied,
Wenn ihr Schwung die Erde flieht.

Liebe macht, daß in den Büschen
Sich der Vögel Töne mischen;
Lieb ists, deren Zauberkraft
Mehr, als Bacchus, Dichter schaft.

* Itys ist eine Person in der traurigen Geschichte der Philomela. Er ward, nach der Sage der Poeten, aus Rache gegen seinen Vater Tereus von seiner eignen Mutter Procne und der Philomela umgebracht, aber auch von ihnen beständig bejammert, selbst, nachdem beide Schwestern in Vögel verwandelt waren.

Der Nebenbuhler.

Als Damon Chloris liebte:
So war auch ich entbrannt,
Und weis, wie michs betrübte,
Wenn Damon überwand.

In ihrer Brust zu siegen
Wünscht ich zwar mir allein:
Doch wollt ich im Vergnügen
Nicht unbeneidet seyn.

Dich kränkts, ihn zu verlieren.
Nun Chloris! Lebe wohl!
Ein Herz muß andre rühren,
Wenn es mich fesseln soll.

Der Caffee.

So oft ich Caffee trinke,
So wallt mein reges Blut.
Wenn dann die heissen Wangen
Mit muntrer Röthe prangen:
Fühlt meine Chloris neue Glut.

So oft ich Caffee trinke,
Erwacht der kühne Geist;
Ihm glückts, in stolzen Bildern
Die Schönen so zu schildern,
Daß sie einst noch die Nachwelt preist.

So oft ich Caffee trinke,
Verweilt zwar meine Ruh;
Doch sie ersetzt ihr Säumen,
Gar bald mit süßen Träumen,
Und hält die Augen fester zu.

Zweifelhafte Liebe.

Wem erzähl ich meine Triebe?
Wer entscheidet, ob ich liebe;
Oder, ob man besser spricht:
Thyrsis, nein! du liebest nicht?

Ich bin itzt nicht mehr entzücket,
Wenn mein Aug auf Chloris blicket;
Und mit seufzender Begier
Irr ich itzt nicht mehr nach ihr.

In den tiefverlornen Sinnen
Werd ich nicht ihr Bildniß innen;
Auch kein girrendes Gedicht
Preist ihr freundlich Angesicht.

Nicht im Träumen, nicht im Wachen
Reizet mich ihr lieblich Lachen.
Nur befremdet meinen Sinn,
Daß ich eifersüchtig bin.

Die Weinlese.

Von des Schlafes Arm umgeben,
Sah ich jüngst mein Vaterland,
Wo ich die gebeugten Reben
Schwer von reifen Trauben fand.
Unter einer Schaar von Schönen
Erndtet' ich den süssen Wein
Bey noch süssern Küssen ein,
Und ich pries, mit frohen Tönen,
Munter, hüpfend, voller Scherz,
Wein und ein vergnügtes Herz.
Mit mir priesen alle Schönen
Munter, hüpfend, voller Scherz,
Wein und ein vergnügtes Herz.

Die hohe Galathee.

Nach der schönen Galathee
Blick ich, wo ich weis und kann.
Stralt sie mir gleich aus der Höhe;
In die Höh seh ich hinan.

Diese Länge stolzer Glieder
Meß ich heimlich und entzückt.
Doch die Augen schlag ich nieder,
Wenn sie selber auf mich blickt.

Ich versuche zu verstecken,
Was mein Auge sich erkühnt,
Das, wenn es die That will decken,
Selbst sich zum Verräther dient.

Galathee auf dem Lande.

Galathee, die die Stadt,
Um vielleicht in diesen Gründen
Ruh und Lust verknüpft zu finden,
Kurze Zeit verlassen hat,
Kömmt, in diesen stillen Triften
Tausend Unheil anzustiften.

Anmuth, Munterkeit und Scherz
Folgt verstohlen ihren Schritten;
Aber vor den stolzen Tritten
Zeigt sich Unruh, Lieb und Schmerz,
Welche, seit sie angekommen,
Ihren Platz bey mir genommen.

Liebe im Munde.

Starke Liebe! zürne nicht,
Wenn oft meine Saiten lügen;
Und mein Herz von deinen Siegen
Nicht, wie meine Lippen, spricht.

Halb bin ich dein Unterthan;
Denn der Mund kennt deine Triebe,
Denn der Mund sagt, daß ich liebe,
Blos damit ich dichten kann.

Nur wenn deine Hand es giebt,
Kann ich dir mich ganz verpflichten;
Und mein Herz wird endlich dichten,
Um zu sagen, daß es liebt.

Liebe im Herzen.

Eine Glut, die ich nicht kannte,
Thaten meine Lippen kund:
Und obgleich das Herz nicht brannte;
Brannte doch der leichte Mund.

Aber die verlachte Liebe,
Der dieß Scherzen nicht gefiel,
Unterbrach die falschen Triebe
Und dieß lügenhafte Spiel.

Sie gebot dem Munde Schweigen,
Und dem Herzen gab sie Glut.
Wahre Flammen wollt ich zeigen:
Aber da gebrach der Muth.

Wozu soll der Mund nun taugen?
Meine Sprach ist zitternsvoll,
Und entfliehet in die Augen,
Wenn die Zunge reden soll.

Göttinnen.

Nicht von alten Götternamen,
Von Saturns und Rheens Samen;
Nicht vom Phöbus göldnen Schein
Soll mein muntres Lied ertönen;
Meine Göttinnen allein
Sind die Lieb und meine Schönen.

Trost für eine kurze Schöne.

Asträe kam zur Liebe
Und brach in Seufzer los:
Ach Liebe! holde Liebe!
Warum bin ich nicht groß?

Ach! siehst du nicht Celinden,
Die über Männer reicht?
Wer preiset nicht Celinden?
Weil sie den Cedern gleicht.

Die Liebe sprach: Asträe!
Was wünschest du dich groß?
Geliebteste Asträe!
Beneid kein fremdes Loos.

Die Länge stolzer Glieder
Ist zwar nicht ohne Pracht:
Doch kurze zarte Glieder
Sind, was euch artig macht.

Laß andre nur gefallen
Durch groß und männlich seyn.
Du wirst noch mehr gefallen;
Sey du nur schön und klein.

An die Liebe.

Wegen Chloris und Astraen
Will ich zu der Liebe flehen,
Daß, eh dieser Lenz entrinnt,
Sie zur Rettung deiner Ehre,
Göttin, deine Glut entzündt,
Die nun sie auch lieben lehre.
Denn daß sie geliebet sind,
Das bedarf nicht deiner Macht;
Ohne daß sie drauf gedacht,
Haben sie es selbst gemacht.

Gleich-

Gleichnisse auf die Liebe.

Meine Liebe gleicht der Schwalbe,
Die zwar ihre Wohnung flieht;
Aber immer wiederkehret,
Und von neuem ungestöret
Ihr gewohntes Nest bezieht.

Meine Liebe gleicht der Bäume
Unbeständig grünem Haupt.
Hat der Frost es gleich entblösset;
Wenn der May das Eis zerflösset,
Steht es wiederum belaubt.

Meine Liebe gleicht dem Schatten,
Der sich auf den Boden malt!
Mit des Lichtes Scheine schwindet;
Mit dem Licht sich wiederfindet,
Wenn sein Glanz von neuem stralt.

Bald verliebt, bald frey von Ketten,
Dieser bald, bald der verpflicht;
Bald voll Scherz, und bald voll Klagen,
Weis mein Herz es nicht zu sagen,
Ob es liebet, oder nicht.

Der rauhe Mund.

Zwar man sagt: Du sollst nicht küssen,
Thyrsis, denn du solltest wissen:
Dein verbrannter trockner Mund
Macht der Schönen Wangen wund.

Doch die Kraft von meinem Munde,
Ob ich heil, ob ich verwunde,
Ob er Weh bringt, oder Lust,
Ist mir selber unbewußt.

Mich zum Küssen anzulocken,
Schuf ihn die Natur so trocken,
Daß ich ihn durch manchen Kuß
Täglich neu erfrischen muß.

Der Name.

Als man dich zur Welt gebohren:
Hieß man dich Eleonoren;
Doch die Liebe sprach dabey:
Munter unter Scherz und Freuden;
Frey und artig, doch bescheiden;
Freundlich, lebhaft in Geberden;
Wie mag dieß genennet werden,
Daß ihr Nam ihr ähnlich sey?

An die Nachteule.

Eule, Königin der Nacht,
Die du samt den Fledermäusen
Manches Herz in Furcht gebracht;
Wenn bey stillen Liebesreisen
In der Nacht dein Unglücksflug
Gram und Schrecken mit sich trug.

Ach daß nie dein Klaggeschrey
Meines Freunds bestürzten Ohren
Ein Prophet des Unglücks sey,
Wenn er nach Eleonoren,
Da dein Flug die Luft durchstreicht,
Seufzend durch die Gärten schleicht.

Frohe Zurückunft.

Jäger kennt man an den Zweigen,
Die sie auf den Hüten zeigen,
Wenn der Wälder grüne Pracht
Ihnen süße Lust gebracht.

Und komm ich vergnügt zurücke
Von der Schönen holdem Blicke;
Macht der Wangen stiller Brand
Und mein Lächeln es bekannt.

Das

Das Spiel.

Also konnt auf Idas Spitzen
Bey der Menschen kühnem Streit
Einst der Gott des Himmels sitzen:
Der, von Gunst und Haß befreyt,
Sieg und Fall bald hie bald da
Still und ruhig übersah:

Wie ich sicher vor den Wettern
Bey des Glückes Schauplatz saß,
Und zum voraus in den Blättern
Beider Theile Schicksal las;
Wie durch ein verwegnes Spiel
Dieser siegte, jener fiel.

Deiner Karten hartes Glücke
War mir zum voraus bewußt.
Chloris, ich sah dein Geschicke,
Und mich kränkte dein Verlust.
Aber ach! des Schicksals Lauf
Hält auch Jupiter nicht auf.

Der blöde Dichter.

Die Nachtigall läßt ohne Scheu
Vor hundert andern Nachtigallen
Die angenehme Stimme schallen;
Vor Lerchen singt die Lerche frey.

Doch will ich nur vor Phyllis singen;
(Wie kömmts? Wer saget mir, warum?)
Die Leyer scheut sich, zu erklingen;
Die Lippen zittern, und sind stumm.

Auf Irenen.

Schönheit sah ich, die entzündet,
Schönheit, die man fern empfindet,
Schönheit, welche nah gefällt;
Schönheit, die mit Ehrfurcht rühret,
Muntre Schönheit, die verführet,
Und doch Ernst mit Huld gesellt.

Augen, welche lebhaft brannten,
Augen, die sich sittsam wandten,
Freundlich, reizend, doch gesetzt;
Blicke, die nicht scherzend spielten,
Blicke, die nach mir nicht zielten,
Aber die mich doch verletzt.

Viel sah ich in einem Leibe,
Viel, das ich entzückt beschreibe,
Viel, was ich nicht sagen kann.
Unter Schönen, unter Dingen,
Die sonst tausend Augen fiengen,
Sah ich nur Irenen an.

Lieder

auf schöne Melodien,

zu denen vorhin ein schlechter deutscher Text gesungen ward.

Denken, und stets vergnügt
Nehmen, was mit uns der Himmel verfügt;
Ferne von Pein,
Und sorglos zu seyn;
Dieß Geschick
Gönnt das Glück
Dem allein,
Welcher verdienet sein Liebling zu seyn.

Leben, und in der Zeit
Alles genießen, was weislich erfreut;
Ein ofnes Herz
Zu Freuden und Scherz;
Dieß Geschick
Gönnt das Glück
Dem allein,
Welcher verdienet sein Liebling zu seyn.

Lieben, und ohne Reu
Niemals empfinden, was Schuldigkeit sey;
Ohn Ueberdruß
Beglückter Genuß;
Dieß Geschick
Gönnt das Glück
Dem allein,
Welcher verdienet sein Liebling zu seyn.

* * *

Mein Mann will nicht; ich darfs nicht wagen.
Ich muß nur immer ernsthaft seyn.
Ich darf nichts aufgeräumtes sagen,
Und was man saget, nicht verstehn.
Den Mund zu spitzen
Und still zu sitzen
Läßt auch nicht fein.
Er kanns nicht hören.
Wer wird mirs wehren?
Itzt darf ich doch wohl freundlich seyn.

Mein Mann will nicht; ich soll nicht spielen,
Das Tanzen ist nur Eitelkeit;
Durch Singen lernt man Liebe fühlen,
Durch Lustigseyn vergeht die Zeit. —
Was geht die Jugend
Die strenge Tugend
Der Alten an?
Die Männer müßen
Nicht alles wißen.
Mich dünkt, daß ich wohl spielen kann.

Mein Mann will nicht Gesellschaft haben.
Es nützet nichts, und kostet Geld.
Ich muß mich lebend selbst begraben
Aus Furcht vor der verkehrten Welt.
Doch was thut immer
Ein Frauenzimmer
So ganz allein?
Er liegt im Neste,
Und schläft schon feste. —
Herr Nachbar! komm er nur herein!

Kleinig-

Kleinigkeiten.

Vorbericht.

Unter den Handschriften finden sich noch einige poetische, aber unvollendete Uebersetzungen, als einzelne Scenen aus dem Shakespear, Maffei und Metastasio, welchen, ob sie gleich an sich für gute Uebersetzungen gelten können, kein Platz in dieser Sammlung zu gehören schien. Eben dieses Urtheil muß ich vom IV Buche des Virgil vom Landbaue fällen, welches er ganz in gereimten Versen übersetzt, und worauf er ehemals vorzüglichen Fleiß angewendet zu haben scheint, indem zwo stark von einander abweichende Uebersetzungen vorhanden sind. Aber keine von beiden ist so glücklich gerathen, daß sie seiner Elektra des Sophokles an die Seite gesetzt werden könnte. Denn beides die erste Arbeit und die nachfolgende Verbeßerung sind Werke seiner frühen Jugend. Hier sind indeßen noch einige kleine Fragmente, die mir artig genug vorgekommen sind, um unter dem Titel Kleinigkeiten ihre Stelle zu erlangen.

Aus der folgenden einzelnen Scene läßt sich schließen, daß das ganze Stück, zu dem sie gehört, unterhaltend gewesen seyn würde; und sie giebt schon an sich selbst eine ganz komische Abbildung von einem verzogenen Kinde.

Die

Die gröſßte Verwegenheit.

Erſter Auftritt.

Hebline. Nanette.

Hebline.

Nanette, komm! Mein goldnes Engelskind!
Mein kleines Herzchen! komm, mein Puppchen!
komm geſchwind!

Nanette.

Was rufen Sie, Mama? Ach! Wie Sie mich erſchrecken!

Hebline.

Ich habe dir was neues zu entdecken.

Nanette.

Ich dacht, es gieng ein Unglück vor.
Sie ruften ja ſo laut. Mir klinget noch das Ohr.

Hebline.

Du armes Kind! Doch laß dir nur erzählen . . .

Nanette.

Sonſt nichts? Ich bin darum vom Nachttiſch weggerannt.
Mein Kopfzeug iſt verderbt, und mein Toupee verbrannt.

Hebline.

Du armes Kind! Doch laß dir nur erzählen.
In diesem Briefe les ich was . . .

Nanette.

Sehn Sie mich an. Sehn Sie, ich bin ganz blaß.

Hebline.

Du armes Kind! was sollte dir denn fehlen?

Nanette.

O ja! genug. Mir thut der Kopf so weh.

Hebline.

Du armes Kind! Das macht wohl dein verbrannt Toupee.

Nanette.

Sehn Sie denn nicht? Mir zittern alle Glieder.

Hebline.

Ich seh es! Ach komm gleich, und setze dich hier nieder.

Nanette.

Ach nein! Ich will zu Bette gehn.
Ich kann nicht mehr auf meinen Füßen stehn.

Hebline.

Ach nein, mein Herzchen! Nein! Du englische Nanette!
Nur heute bleib gesund, und leg dich nicht zu Bette.

Nanette.

Ja! hätten Sie mich nur nicht so erschreckt.

Hebline.

Sey heut ein bischen aufgeweckt!

Nanette.

Ich kann ja nicht.

Hebline.

Du mußt dich zwingen.
Du kannst ja sonst so artig seyn;

Du lächelst ja so hübsch; du scherzest ja so fein;
Du nimmst mir sonst das Herz ganz ein.

Nanette.

Doch heut ist nichts aus mir zu bringen.
Ich bin nicht aufgeräumt.

Hebline.

Hör mich nur erstlich an.
Ich weis schon was, das dich ermuntern kann.
Sylvander kömmt zu uns.

Nanette.

Soll der mich munter machen?

Hebline.

Du pflegst ja sonst gern über ihn zu lachen.

Nanette.

Der alte Kerl! Ich kann ihn nicht ersehn.
Er kann nur wieder hin nach seinem Feldbau gehn.

Hebline.

Er wird dir schon die Zeit vertreiben.

Nanette.

Nein! ich will heut alleine bleiben.

Hebline.

Er bringt uns seinen Sohn vom Lande mit herein.

Nanette.

Sein Sohn? Das muß ein schön Geschöpfe seyn.

Hebline.

Gewiß, ein schön Geschöpf! Willst du ihn sehen?

Nanette

Nein!

Hebline.

Ach sieh ihn doch, mein Kind; ich weis, du wirst ihn loben.

Nanette.

Ich glaube, daß er viel zu loben an sich hat.
Er kömmt zum erstenmal vom Lande nach der Stadt.

Hebline.

Ich hab ihn recht für dich von Kind an aufgehoben.

Nanette.

Für mich, Mama?

Hebline.

Mein Schätzchen, ja! für dich!

Nanette.

Ich danke sehr dafür. Sie sorgen schön für mich.

Hebline.

Ich hab ihn recht für dich erziehen lassen.
Er ist der munterste, gesundste, schönste Mann,
Den man im Lande finden kann.

Nanette.

Eh ich ihn seh: so muß ich ihn schon hassen.

Hebline.

Nun! was hat er dir denn gethan?

Nanette.

Die Hofnung dürfen Sie nur gleich im voraus fassen,
Daß der gesunde muntre Mann
Mich übelaufgeräumt und todtkrank machen kann.

Ich will nichts sehn, nichts hören.
Bringt mir nur niemand vors Gesicht!
Mein Eigensinn mag mich beschweren.
Den haß ich, wer ihn sucht zu stören;
Und was man will, das will ich nicht.

Ich seh nicht, was mich qvälet;
Doch qvält mich dieß und das.
Ich weis nicht, was mir fehlet.
Genug, mir fehlet was.

Ich will nichts sehn, nichts hören.
Bringt mir nur niemand vors Gesicht.
Mein Eigensinn mag mich beschweren.
Den haß ich, wer ihn sucht zu stören;
Und was man will, das will ich nicht.

Auf
den Geheimbden Rath
Johann Gottlob Heineccius.

Gebote der Natur! Gebote kluger Staaten!
So wie er euch gelehrt, so hat er euch erfüllt.
Der Rechte Priesterthum erschien in seinen Thaten,
Und der Gesetze Buch war seines Lebens Bild.
Ihr Schriften dauert nur! Laßt seinen Namen leben!
Ihr Werke seines Geists, zeigt ihn der fernen Zeit!
Doch wißt, ihr könnt sein Bild der Welt nicht völlig geben.
Das wenigste von ihm raubt ihr der Sterblichkeit.

* * *

Der Menschen bester Schmuck, das edelste der Seelen,
Die Schönheit, welche noch im Himmel Schönheit bleibt;
Die Tugend kann sich selbst der Nachwelt nicht erzählen,
Ob die Gelehrsamkeit sich gleich ein Denkmal schreibt.
Wahr ists; was hier nicht lebt, ist drum nicht ganz verdorben.
Den Himmel selber schmückt der ächten Tugend Zier.
Sie ist zwar nie sich selbst, doch bald der Welt gestorben,
Und wenn sie dort schon glänzt, verlöschet sie doch hier.

LB Coburg

Glück-

Glückliches Alter der Liebenden.

Zwey Herzen, die bey Lust und Leide
Verknüpft ihr graues Haar erlebt,
Wo allzeit nach des Einen Freude
Des andern Liebe sich bestrebt,
Wo durch die Reih von langen Tagen
Ein Trieb geherscht, und nur Ein Sinn;
Sind Stützen, die einander tragen.
Wer Eine fällt, reißt beide hin.

Ihr Umgang läßt sie nicht ermatten,
Macht Arbeit schön, und Sorgen leicht;
So bald ein Wort des treuen Gatten
Die Schläfrigkeit vom Auge streicht;
Wenn kluge Huld und zärtlich Rathen,
Und selbst im Alter Munterkeit
Dem Gatten Lust zu schweren Thaten,
Und zum Vollführen Kraft verleiht.

* * *

Wie schön ists, wenn von alten Zungen
Der Jugend muntres Feuer spricht!
So reizend, männlich, ungezwungen
Ergötzt der Jugend Lachen nicht.
Erfahrung giebt hier die Gedanken,
Und muntrer Witz den Ausdruck her;
Als ob in Einer Laufbahn Schranken
Das Alter und die Jugend wär.

Urtheile der Welt.

Man tadelt oder lobt, und richtet kühn die Welt,
So daß die Leidenschaft die falsche Wage hält;
Und wenn die Schale nicht sich ihr nach Willen senket,
Zur Wahrheit ein Gewicht erdachter Lügen henket.
O Misbrauch, welcher Lob und Tadel kraftlos macht,
Und manches Herz verführt, daß es der Ehre lacht.

Musik.

Die zaubernde Musik sagt mit beredten Tönen
Zwar Freude, Traurigkeit, Furcht, Hofnung, Liebe, Sehnen;
Nie aber hat die Kunst noch einen Ton erdacht,
Der gnug die Dankbegier der Herzen kundbar macht.

Irene.

Irene.

Stille Ruh gelaßner Triebe
Nimmt uns an Irenen ein;
Möcht ihr Geist nur in der Liebe
Nicht auch zu gelassen seyn!

Tugend und Glück.

Die Tugend, die ihr Eifer leitet,
Daß sie auf edeln Wegen tritt,
Geht, wenn sie Ehr und Glück begleitet,
Die ebne Bahn mit zwiefach schnellern Schritt.

Vaterliebe.

Vergnügter Lohn der Aelternliebe!
O süßer Sorgen süße Frucht!
Ein Vogel folgt dem zarten Triebe,
Und nährt mit Freuden seine Zucht.
Doch weder Storch noch Taube bauen
Den Kindern ein gewißes Nest.
Der Mensch nur kann sie glücklich schauen,
Eh er sie aus den Armen läßt.

Historische Abhandlungen.

Vorbericht.

Auch folgende beide historische Aufsätze schienen unter den Papieren meines seligen Bruders des Druckes würdig zu seyn, und besonders in diesem Bande, worin der Scherz und die Frölichkeit so viele Blätter einnehmen, eine anmuthige und nützliche Abwechselung zu machen. Es sind sonst auch von ihm Gedanken über den Charakter Kaiser Conrad III vorhanden, die aber, einige wohlausgearbeitete Stellen ausgenommen, zu viel von einer jugendlichen Uebung an sich haben; und über die älteste Abstammung des glorreichen Hauses Oldenburg, deren Bekanntmachung ich einer andern und beqvemern Gelegenheit vorbehalte.

Was hier von der Achtserklärung Heinrich des Löwen gesagt ist, wird, ob es gleich diese Materie nicht ganz erschöpft, vieles beytragen, die zwey Bücher des Heldengedichts verständlicher zu machen.

Die Abhandlung über einen besondern Fall in der Castilianischen Thronfolge ist kurz vor dem Tode des Verfassers geschrieben. Sie war für ein Journal bestimmt, das er

zu unternehmen gedachte, und worin witzige und historische Sachen abwechseln sollten. Diese Abhandlung erweist einen beträchtlichen Fehler, den ein berühmter Geschichtschreiber, vermuthlich blos aus Nachläßigkeit, begangen. Da es anitzo mehr als jemals Mode ist, ausführliche Werke zu schreiben, zu übersetzen und zu lesen, welche die Geschichte eines ganzen Reichs zusammen faßen, und sich desto weniger um kleinere und zuverläßigere Schriften der Zeitgenoßen zu bekümmern, so kann ein solches Beyspiel etwas beytragen, die nöthige Behutsamkeit bey dem Gebrauche solcher groſsen Werke einzuflößen, die nicht immer mit gleicher Treue und gleichem Fleiße geschrieben sind.

Gedan-

Gedanken über die Achtserklärung Heinrichs des Löwen.

Es giebt in Rechtssachen eben sowohl, als bey den Kriegen, andre Ursachen, warum man einen Proceß anspinnet, und andre Ursachen, welche man äußerlich vorwendet. Insonderheit wenn sich Staatsabsichten miteinschleichen, und wenn die Gerechtigkeit über einen Staatsmann zu urtheilen oder einen Handel unter den Großen zu schlichten hat; so sieht man nicht allein, daß angesehene Minister einer andern Ursache wegen gerichtet, und aus ganz andern Bewegungsgründen gestrafet werden; sondern man sieht auch unter freyen Fürsten, die in gewisser Verbindung mit einander stehen, und noch einen Richter erkennen, daß die Staatsabsichten gleichsam die Seele ihrer Processe sind. Sie suchen ihre Rechte alsdann hervor, wenn ihnen diese entweder befehlen oder erlauben, sich mit einem andern

Hause zu veruneinigen. Sie processiren um Eine Sache, damit sie eine ganz andre erhalten mögen, die sie ihrem Gegner auf keine andre Weise abzwingen können. Sie gehen in ihren Sachen hitziger oder kaltsinniger zu Werke, nachdem sie es für beqvem finden, von ihrem Gegner diese oder jene Gefälligkeit, die sie suchen, zu erhalten. Ich sage dieses nicht deßwegen, als ob ich es überhaupt misbilligte. Denn wenn die Gerechtigkeit erst eine Unternehmung gut heißet, so hat die Klugheit allerdings so dann das nächste Recht, darüber befragt zu werden, und wenn niemand anders darunter leidet, entweder dieselbe gar zu unterlassen oder sie so zu führen, daß sie uns in andern Dingen behülflich, wenigstens nicht hinderlich seyn muß. Es ist aber doch auch nöthig, so weit es die Ehrfurcht gegen die Großen zuläßt, diese Bewegungsgründe zu untersuchen. Oefters läßt sich daraus ein Verfahren rechtfertigen, welches zwar nicht mit der Gerechtigkeit, aber mit der Großmuth zu streiten scheint. Oefters sieht man unter diesen heimlichen Ursachen etwas mehr, als bloße Bewegungsgründe, einen andern zu verfolgen; und ein Verbrechen des Gegners, welches größer ist, als dasjenige, worüber man ihn anklagt, welches aber der Welt nicht füglich entdecket werden kann. Und dieses rechtfertiget so gar zuweilen, was äußerlich eine Grausamkeit zu seyn scheint. Oefters aber erfährt man auch daraus, welchen Leidenschaften man es zuzuschreiben hat, wenn man einen Großen unschuldig befindet, und doch verurtheilt sieht.

Wenn man auf diese Weise die Achtserklärung Heinrichs des Löwen untersuchen, und nach den Gesetzen der Gerechtigkeit beurtheilen will; so findet man dreyerley besonders zu erwägen: erstlich die Ursachen der Verfolgung des

Kayfers

Kayſers gegen Heinrichen; hernach die Klagen, welche wider ihn angebracht worden; und endlich die Art, wider ihn zu verfahren; zumal da Heinrich auch dieſe letztere niemals für gültig erkennen wollen.

Wenn ich etwas zur Vertheidigung Heinrichs ſage; ſo thue ich, was viele große Männer gethan haben, denen die alten Geſchichte am meiſten bekannt geweſen ſind. Nicht allein die Niederſachſen haben aus dieſem Fürſten einen großen Helden gemacht; ſondern auch unter den Oberſachſen hat der Herr von Bünau in ſeinem Leben Friedrichs des Erſten ihm das Wort nicht wenig geredet. Unter den Alten finde ich ebenfalls eine große Hochachtung für Heinrichen; und diejenigen, welche ſeinen Fall erzählen, thun es meiſtentheils ſo behutſam, daß ſie denſelben weder recht noch unrecht zu ſprechen ſcheinen; außer daß Conrad von Auersberg die Dinge auf der übeln Seite vorſtellet. Unterdeſſen hat ein Obrer allezeit das Vorurtheil für ſich, daß er nicht ungerecht verfahren werde. Die billige Ehrfurcht, die wir gegen alle haben ſollen, die über andre geſetzt ſind, macht, daß wir öfters diejenigen auch ohne Schuld für ſchuldig erkennen, die von ihnen dafür erkannt worden ſind. Hierzu kömmt noch der Ruhm des Kayſers, welcher allerdings ſeinen großen Grund hat; und das Unglück Heinrichs, welches, wie das Unglück insgemein zu thun pflegt, inſonderheit neuere Geſchichtſchreiber auf die Seite ſeiner Gegner gezogen hat, daß ſie ihn eben deßwegen erniedrigen, weil er von dem Reiche verurtheilt und von dem Kayſer ſeiner Länder entſetzet worden.

Wenn ich nicht alles anführe, was hieher gehören könnte, und wenn ich nicht viel zu demjenigen hinzuſetzen kann, was bey den neuſten Geſchichtſchreibern ſchon angeführet worden: ſo wird man mir es zu gute halten, da es

eine größre Belesenheit, als die meinige, erfoderte, etwas in den Geschichten zu finden, welches diesen nicht schon bekannt gewesen wäre.

Dem Kayser Friedrich muß man das zum Ruhme zugestehen, daß er alle seine große Einsicht und Tapferkeit angewendet, die Hoheit des deutschen Reiches und der deutschen Kayser zum höchsten Gipfel zu bringen. Denn wer sollte nicht gezwungen seyn, dieses an einem Kayser zu erkennen, welchem die Dänen * und Polen die Lehenspflicht abgeleget; welcher so viele Völker so oft nach Italien geführet, und die welschen Städte, die in den Zeiten Conrad des dritten der kayserlichen Oberherrschaft entwohnet waren, wieder zu ihrer Schuldigkeit gebracht; welcher einem einzigen Pabste, der ohne seinen Willen den Stuhl besteigen wollte, drey Päbste nach einander entgegen gesetzet; und welcher vielleicht nicht aufgehöret hätte, den Pabst zu verfolgen, wenn der unglückliche Ausgang seiner Sachen und seine Uneinigkeit mit Heinrich dem Löwen ihn nicht gezwungen hätte, Friede zu machen. Es scheinet nicht ohne Grund, als ob er, diese seine Hoheit besser zu beschützen, auch die Macht der deutschen Fürsten, wenn sie groß war, für gefährlich gehalten. Heinrich Stero sagt, daß er eben deßwegen die Markgrafschaft Oesterreich von der Herrschaft der bayerischen Herzoge losgemacht und noch einige andre bayerische Grafschaften dazugeschlagen, damit Bayern ins künftige sich nicht so sehr wider die Befehle der Kayser auflehnen möchte, und daß dadurch die Macht der bayerischen Herzoge ziemlich geschwächet worden.

Mehr

* Auf was für Art es von K. Waldemar I geschehen sey, und ob diese Handlung Kayser Friedrichen wirklich zur Ehre gereiche, sieht man am besten aus dem wohl unterrichteten Geschichtschreiber dieser Zeiten, dem Saxo Grammaticus.

Mehr konnte Friedrich zu Anfang seiner Regierung nicht thun, wenn er nicht Uneinigkeit im Reiche haben, und den vornehmsten Endzweck, warum man ihn zum Kayser erwählet hatte, nämlich daß er die Hohenstaufen und Welphen vereinigen sollte, aus den Augen setzen wollte. Er gab also Heinrichen Bayern, welches sein Vater mit Sachsen zugleich besessen hatte, obwohl etwas geschwächet, wieder, und er erhielt dadurch alles, was er, und das Reich suchen konnte. Da er auch Einmal Heinrichen zum mächtigen Herzoge machen mußte; so bediente er sich seiner Macht, so gut er konnte, und sie war ihm insonderheit in seinen italiänischen Zügen von großer Hülfe. So lange der Kayser auch noch keinen erwachsenen Sohn und an Heinrichen einen so nahen Anverwandten hatte; so mischte sich in alle dergleichen Handlungen viel Güte gegen Heinrichen und zugleich die Betrachtung, daß diese Größe Heinrichs nach ihm dem kayserlichen Ansehen selbst nützlich seyn könnte, nachdem er den Heinrich nach Herzog Friedrichen von Franken, Conrads des dritten Sohne, zu seinem Nachfolger ausersehen hatte. Diese letztern Gedanken mußten sich natürlicher Weise verändern, da Friedrich Prinzen aufwachsen sah, welche allem Ansehen nach sein Geschlecht nicht so bald untergehen lassen würden. Und Friedrich mußte nunmehr am allermeisten darauf denken, wie er es so weit brächte, daß er seinen Kindern nicht einen gefährlichen Widerpart an demjenigen hinterließ, den er vorher selbst zu seinem künftigen Nachfolger bestimmt, und ihm dadurch mehrere Lust zur Krone gemacht hatte. Durch diese Ueberlegung mußte es nothwendig geschehen, daß Friedrich in seiner Aufführung gegen Heinrichen nunmehr ganz andern Gründen folgte, und daß er erst sich seinem fernern Wachsthume entgegen setzte, und hernach

auch ein Auge darauf richtete, wie er sich seiner Lande, wenigstens nach seinem Tode, versichern möchte, welches alles die erste Uneinigkeit zwischen diesen beiden Helden veranlaßte.

Was die Gemüthsbeschaffenheit Heinrichs betrifft, so kann man sich die Abbildung davon nicht vortheilhafter machen, als Radewich sie gemacht hat, dessen Endzweck doch eigentlich ist, Friedrichs Thaten zu beschreiben. „Der „Herzog von Sachsen und Bayern, sagt er, hatte in sei„ner ersten Jugend Vater und Mutter verloren. Als er „heranwuchs; so befand er sich sehr stark an Kräften; er „hatte eine überausvortheilhafte Gesichtsbildung; das „stärkste an ihm aber war sein Geist. Er ließ sich nicht „durch Ueppigkeit und Trägheit verführen; sondern reiten, „nach dem Ziele schiessen, mit seinesgleichen um die Wet„te laufen, dieß waren seine Beschäftigungen, wobey er „sich so bezeigte, daß er an Ruhme alle seinesgleichen „übertraf, und dennoch bey allen beliebt war. Seine „größte Sorgfalt gieng auf die Bescheidenheit, auf den „Wohlstand, insonderheit aber auf ein strenges Wesen. „Er bemühte sich die Tapfern in der Tapferkeit, die Be„scheidnen in der Bescheidenheit, und die Mässigen in der „Mässigkeit zu übertreffen. Er wollte lieber rechtschaffen „seyn, als scheinen. Je weniger er also nach Ruhme „strebte: desto mehr erlangte er ihn. Bey allen rühm„lichen Handlungen suchte er das meiste Gute zu thun, „und das wenigste von sich zu reden. Kurz, seine Tugend „war, so weit wir uns nur erinnern können, so hoch über „alles erhaben, daß es scheint, als ob in diesem berühmten „Manne unsre Zeiten ihren Cato gefunden hätten.

Man kann aus dieser Beschreibung wenigstens die Hochachtung sehen, worinnen Heinrich zu seinen Zeiten gestan-

standen, und wenn man glauben will, daß der Grad seiner Vollkommenheiten von dem Geschichtschreiber erhöhet worden; so wird man doch wenigstens nicht das Herz haben, zu sagen, daß sie ganz erdichtet sind. So viel ist wohl nicht zu läugnen, daß die Strengigkeit seinen Hauptcharakter ausmachet, und daß dieselbe, da sie ihm von Natur eingepflanzet war, durch seine beständigen Kriege noch vermehret worden. Er wollte niemals eine Sache durch Gefälligkeiten erwerben, von der er glaubte, daß man sie ihm schuldig wäre, wie er es unter andern selbst in seinem Unglücke bewies, da er des Kayfers Verzeihung nicht mit fünftausend Mark Silbers erkaufen wollte, und da er hernach lieber ins Elend gehen, als sich mit zweifelhafter Hofnung, seine Länder wieder zu erlangen, in den Kreuzzug begeben wollte. Er strafte seine Feinde allezeit auf das härteste, und er war in keiner Sache dem Cato ähnlicher, als darinnen, daß er die Gerechtigkeit allezeit auf das höchste treiben wollte. Hierzu kömmt noch, was Meibom von ihm saget. Ich weiß zwar nicht, woher er es genommen; aber sein Eifer, Gutes von Heinrichen zu sagen, überredet mich, daß er ihm nicht zu nahe gesprochen haben wird. Er sagt: „Heinrich konnte von Natur nichts we„niger, als Beschimpfungen verdauen. Seine Augen „funkelten; er glühte und sein ganzer Leib zitterte vor „Zorn, wenn ihm etwas dergleichen wiederfuhr, so daß man „auch dieser Ursache wegen sagen kann, er sey mit Recht „der Löwe genennet worden.

Man fodert zuviel, wenn man haben will, daß ein Herzog des deutschen Reiches allezeit, so wie der Kayser, denken solle. Wenn dieser letztere wünscht, daß des erstern Macht, wo nicht vermindert würde, dennoch nicht weiter anwüchse; so denket der erstere, wenn er auch noch

so uneigennützig ist, auf die Vermehrung seiner Macht; und je aufrichtiger er den Endzweck hat, dieselbe nicht zum Schaden, sondern zum Nutzen des Kayfers und des Reichs anzuwenden; desto mehr hält er sich für beleidigt, wenn er daran, auch aus noch so guten und dem Reiche ersprießlichen Ursachen, verhindert wird. Die Absichten der rechtschaffensten Leute können so zusammenstoßen, daß daraus nothwendig Uneinigkeiten entstehen, und daß man nicht so leicht die Gränzen bestimmen kann, wie weit dieser oder jener Recht habe, weil jegliche Person nach den Regeln handelt, die ihr der Nutzen und das Aufnehmen ihres Standes insbesondre an die Hand giebt. So sehr also dem Kayser Heinrichs Größe gefährlich vorkam; so sehr suchte dennoch dieser dieselbe zu vermehren, und er sorgte nicht allein für das Aufnehmen der Staaten, die er schon hatte, mit ausnehmendem Fleiße: sondern er suchte auch noch mehrere an sich zu bringen.

Nachdem ich also so viel von dem Charakter und den Absichten Friedrichs und Heinrichs vorgebracht habe, als nöthig scheint, die Zwistigkeiten dieser beiden Helden zu erklären: so komme ich nunmehr darauf, daß ich dieselben von ihrem ersten Anfange erzähle.

Im Jahre 1160. hatte noch Friedrich den Herzog Heinrich, wo er etwa auf seinen Zügen in Italien das Leben einbüßen sollte, zu seinem Nachfolger erkläret, nachdem er sich erst im Jahre 1156. mit seiner letzten Gemahlin, von welcher seine vier Prinzen geboren wurden, vermählet hatte. Im Jahre 1168. aber ward der erste Grund zu der Verbitterung zwischen dem Kayser und Heinrichen geleget.

Welf, Heinrichs Vaterbruder, war der Regierung in Toscana und andern Ländern von Oberitalien überdrüssig.

Er

Er wollte sie Heinrichen überlassen; er foderte aber Geld von ihm. Es ist merkwürdig, daß Otto von St. Blasio ausdrücklich sagt, es sey auf das Eingeben unterschiedner übler Rathgeber geschehen, daß Heinrich ihm dieses Geld hernach zurückgehalten, weil er geglaubt, Welf würde ohnedem bald sterben. Winkelmann berichtet in dem Stamm- und Regentenbaume der Herzoge zu Braunschweig-Lüneburg; es sey deßwegen geschehen, weil Herzog Welf sehr frey und verschwenderisch gelebet. Unterdessen gab Friedrich dem Herzoge dieses verlangte Geld, und ließ sich von demselben zum völligen Erben einsetzen. Denn Friedrich war nach Heinrichen dessen nächster Anverwandter. Genug, Heinrich kam durch diesen Streich um ein Herzogthum, welches er schon zu haben glaubte, und welches er durch das Eingeben solcher Rathgeber verlor, die ihm dieses nicht ohne besondre Absichten rathen konnten. Wenn jemand auf die Muthmaßung fallen will, daß Friedrich selbst unter der Hand an diesem Rathe Theil gehabt, und dieses mit den Absichten und dem Charakter Friedrichs unterstützen will, so würde zwar seine Muthmassung nicht für unumstößlich zu halten, doch auch aus den Regeln der Wahrscheinlichkeit nicht so leicht zu widerlegen seyn. Ueber diese That Friedrichs haben sich die Geschichtschreiber der neuern Zeiten öfters beschweret. Dennoch glaube ich, daß die That an sich selbst gerechter ist, als die Art zu seyn scheint, womit sie Friedrich vornahm. Obgleich das Lehnrecht der damaligen Zeiten noch sehr ungewiß ist; so hatte doch Heinrich in der That kein großes Recht auf diese Lande. Sie waren Welfen zuerst gegeben worden, und also ein neues Lehn. Heinrich, als dessen Brudersohn, war also kein eigentlicher Nachkomme desjenigen, der das Lehn auf die Familie gebracht hatte, wie

doch zu einem ungezweifelten Erben desselben erfordert wird. Ueber dieses hatte Welf, wie Hahn saget, diese Herzogthümer statt einer Vergütung für Bayern bekommen. Friedrich aber hatte Heinrichen dieses Herzogthum wiedergegeben, und Heinrich konnte also nicht mit Rechte zugleich die Sache und den Werth derselben verlangen. Es wundert mich also, warum Friedrich so viele Umstände gemacht, und einer Sache, die an sich selbst gerecht war, durch die Wege, dadurch er dazu gelangte, den Schein gegeben, als ob er wenigstens nicht großmüthig genug handelte. Denn in der That wäre es großmüthiger gehandelt gewesen, Heinrichen keine Hofnung zum Erbtheile zu lassen; als einen Fürsten deßwegen um die gewisse Hofnung eines Landes zu bringen, weil er, als ein Herr, der der Ueppigkeit feind war, seinem Vetter kein Geld zu einem unmäßigen Aufwande vorschießen wollte; zumal da Friedrich diesen Vortheil seinem treusten und eifrigsten Gehülfen und Beystande aus den Händen spielte. Unterdessen kennet man überhaupt die Art der Menschen zu wohl, als daß dieses nicht mit unter die Dinge zu rechnen seyn sollte, dadurch Heinrich beleidiget worden. In der That ist es verwunderswürdig, daß man nicht eben findet, daß der Herzog sich über dieses Verfahren beschweret habe. Seine Gemüthsart, welche niemals mit vieler Verstellung umgegangen, und sein Zorn bey den Beleidigungen sollten uns gleichwohl nicht glauben lassen, daß der Herzog sich dabey verstellet, und diesen Schmerz verbissen habe. Das einzige, was hierbey zu muthmaaßen übrig bleibet, ist dieß, daß Friedrich ihn auf andre Weise zu besänftigen gesucht haben werde. Der Kayser that auch noch in diesem Jahre etwas zu seinem Dienste, das aber freylich den Verlust einer so großen Erbschaft nicht zu ersetzen scheint; denn

er

er machte Friede zwischen dem Herzoge und seinen Nachbaren, welche ein Bündniß wider ihn geschlossen hatten. Daß aber dieser Vortheil nicht allzugroß gewesen sey, erkennet man daraus, weil Heinrich in diesem Kriege mit seinen Nachbaren mehr Sieger, als Besiegter, war; indem er, auch mitten in der Unruhe, den metallnen Löwen in der Burg Dankwarderode aufrichtete, der gegen Osten sah, wo seine Feinde meistens herkamen, und ihnen den offnen Rachen entgegen wies.

Auf diese erstere Beleidigung folgte einige Jahre hernach eine andre, welche den Herzog nicht weniger verdriessen mußte. Heinrich war in das gelobte Land gegangen; nicht daselbst Krieg zu führen, sondern bloß seine Andacht zu verrichten. Er hatte diesen Zug in Begleitung einiger tausend Mann angetreten. In allen Ländern, wodurch er gieng, ward er mit der größten Freundlichkeit aufgenommen. Der Kayser selbst gab ihm Gesandte mit, um ihm einen geneigtern Empfang bey dem griechischen Kayser zu verschaffen. Es war also vermuthlich, daß Heinrich, wo nicht ein besondres Unglück vorfiele, gesund wieder kommen würde, zumal da er damals nicht über vierzig Jahre alt seyn konnte. Dennoch zeigte der Kayser so viel Besorgniß, als ob Heinrich nicht lebendig zurückkommen würde, daß er 1173. nach Sachsen gieng, und die Befehlshaber aller Städte, theils durch Schrecken, theils durch heimliche Versprechungen, dahin brachte, daß sie schwuren, die Festungen niemanden anders, als ihm, zu übergeben, wenn Heinrich nicht wiederkommen sollte. Eine Verordnung, die auf den Todesfall eines Mannes, der sich zumal erst vor kurzen vermählt, ohne seinen Willen und sein Vorwißen gemacht wird, pflegt natürlicher Weise zu beleidigen. Man sieht niemals gern, daß die

Vor-

Vorsichtigkeit andrer schon bis auf unsern Sterbetag sich erstrecket, zumal wenn es mit einer Art geschiehet, welche etwas mehr bezeiget, als daß er blos vermuthet werde, und welche einigen Verdacht giebt, daß man ihn mit Begierde erwarte. In der That verrieth Friedrich seine Absicht, Heinrichs Lande an sich zu bringen, dadurch zu sehr. Und Heinrich konnte bey seiner Wiederkunft leicht auf die Gedanken gerathen, daß es an nichts, als an seinem längern Außenbleiben und einem erdichteten Gerüchte von seinem Tode gefehlet, um nicht alle seine Länder in Friedrichs Händen zu sehen. Unterdessen besuchte Heinrich bey seiner Wiederkunft den Kayser zu Augsburg, und man kann nicht sagen, ob er damals, da er noch nicht in seinem Lande gewesen, die Beleidigung des Kaysers verschmerzt oder sie noch nicht gewußt habe. Denn es ist nichts Wunderbares, wenn ein Mensch, dem eine Sache Verdruß verursachen muß, dieselbe zuletzt erfährt. Wir lassen diejenigen, die uns eine Nachricht geben, immer etwas mit von der Verdrießlichkeit derselben empfinden. Es ist daher nichts neues, wenn z. E. ein Mann die Ausschweifungen seiner Frau zuletzt weis, wenn gleich alle Leute um ihn herum davon reden. Und es war eben so wenig zu verwundern, wenn weder seine eignen Unterthanen ihm die Nachricht gaben, daß sie sich durch Schrecken oder heimliche Versprechungen verführen lassen, noch auch Fremde ihm zeitig sagten, daß der Kayser sich seine Länder gefallen liesse.

Dieses muß ich überhaupt gestehen, daß die alten Geschichtschreiber bey ihrer Erzählung von Friedrichs und Heinrichs Zwiste auf diese älteren Beleidigungen nicht zurückgesehen haben, und daß sie selber, wenn sie diese Umstände, wo es die Ordnung ihrer Geschichte mit sich

bringet,

bringet, erzählen, nicht bemerken, daß Heinrich dadurch beleidiget worden. Bloß die neuern Geschichtschreiber haben meines Wissens jener alten Beleidigungen bey dieser Gelegenheit erwähnet, und den Samen zu der letzteren Uneinigkeit und die Ursache, warum Heinrich dem Kayser seinen Beystand versaget, darinnen gefunden. Man wird auch dieses nicht für unwahrscheinlich halten, wenn man Achtung giebt, wie es mit Leuten, welche am wenigsten ihren Zorn bergen können, herzugehen pflegt. Wenn sie gleich vorher etwas übersehen, und wenn gleich eine oder die andre Beleidigung sie noch nicht in den Harnisch gebracht hat; so darf man noch nicht denken, daß dieselbe deßwegen ganz vergessen ist. Eine neuere Beleidigung bringet alle die vorhergehenden wieder ins Gedächtniß; und wenn keine Beleidigung einzeln mächtig genug ist, jemanden zornig zu machen, so kann es die Anzahl derselben thun. Denn dieses ist die Art der Dinge, welche die Einbildungskraft rühren, und in Bewegung bringen; wozu sie einzeln nicht vermögend sind, das thut öfters ihre Menge. Eben so giebt es gewisse Gründe, welche einzeln weder einen Beweis, noch eine merkliche Wahrscheinlichkeit, ausmachen; dennoch aber, wenn sie zusammengenommen sind, uns eine hohe Stufe der Wahrscheinlichkeit zeigen.

Man kann aber auch nicht für gewiß sagen, daß Heinrich die Beleidigungen des Kayfers nach seiner Wiederkunft aus dem gelobten Lande in der Stille verschmerzet habe. Denn seit dieser Zeit hat ihm Heinrich nicht wieder beygestanden, obgleich Friedrich im Jahre 1174. nach Italien gieng, und das ganze Reich, als Heinrich eben abwesend war, beschlossen hatte, daß Friedrich diesen Zug unternehmen sollte.

Unter-

Unterdessen brauchte Friedrich kurze Zeit darauf Heinrichs Beystand; und zwar so, daß er ihn damalen ganz allein für geschickt hielt, dem Reiche zu Hülfe zu kommen. Er brauchte ihn aber desto mehr, je unvermutheter ihm damals die Italiäner seinen Zweck, welchen er schon erhalten zu haben schien, zerstörten. Man hatte sich ihm unterworfen; und er hatte seine Völker, worunter insonderheit der König in Böhmen war, wieder nach Hause geschickt. Kaum hatten dieselben Italien verlassen, als alle italiänische Städte den Krieg zu erneuern drohten, weil der Kayser Alexandria nicht begnadigen wollte. Gottfried von Viterbo sagt, es wäre schon acht Tage darauf geschehen. Und in dieser Noth war es, da sich Friedrich an Heinrichen wenden mußte.

Die Länder Heinrichs des Löwen waren damals in einem solchen Zustande, daß alles nur auf Gelegenheit wartete, wider ihn loszubrechen. Der erste Friede, den Friedrich zwischen Heinrichen und seinen Nachbarn gemacht, war, wie leicht zu vermuthen ist, zu des Uebers winders Vortheile gewesen. Und eine so große Verbindung wider ihn, als damals gewesen war, mußte ihn allezeit, bey seiner ersten Entfernung, und bey der ersten Widerwärtigkeit, die ihm begegnete, einen neuen Ausbruch fürchten laßen. Man sieht aus dem Erfolge genugsam, daß seine Feinde immer auf eine beqveme Gelegenheit lauerten. In diesem Bunde war Goslar mit gewesen; eine Stadt, welche ihm desto mehr Schaden thun konnte, je näher sie der Stadt Braunschweig lag, und welche, wenn er sie besaß, einem großen Theile seiner Feinde, als dem Bischoffe von Halberstadt, dem Erzbischoffe zu Magdeburg, den Markgrafen zu Meissen, entgegen

gegen stund. Es gilt hier gar der Einwurf nicht, warum Heinrich diesen Anfall seiner Feinde nicht besorgt, als er ins gelobte Land gegangen, und warum dieselben nicht schon damals losgebrochen. Denn Heinrich nahm keine Kriegsvölker mit sich dahin; der Kayser war zu der Zeit in Deutschland, und Heinrich blieb auch nicht längre Zeit außen, als seinen Feinden blos zur Kriegsrüstung nöthig gewesen wäre. Kurz, Heinrich fürchtete den Haß seiner Feinde, und hielt also für rathsam, die Stadt Goßlar, welche nicht allein zu seinen Feinden gehörte, sondern ihm auch wider seine Feinde wohlgelegen war, zur Belohnung seiner Dienste vom Kayser zu fodern, wo er ihm anders beystehen sollte. Und ob er gleich etwas foderte, das dem Kayser wichtig war, der aus dieser Stadt ein Auge auf die niedersächsischen Stände haben konnte; so war es doch an sich nicht unbillig, zumal da er außerdem vom Kayser sich wenig Dank zu versprechen hatte. Genug, Heinrich hatte die höchste Ursache, Goßlar zu fodern, und der Kayser hatte die höchste Ursache, ihm solches abzuschlagen. Otto von Sct. Blasio setzt noch hinzu, der Kayser habe nicht das Ansehen haben wollen, als ob ihm eine solche Schenkung in der Noth abgedrungen worden, und darum habe er ihm sein Begehren abgeschlagen. Aber diesesmal betrogen sich beide, und sie wurden gerade durch ihre Staatsregeln an diejenigen Klippen angetrieben, die sie vermeiden wollten. Heinrich wollte sich gegen seine Feinde in guten Stand setzen, und verhindern, daß sie ihn nicht anfielen; aber er brachte sich die Ungnade des Kayfers zuwege, und verursachte dadurch, daß seine Feinde, die bisher geruhet hatten, desto heftiger losbrachen. Friedrich wollte nicht das Ansehen haben, als ob er in der größten Noth steckte; aber dadurch setzte er

sich

sich in die bedrängten Umstände, die ihn dazu brachten, daß er Heinrichen zu Fuße fiel; und da dieses nichts half, so mußte man dennoch aus dem Erfolge des Krieges und aus seiner Unterwerfung gegen den Pabst sehen, wie nöthig er Heinrichen gehabt hatte.

Arnold von Lübeck berichtet noch diesen Umstand, welcher, wenn er sich also verhält, zugleich eine große Vertheidigung und ein großes Lob für Heinrichen ist. Er sagt nämlich, Heinrich hätte sich, dem Kayser in allem zu dienen, erboten, nur seine eigne Person hätte er ihm abgeschlagen. Es scheint uns etwas unwahrscheinlich zu seyn, daß der Kayser Heinrichen zu Fuße gefallen seyn sollte, um nicht etwan ein ganzes Heer, sondern blos eine einzelne Person zu seiner Hülfe zu erbitten. Es ist wahr, an einem klugen und tapfern Herrn, dessen Treue der Kayser erfahren hatte, war ohne Zweifel sehr viel gelegen. Aber wenn man bedenket, was der Fußfall eines Kaysers auf sich hat; so sollte man wohl meynen, ein so kluger und tapfrer Feldherr, als Friedrich war, würde eher sich selber vermögend geglaubt haben, den Feind zu schlagen, ehe er sich so tief erniedrigt hätte. Dennoch muß man bekennen, daß damals an einer einzelnen Person, die geschickt war ein Heer durch ihre Klugheit anzuführen und durch ihr Exempel zu ermuntern, und an einem Namen, den die Feinde fürchteten, mehr, als itzo, gelegen war. Denn in diesen Zeiten kam mehr, als itzo, auf die Stärke eines einzigen Armes an, und man focht noch nicht unter einem Nebel von Pulver, welcher verhindert hätte, die tapfern Thaten eines Achilles zu sehen. Man war auch schon gewohnt, daß Heinrichs bloße Person einer ganzen Unternehmung den Ausschlag gab.

Denn

Denn als Conrad der dritte Braunschweig in Heinrichs Abwesenheit angrif, und derselbe mitten durch die Nachstellungen der Feinde in die Stadt eingekommen war, so änderte Conrad sein ganzes Vorhaben, und zog sich zurück. Heinrich würde solchergestalt, wenn diese Erzählung wirklich Grund haben sollte, in diesem Kriege Friedrichs die Geschichte von dem Zorne des Achilles, dessen Abwesenheit allein die Griechen unglücklich machte, einigermaaßen erneuert haben. Ich will aber an seinen Ort gestellet seyn laßen, ob Heinrich sein Volk oder seinen Arm dem Kayser abgeschlagen. Denn er mag gethan haben, was von beiden er will: so glaube ich, daß man sich nicht zu verwundern hat, wenn er unerbittlich gewesen. Leuten, die einen sonderbaren Ehrgeiz haben, und nicht gewohnt sind, Fehlbitten zu thun, weil sie um ihrer Verdienste willen über dieselben hinaus zu seyn glauben, ist es weit empfindlicher, um etwas umsonst zu bitten, als um etwas gebracht zu werden, wozu sie Recht zu haben vermeynen. Denn der Verdruß ist alsdann doppelt; erstlich, daß sie etwas verfehlet haben, welches sie sich schon als das ihrige einbildeten, und zweytens, daß ihre Bitte so wenig geachtet wird. Diese Ursachen mußten Heinrichen zu einer so heftigen Erbitterung bringen, daß er den Kayser, den er selbst erst vergebens gebeten hatte, vergebens bitten ließ. Und der Kayser mußte sich desto mehr erzürnen, je mehr er sich vor Heinrichen erniedrigt hatte. Heinrich, dem es schon im Glücke an Feinden und Neidern nicht fehlte, mußte diesem Zorne unterliegen; und auf die kayserliche Achtserklärung erfolgte der plötzliche Verlust seiner weitläuftigen Staaten.

Anmerkungen über die vorgegebene Ausschließung der Prinzessin Blanca Gemahlin Ludwigs des Achten, Königs in Frankreich, von der Thronfolge in Castilien.

Es geht mit manchen Erzählungen der Geschichtschreiber, wie mit gewissen ausgestreuten Gerüchten. Man sagt sie nach, weil man sie gehöret hat; ohne den Grund davon zu wissen. Wenn ein Mann, der sonst in Ansehen stehet, sich übereilen lassen, eine Sache ohne Untersuchung zu glauben; so verführet er andre mit sich; und er hat die Irrthümer einer großen Menge andrer Leute auf seinem Gewissen. Ein andrer, der bey der Sache selbst zugegen gewesen ist, mag tausendmal seine Freunde versichern, daß es sich ganz anders verhalte. Wenn man einmal davon eingenommen ist, so fragt man ihn nicht einmal. Und derjenige, der das Glück hat, von jedermann befraget, und von jedermann gehöret zu werden, findet auch in Sachen, die er falsch begriffen hat, mehr Glauben, als diejenigen, die es besser wissen können.

Auf diese Art haben sich dann und wann Meynungen in die Geschichte eingeschlichen, welche so allgemein worden sind, daß uns nicht einmal einfällt, daran zu zweifeln, und welche täglich angeführet und wiederholet werden, ungeachtet uns nicht allein das Stillschweigen,

sondern

sondern so gar der Widerspruch derer, die zu derselben Zeit gelebt haben, von dem Gegentheile überzeugen könnte, wenn wir nicht einem fleißigen Scribenten, der uns vorgearbeitet hat, mehr trauten, als selbst denjenigen, aus denen er das seinige hätte nehmen sollen.

Wenn es nicht nöthig wäre, alle Kleinigkeiten in den Geschichten auf das genauste zu untersuchen; so verdienen wenigstens diejenigen Umstände eine sorgfältige Nachfrage, welche täglich zu Exempeln angeführet werden, um das Staats-Recht eines Landes oder die Ansprüche großer Herren darauf zu gründen, oder dadurch zu erläutern. Wir mögen für oder wider die Folgen, die man daraus zieht, eingenommen seyn; so liegt uns allemal an der Wahrheit der Exempel, die angeführet werden. Denn so sehr es uns zu verdenken seyn würde, wenn wir uns von unsern Gegnern durch falsche Erzählungen verblenden ließen: so sehr würden wir unsre Sache selbst verderben, wenn wir auch eine gute und richtige Meynung auf unrichtige Vorgeben gründen wollten.

Mich dünkt, unter diese falschen Erzählungen, die man sehr oft in den Streitigkeiten der Großen und zur Erläuterung des Staatsrechts von Spanien angeführet, gehöret diese von der castilianischen Prinzeßin Blanca, einer Gemahlin des Königs in Frankreich Ludwigs des Achten und Mutter Ludwigs des Heiligen, daß sie die älteste von den Töchtern Alfonso des Achten oder Edlen, Königes in Castilien gewesen, gleichwohl aber, da sie bey Abgang der männlichen Erben in Castilien zur Krone gelangen sollen, von ihrer jüngern Schwester Berengaria ausgeschloßen worden. Denn wenn man diejenigen Geschichtschreiber um Rath fragt, welche die Sache am besten wissen können; so darf ich beynahe versichern, daß

man überzeugt seyn werde, nicht Blanca, sondern Berengaria sey die älteste Tochter des Königs Alfonso gewesen, und die Erbfolge sey also damals in ihrer natürlichen Ordnung geblieben.

Es ist wahr, die Meynung, daß Blanca die älteste Schwester gewesen, hat das Zeugniß des Mariana für sich, welches von nicht geringem Ansehen ist, da er die besten Nachrichten zu seiner Historie bey der Hand gehabt. Aber man wird auch leichtlich zugeben, daß dieses Ansehen eine Ausnahme leide, wenn man einen Mann dagegen anführen kann, der zu denselben Zeiten in Spanien an dem Hofe Alfonso des Edlen gelebt, und der sich nimmermehr getraut haben würde, eine Unwahrheit zu derselbigen Zeit und unter demselbigen Volke zu schreiben, wo alle Welt die Wahrheit wissen mußte und ihn widerlegen konnte. Ich werde nicht allein die Stärke dieser Zeugnisse gegen einander halten, sondern auch die übrigen Umstände und Begebenheiten der damaligen Zeiten dazu nehmen, um urtheilen zu lassen, welche von beiden Meynungen damit am besten zusammen hänge.

Die Worte, womit Mariana so wohl den Vorzug des Alters der Blanca, als ihre Ausschließung von dem castilianischen Throne behauptet, bestehen in folgenden beyden Stellen in seinem XI. und XII. Buche: Die erste nämlich ist diese:*

„Vor allen andern Königen, die sich damals ver„heiratheten, war Alfonso König in Castilien be„sonders glücklich, indem er aus einer einzigen Ehe „eilf Kinder erzeugte. Hierunter war Blanca, „wie sie den andern an Alter vorgieng, auch glück„licher, als die andern, indem sie ihrem Gemahle Ludwig

* Mariana L. XI. c. 17.

„Ludwig dem Achten König in Frankreich durch „eine glückliche Geburth den heiligen Ludwig zur „Welt brachte. Der Blanca folgten Berenga„ria, Sanctius, Urraca, Ferdinand, von „welchem gewiß ist, daß er im Jahr 1189. geboren „war. Hierauf Malfada und Constantia, nach „diesen zwo andre Schwestern, deren Namen man „nicht weis: Endlich folgte Eleonora und der letz„te Prinz Heinrich. Berengaria ward dem Con„rad, einem Sohne des Kayfers Friedrich Barba„rossa versprochen, und zwar geschahe dieses im „Jahr 1191. Die Hochzeit ward aber nicht vollzo„gen, weil die Prinzeßin sich weigerte, nach „Deutschland zu reisen.

Die andre Stelle: *

„Der junge König Heinrich in Castilien hatte zwo „Schwestern, die älter waren, als er, die Blanca, „welche dem Kronprinzen in Frankreich Ludwig „Philipps Sohn vermählet war, und Berenga„ria, die dem Alfonso König von Leon, in der „Zeit, da sie mit ihm verehlicht war, vier Kinder „geboren hatte. Blanca hatte den Vorzug des „Alters, und die Gesetze von Spanien für sich, um „das Königreich ihres Bruders zu erben, wenn „das Recht zu herrschen bloß in den Schriften elen„der Rechtsgelehrten enthalten wäre, und nicht viel„mehr auf die Gunst des Volks und auf die Ge„schicklichkeit, auf die Tapferkeit, auf die Ge„schwindigkeit und auf das Glück der Fürsten an„käme. So geschahe es auch hier. Denn der „Reichstag ward beschleunigt, Blanca übergan„gen

* Mariana L. XII. c. 7.

„gen, und durch Einwilligung der Großen und des „Volks der Berengaria das Reich angetragen. Man „hatte einen Abscheu vor einer auswärtigen Regie„rung, und man hielt dafür, man müßte die Ur„sache zu neuen Unternehmungen vermeiden, welche „dadurch entstehen könnten, wenn Spanien und „Frankreich zusammen kämen.

Was die erste Stelle betrifft, so scheint es den übrigen gründlichen Anmerkungen, deren sonst Mariana gewohnt ist, sehr wenig gemäß, daß er sich dabey aufhält, den Alfonsus und seine Tochter die Blanca dreymal glücklich zu preisen; daß nämlich Alfonsus durch die Zahl seiner Kinder glücklicher als die andern Könige gewesen; daß Blanca, als die erstgeborne, glücklicher, als ihre Schwestern, seyn müssen, indem sie durch eine glückliche Geburt Ludwig den Heiligen zur Welt gebracht. Wenn man den Alfonso durch die Zahl seiner Kinder glücklich nennen kann, da seine Söhne bis auf den jüngsten vor ihm starben, da er sein Reich in den Händen eines unmündigen Prinzen zurückließ, und da seine Tochter Berengaria von ihrem Gemahl geschieden und wieder zurück geschickt war; so war freylich Blanca auf eben diese Art glücklicher als die andern, daß sie einen Heiligen zur Welt brachte, ungeachtet sie nach des Mariana Meynung eine Krone, die ihr zugehörte, darüber einbüßte. Und daß sie endlich darum einen Heiligen zur Welt zu bringen das Glück hatte, weil sie die älteste war, ist ebenfalls mehr ein Spielwerk, als eine Betrachtung, die eines so scharfsinnigen Geschichtschreibers würdig wäre.

Gleichwohl wollte ich die Muthmaaßung gern bey mir behalten, daß diese Nachricht, eben dieser Zierrathen wegen, mehr ihren Ursprung in einem Lobredner des heiligen

ligen Ludwigs, als in einem ordentlichen Geschichtschreiber, haben könnte; wenn ich nicht überzeugt wäre, es müsse ein dergleichen heiliges Ansehen gewesen seyn, welchem Mariana zu widersprechen Bedenken getragen, und welches ihn bewegen können, die deutlichsten Zeugnisse, die er sonst vor Augen hatte, hintanzusetzen. Mariana ergriff diese Meynung unfehlbar desto begieriger, weil er darinnen ein Exempel fand, das mit seinen eignen Gedanken von der Erbfolge übereinstimmte, welche er nicht allein in der zweyten Stelle, die ich itzt angeführet habe, sondern auch an andern Orten,* deutlich ausdrückt, daß man nämlich in der Erbfolge zwar auf den königlichen Stamm, aber nicht auf den nächsten Grad der Verwandschaft, sondern auf die Geschicklichkeit zu regieren und auf andre Vortheile sehen müsse.

Aber woher konnte Mariana die Sache besser wissen, als der Erzbischoff von Toledo Roderich, der unter dem Vater der Berengaria Alfonso dem Achten schon in Geschäfften gebraucht ward, der seine Geschichte zu derselben Zeit schrieb, und der nicht allein der Blanca und ihres Vorzugs im Alter, und der Berathschlagungen, warum man die jüngere Schwester der ältern vorgezogen, gar nicht erwähnet, sondern an zween verschiednen Orten die Berengaria ausdrücklich die erstgeborne nennet. Denn fürs erste erzählt er von dieser Berengaria: **

„Nachdem der König zu Leon, Ferdinand, ge„storben war, hielt sein Sohn Alfonso eine Zu„sammenkunft mit dem König Alfonso von Casti„lien. Daselbst befand sich eben Conrad, ein Sohn „des römischen Kayfers Friedrich des Ersten. „Alfonso machte so wohl den König von Leon, als

* Mariana L. XX. c. 30. ** Roderic. Tolet. L. 7. c. 24.

„den Sohn des Kayfers, wehrhaft, und versprach „diesem letztern seine erstgeborne Tochter Beren„garia. Da aber Conrad wieder nach Deutsch„land gieng, wiedersprach diese Prinzeßin so gleich „ihrer Verlöbniß, und ward durch den Primas „von Toledo und durch den Päbstlichen Legaten ge„schieden, und blieb unverheyrathet. Endlich „nachdem der König Alfonso von Leon mit dem „König in Castilien in Krieg verwickelt gewesen, „und sie einander ihre Länder verwüstet hatten, hey„rathete er die Berengaria, des Königs in Casti„lien Tochter.

Eben derselbe giebt die Ursachen an, warum Berengaria auf den Thron gelangte,* und er mußte sie wissen, denn er war selbst das Haupt der Reichsstände:

„Der Adel von Castilien trug einstimmig das Kö„nigreich der edlen Königin Berengaria an. „Denn nach Absterben der Söhne kam ihr, als der „erstgebohrnen unter den Töchtern, die Erbfol„ge im Reiche zu, und dieses ward so gar durch „ein Privilegium ihres Vaters bewiesen, welches „in dem Archiv zu Burges aufbehalten ward, und „ das ganze Königreich hatte, ehe noch der König „ einen Sohn hatte, dieses zweymal durch seinen „Eyd und seine Huldigung bekräftigt.

Es ist unstreitig, wenn der damalige Erzbischoff von Toledo dieses schreibt; so ist kein Geschichtschreiber, weder Mariana, noch ein andrer, wenn er auch so gar zu denselbigen Zeiten in Frankreich, in England, oder in Spanien selbst gelebet hätte, der der Glaubwürdigkeit eines solchen Mannes die Wage halten könnte. Denn wenn auch

* Roder. Tolet. L. 9. c. 5.

auch dieser Erzbischoff auf der Berengaria ihrer Seite war, würde er darum öffentlich eine Unwahrheit gesagt haben, die alle Welt widerlegen konnte? Oder würde er nicht vielmehr, wenn auch Blanca die älteste gewesen wäre, den Einwurf durch allerley Vorwand abgelehnet haben, warum man die jüngere Schwester der ältern vorzöge, und auf den Thron erhübe. Er konnte in solchem Falle eben die Entschuldigung vorbringen, wie Mariana: Die Erbfolge ließe sich nicht so genau durch die geschriebnen Gesetze bestimmen; sondern es sey die Wohlfahrt des Volks, nach welcher man sie einschränken müsse, und welche in der natürlichen Ordnung oft eine Ausnahme mache. Er hatte als Erzbischoff von Toledo nicht allein die Freyheit, sondern auch das Ansehen, dieses zu sagen; und er macht sich gar kein Bedenken, bey einer andern Gelegenheit, die auch zu seinen Zeiten vorfiel, so zu reden. Nämlich Alfonso König in Leon, der Berengaria Gemahl, hatte in seinem Testamente seine Töchter von der ersten Gemahlin Theresia zu Erben eingesetzt. Aber der Berengaria Sohn, Ferdinand der Dritte, gelangte dem ungeachtet zum Königreich. Denn sagt er, * die Prälaten des Reichs, denen obliegt, so wohl für das Königreich, als für das Priesterthum, zu sorgen, nahmen ihn zum Könige an.

Es kann also unmöglich dem Zeugniß so eines solchen Mannes, ein andres, es sey von wem es wolle, vorgezogen werden; und alles, was darwider zu sagen übrig seyn könnte, wäre dieses, daß seine Schrift vielleicht verfälscht worden.

Mariana beschuldiget zwar die Geschichte dieses Erzbischoffs hin und wieder, daß sie durch die Nachläßig-

* Roder. Tolet. L. 9. c. 11.

keit und durch die Fehler der Abschreiber öfters verstellet sey. * Aber diese Beschuldigungen fallen bloß auf die Zeitrechnung desselben; nirgends aber behauptet er, daß die Schriften dieses Erzbischoffs aus Bosheit verfälschet worden. Es müßte aber nothwendig dieses aus Bosheit geschehen seyn, da das oben angeführte Zeugniß aus zwo Stellen besteht, wobey gar keine Gelegenheit war, sich zu verschreiben, und da das letztere nicht auf einem einzelnen Worte, sondern auf etlichen Zeilen beruhet, die gleichwohl mit dem übrigen in einem völligen Zusammenhange sind. Was für Ursachen hätte man endlich in Spanien gehabt, diese Stellen zu verfälschen? Berengaria, ihr Sohn, und dessen Nachkommen regierten in Ruhe; man genoß so gar von Seiten Frankreichs alle Freundschaft; und es ward damals nicht daran gedacht, daß man wegen der Blanca einen Anspruch auf das Königreich Castilien machen wollte.

Damit man aber desto weniger eine Verfälschung besorgen dürfe; so können uns alle andre damalige Begebenheiten durch sehr wahrscheinliche Gründe überführen, daß alles viel besser zusammenhänge, wenn man die Berengaria für die älteste erkennet, als wenn man diesen Vortheil der Blanca zusprechen wollte.

Ungeachtet es wohl geschieht, daß wegen Gleichheit des Alters eine jüngere Prinzeßin vor einer ältern begehret wird; so hat doch diejenige Prinzeßin die Vermuthung für sich, daß sie die ältere sey, um welche schon lange

* Z. E. Mariana L. 12. c. 3. Obiit Alfonsus Castellae Rex testamento facto Salutis anno 1214. prid. Non. Octobris, qui dies Lunae fuit, memoria Fidei virginis sacer. Sic Roderici Praesulis historiam castigato, vitio librariorum saepe foedam.

Die Stelle des Roderich ist diese: aera 1252. in die Fidis Virginis secunda feria decimo Kalend. Octobris obiit Alfons. Cast. R.

lange Zeit vor ihren andern Schwestern Ansuchung gethan wird. Berengaria war schon um das Jahr 1191, und also zehen Jahr eher, als Blanca nach des Mariana eigner Rechnung von dem Herzog Conrad, des Kayfers Friedrich des Ersten Sohne, zur Ehe verlangt worden. Wie sollte aber Conrad gerade auf die jüngere Prinzeßin gefallen seyn, welche noch dazu einen Widerwillen bezeigte, nach Deutschland zu reisen? Und an die älteste, Blanca, welche hernach kein Bedenken hatte, aus ihrem Vaterlande zu reisen, sollte er nicht gedacht haben? Entweder beide Prinzeßinnen waren damals noch Kinder von etlichen Jahren; so war desto weniger Ursache da, die jüngste vor der ältesten zu wählen; oder die Prinzeßin Berengaria war damals schon etwas erwachsen; so wird Blanca, wenn sie noch älter gewesen seyn sollte, als Berengaria, allzualt für Ludwig den Achten werden, und bey nahe vierzig Jahr alt seyn, ehe sie Ludwig den Heiligen zur Welt brachte. Denn Berengaria wiedersprach selbst der Verbindung mit dem Prinzen Conrad sogleich, sie ward auch noch in selbigem Jahre von ihm öffentlich geschieden, denn derjenige Erzbischoff, der die Scheidung verrichtete, Gonsalvo, starb noch in selbigem Jahre. * Also hatte sie damals schon so viel Verstand, ihre Meynung zu sagen. Hierzu kömmt noch, daß ihr Vater Alfonso, König in Castilien, schon 1171. die Prinzeßin Eleonora aus England bekam, ** welche zwar noch nicht völlig erwachsen, aber doch schon so beschaffen war, daß sie dem jungen Könige durch ihre Schönheit und durch ihre Annehmlichkeit Liebe einflößte; daß also die Heyrath ihrer Mutter Eleonora wenigstens um das Jahr 1175. vollzogen seyn konnte; daß bey einer so

* Mariana L. XI. c. 20.

** Mariana L. XI. c. 11.

so geseegneten Heyrath, wie sie Mariana vorgiebt, nicht zu vermuthen ist, daß sie lange Zeit ohne Kinder geblieben sey; daß endlich vor der Geburt eines Prinzen, wie der Erzbischoff von Toledo meldet, schon zweymal der Berengaria gehuldiget worden. Da nun Ferdinand im Jahr 1189. gebohren, Sanctius aber noch älter war, und diese beide Brüder noch eine Schwester zwischen sich hatten, den Aeltern aber die Zeit vorher so lang worden war, ehe sie einen Prinzen bekamen, daß sie ihrer ältesten Tochter, sie mag gewesen seyn, wer sie wolle, zweymal huldigen ließen; so müßte man die Geburt der Blanca zum wenigsten in das Jahr 1179. setzen. Da aber Ludwig der Heilige im Jahr 1226. erst eilf Jahr alt war; so wäre also natürlicher Weise die Prinzeßin Blanca schon an die vierzig Jahre gewesen, da sie ihn zur Welt brachte; zu geschweigen, daß sie auch älter als Ludwig der Achte hätte seyn müssen. Ich bringe dieses nicht als Beweise vor, sondern nur um zu zeigen, daß der Zusammenhang aller Umstände viel wunderbarer und unbegreiflicher wird, wenn man die Blanca als die erstgeborne ansieht, und daß er hingegen ganz natürlich bleibt, wenn Berengaria den Vorzug behält, weil es der beste Probierstein der Wahrheit ist, wenn die Umstände wohl zusammenstimmen, welche bey der geringsten Falschheit nicht so leicht mit solcher Geschicklichkeit zusammen verbunden werden können, daß sie nicht wider einander laufen, und einander selbst aufheben.

Da ferner Berengaria ganzer zehen Jahre, nachdem sie die Verlöbniß mit dem Herzog Conrad gebrochen hatte, unverheirathet geblieben war; so schied sich der König von Leon, Alfonso, von der portugiesischen Prinzeßin

zeßin Theresia, und so gleich schickte er nach Castilien, und ließ um die Prinzeßin Berengaria anhalten. *

Man sollte glauben, Blanca müßte entweder von ihren Aeltern sehr gehaßt, oder häßlich, oder untugendhaft gewesen seyn, daß schon zween Prinzen vor ihren Augen sich an ihre jüngere Schwester Berengaria machten; und wofern sie die älteste gewesen wäre, so würde man sagen müssen, es sey ihr Glück gewesen, daß sie die Gabe zu gefallen nicht gehabt, sonst würden wenigstens nicht alle Liebhaber bey ihr vorbey gegangen seyn, und sie würde nicht aufgehoben worden seyn, damit sie als die Erstgeborne den Vorzug haben könnte, den heiligen Ludwig zu gebären.

Endlich aber erfolgte die Vermählung der Blanca und zwar nicht von ungefähr, oder aus Neigung ihres Gemahls zu ihr, sondern der König in England, ihrer Mutter Bruder, setzte dieses unter die Friedensbedingungen, daß der Kronprinz Ludwig der Achte sie ohne Mitgift heirathen sollte. ** Sie hatte auch das Glück, daß ihre Heirath eher, als ihrer Schwester ihre, vollzogen ward.

Warum aber Berengaria, als die älteste, nicht eher verheirathet worden, und warum die Franzosen nicht vielmehr die Berengaria, als die Blanca, verlanget, davon war nicht die Ursache, weil Blanca die älteste war, sondern der Grund läßt sich ganz natürlich darinnen finden, weil Alfonso von Leon noch beständig um die Berengaria anhielt, auch die Mutter derselben, Eleonora von England, durch deren Vermittelung ohne Zweifel gleichfalls die Parthey mit dem französischen Prinzen gestiftet

* a. 1200. Mariana L. XI. c. 20.

** a. 1201. Mariana L. XI. c. 21.

gestiftet war, die Berengaria an den König von Leon bestimmet hatte, und nur ihrem Gemahl noch nicht überreden können, seine Einwilligung darein zu geben, welche sie erst in dem Jahre darauf erhielt. *

Wäre ferner Blanca die erstgeborne gewesen; so wäre, wie ich schon berührt habe, sehr zu verwundern, warum nicht allein Rodrich von Toledo, der doch sonst so aufmerksam ist, alle diejenigen Umstände zu bemerken, die in die damalige Staatsverfaßung von Spanien, besonders von Castilien, gehörten, diese Hintansetzung der Erstgeburt nicht mit einem Worte berühret; sondern auch warum so viele von den Großen, die der Berengaria auffätzig waren, nicht die Blanca wenigstens zum Vorwande gebraucht. An statt eines so wichtigen Grundes sich zu bedienen, nahmen sie ihre Zuflucht zu einer sehr nichtigen Einwendung. Nämlich sie verhetzten den vormaligen Gemahl der Berengaria, den König von Leon, der sich doch von ihr geschieden hatte, daß er das Königreich als ein Stück, so zur Mitgift gehörte, an sich ziehen sollte. Und dieses war Ursache genug, den Reichstag in größter Eilfertigkeit zu vollziehen, wie Mariana selbst anführet, ** wiewohl er zugleich vorgiebt, es sey auch mit darum geschehen, damit Berengaria im Besitze des Königreichs wäre, ehe Blanca noch einen Anspruch darauf machen könnte. Das Recht der Berengaria mußte gleich-

* Roderic. Tolet. L. 7. c. 31. Et licet Rex nobilis hoc respueret, Alienor Regina vxor nobilis Alfonsi, cum esset prudentissima, sagaci prouidentia & solerter rerum pericula attendebat, quibus per coniunctionem huiusmodi poterat obuiare, & regi Legionensi dedit praedictam filiam in vxorem.

Mariana L. XI. c. 21. a. 1202. Berengaria Alfonso Legionensi regi *tandem* iuncta est.

** Mariana L. XII. c. 7.

gleichwohl sehr gewiß seyn, da es so gar ihre Feinde erkannten. Denn aus eben diesem und aus keinem andern Rechte konnten sie ihren gewesenen Gemahl überreden wollen, das Reich in Besitz zu nehmen.

Endlich muß man sich verwundern, wie ruhig damals Frankreich alles dieses angesehen, und sich weder mit Waffen, noch auch einmal mit Worten darwidergesetzt, oder das geringste Misvergnügen bezeigt, sondern vielmehr mit derjenigen Person, die ihrer ältesten Schwester ein ansehnliches Königreich vorenthalten haben sollte, in der besten Freundschaft gelebt. Alles dieses würde Frankreich gewiß nicht gethan haben, wenn die Prinzeßin Blanca ihres Rechts zur Erbfolge durch ihre Schwester und durch die Stände von Castilien beraubt worden wäre.

Im Jahr 1717. hatte Berengaria sich in den Besitz dieses Königreichs gesetzt, und es ihrem Sohne Ferdinand übergeben. Und 1720. reiste die Braut dieses jungen Königs Beatrix, eine Tochter des Kayfers Philipps von Schwaben durch Frankreich zu ihrem Gemahle nach Spanien. Sie ward bey ihrer Durchreise von dem König Philipp August in Frankreich, dem Schwiegervater der Blanca, der damals noch lebte, zu Paris mit vieler Pracht aufgenommen, und mit vielen Ehrenbezeigungen durch das ganze Land geführet. * War wohl dieser Philipp August, der sonst so kriegrisch war, und so viel Ehrgeiz hatte, ein Herr, welcher den Verlust einer Krone, die seinem Sohne gehörte, nicht allein mit Gelassenheit, sondern mit solcher Trägheit, angesehen haben würde, daß er nicht einmal sein Misvergnügen darüber bezeigte? Gesetzt auch, daß ihn die beständigen Kriege mit England abhielten, seine Rechte auszuführen; so würde

* Mariana L. 12. c. 90. Roder. Tolet. L. 9. c. 10.

würde er doch durch geführte Beschwerden, oder wenigstens durch sein kaltsinniges Bezeigen zu verstehen gegeben haben, daß er der Berengaria und ihren Kindern seine Ansprüche nicht geschenkt haben wollte. Wenn er sich aber auch noch so freundlich gestellt hätte; so würde Berengaria selbst allzuwohl gewußt haben, was eine solche Beleidigung auf sich habe, als daß sie nach diesem die Gemahlin ihres Sohnes durch Frankreich hätte reisen laßen sollen.

So wenig ich also glauben kann, daß Blanca die älteste Tochter des Königs Alfonso des Achten von Castilien gewesen; so wenig will ich mich einlassen, diejenigen Folgerungen dadurch umzustossen, zu deren Erläuterung dieses Exempel im Staatsrechte meistentheils gebraucht wird. Sie können ihre andern Gründe haben, oder nicht. Es ist mir genug, eine falsche Meynung aus dem Wege geräumt zu haben, an welcher nichts anders Schuld ist, als das Vertrauen, das man bey der Geschichte eines jeden Landes auf einen einzigen berühmten Geschichtschreiber zu ſsetzen pflegt, ohne die übrigen um Rath zu fragen.

LB Coburg

14. 7. 77

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlegel, Johann Elias,

Johann Elias Schlegels Werke

Bd.: 4

(1766)

Coburg, Landesbibliothek -- D IV 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941912-9